I.

Denkmale der Kunst.

A. Kirchengebäude.

Binterim, Ant. Jos., die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christkathol. Kirche. 1826. IV. 1, 1—162. — Augusti, J. Chr. W., die gottesdienstlichen Personen und Oerter der christlichen Kirche (Bd. 11 der Denkwürdigkeiten). 1830. S. 315—496. — Desselb. Beiträge zur christlichen Kunstgesch. u. Liturgik. 1841. — Bunsen, Chr. C. Josias, die Basiliken des christl. Roms (1842). — Kreuser, J., Kölner Dombriefe. 1844. S. 2—62. — Desselb., der christl. Kirchenbau. 2. Aufl. 1860. 1, 3—270. — Monographieen sind gehörigen Orts unter dem Texte angeführt.

a. Im Allgemeinen.

12. Die gottesdienstlichen Gebäude der Christen sind von Westen nach Osten gerichtet (orientirt). Diese heilige Baulinie[1]) beruht auf der altchristlichen Sitte, sich beim Beten gen Osten zu wenden und den Blick nach dem Aufgang aus der Höhe zu lenken.

Eine genaue Orientirung ist vor der Erfindung des Compasses überhaupt nicht, und von der unbefangenen mittelalterlichen Praxis am wenigsten zu erwarten; doch findet sich im XII. Jahrh. (Joh. Beleth, divini officii explicatio c. 2.) die ausdrückliche Vorschrift »*Ut aedificetur versus Orientem, hoc est versus solis ortum aequinoctialem*« und die Verwerfung Derjenigen, die sich aus nicht angeführten Gründen nach dem Aufgangspunkte der Sonne am längsten Tage richten wollten und richteten (»*nec vero contra aestivale solstitium, ut nonnulli et volunt et faciunt*«), also eine nordöstliche Baulinie beliebten. Letztere Richtung findet sich, — ob absichtlich, oder nur zufällig, oder nur wegen gewisser örtlichen

1) Alberdingk Thijm, Jos. Alb., de Heilige Linie. Proeve over de oostwardsche richting van kerk en autaar als hoofdbeginsel der kerkelijke bouwkunst. Amsterd. 1858. Vergl. Desselb. »*De l'orientation des églises*« in »*Dietsche Warande*« (Partie française.) 1857. p. 37 und »*La ligne sacrée*«. Ebd. p. 51. — Ueber die Richtung der Kirchen, in Mone u. v. Aufsess, Anzeiger für Kunde des deutschen M. A. 3, 201. — Orientirung der Kirchen, in der Zeitschr. für christl. Archäologie und Kunst. 1, 32.

Verhältnisse, beobachtet z. B. bei den Domen von Basel und Meissen, welche sich von WSW nach ONO erstrecken; auch die Martinikirche zu Braunschweig und die Kirche von Arnual haben nordöstliche Lage, wogegen der Dom und die Liebfrauenkirche in Trier mit dem Altarende um etwa 20^0 nach Süden abweichen. Andere zahlreiche Beispiele von beiderlei Abweichungen lassen sich auf dem Plane jeder beliebigen alten und grösseren Stadt mit leichter Mühe auffinden, und da die Richtungslinie der Kirchen, wie in Deutschland so auch in Frankreich und England, den ganzen Bogen auszufüllen scheint, den die Sonne vom kürzesten bis zum längsten Tage am Horizonte beschreibt, so liegt die Vermuthung nahe, dass man sich bei Bestimmung der Baulinie oft lediglich nach dem Aufgangspunkte der Sonne am Tage der Grundsteinlegung gerichtet haben mag. Im Spätmittelalter bediente man sich allerdings des Compasses[1]), bequemte sich indess, was namentlich innerhalb der Städte unumgänglich nöthig war, dabei der Localität an, doch niemals in dem Maasse, dass die Längenaxe der Kirche geradezu von Norden nach Süden fiel, was zwar in Rom bei Santa Prassede (mit dem Altar in Norden) und bei San Giorgio in Velabro (mit dem Altar in Süden) aus unbekannten Ursachen der Fall ist, aber in Deutschland von keinem mittelalterlichen, schon ursprünglich zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmten Gebäude nachgewiesen ist, und höchstens bei später als Kirchen benutzten Refectorien etc. (wie bei der sogenannten älteren Kirche in Kloster Eberbach) vorkommt. — Bei der aus dem XIII. Jahrh. stammenden Schlosskapelle in Vianden erscheint die südliche Richtung durch die Terrainverhältnisse unbedingt geboten.

13. Der Bau begann mit der Grundsteinlegung durch den Bischof am Altarende in Osten und schritt von hier nach Westen weiter vor; in dieser technischen Beziehung wird daher die Baulinie als von Osten nach Westen gehend zu bezeichnen sein.

In dem Baurisse für das Kloster St. Gallen[2]) vom J. 820 wird die Längenrichtung der Kirche ausdrücklich bezeichnet »*ab oriente in occidentem*«, aber das Missverständliche dieses Ausdrucks fällt dadurch hinweg, dass der Hauptaltar wie gewöhnlich in Osten und die Thürme in Westen angebracht sind. Vergl. unten Anmerkung 1.

Auf Herstellung des Altarhauses musste man für den Zweck des Gottesdienstes am ersten bedacht sein, das Entbehrlichere durfte hinausgeschoben, und die kostspieligen Thürme brauchten erst zuletzt vollendet zu werden. — Selbstverständlich ist der obige Satz 13. nur für ausgedehntere Kirchenbauten von Erheblichkeit. Das sachkundige Auge erkennt z. B. am Dome zu Magdeburg, dessen Osttheil im Jahre 1208 begonnen wurde, an den Merkmalen des Baustyls mit Bestimmtheit, dass der Bau allmäh-

1) L. Lacher in seiner Unterweisung von 1516 (Reichensperger, Verm. Schr. S. 139) sagt: »*so du wildt ein Khor an das Hochwerkh anleg wo er stehn sol, der abmerckung, der sonen aufgang, so nimb ein Khumbast, setz den auf ein winckelmaass, vnd lass den magnad auf die mitdaglinie stehn*« u. s. w.

2) Keller (Bauriss des Kl. St. Gallen) drückt sich S. 15 des Textes missverständlich und S. 20 unrichtig hierüber aus, während der Bauriss selbst keinen Zweifel aufkommen lässt.

lich nach Westen hin weiter fort schritt, wo er mit dem Oberbau des Westgiebels und der Thürme erst in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts seinen Abschluss fand. — Vom Dome zu Cöln wurde bekanntlich nur der östliche Theil ganz fertig. — Wo, wie z. B. am Münster zu Freiburg i. B., der östliche Theil entschieden jünger ist, als das übrige Gebäude, gehört der erstere einem späteren Neubau an. Ebenso ist auch die Westfront von St. Stephan zu Wien der Ueberrest eines älteren Baues. — Am Dom zu Halberstadt baute man, wie übereinstimmend mit den geschichtlichen Nachrichten der Augenschein lehrt, von Westen aus in östlicher Richtung weiter, allein dies war ein Umbau, welcher zum Theil die Stelle einer älteren Kirche einnehmen sollte, die man, um den Gottesdienst fortsetzen zu können, während des Baues conserviren musste. — Am Dom zu Cöln schritt man nach Vollendung des Chores zunächst zum Baue des Langhauses und der Thürme, und liess selbst die Fundamente der südlichen Kreuzvorlage, die erst bei der neuesten Wiederaufnahme des Baues gelegt werden mussten, wenigstens theilweise fehlen.

Anmerkung 1. Die west-östliche Baulinie stand zwar schon im christlichen Alterthume fest[1]), doch wurde der Altar, statt wie später regelmässig in Osten, auch häufig am Westende der Kirchen angelegt, wie mehrere alte Kirchen in Rom[2]) noch heute beweisen. Der amtirende Priester schaute auch in diesen Kirchen nach Osten, stand also nicht vor, sondern hinter dem Altartische und brauchte sich deshalb bei der Salutation des Volkes (*Dominus vobiscum*) nicht umzudrehen.[3]) Auch ausserhalb Rom gab es in altchristlicher Zeit Kirchen in umgekehrter Richtung[4]) und zwar,

---

1) Const. apostol. 2, 57: *Ὁ οἶκος ἔστω — κατ' ἀνατολὰς τετραμμένος.* — Vergl. Sidon. Apoll. epist. 2, 10 mit den Anmerkungen von Sirmond (Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins. VIII. 4, 424).

2) Es sind S. Peter im Vatican, S. Maria Maggiore, S. Johann im Lateran, S. Sebastian ausserhalb der Mauern, S. Crisogono, S. Balbina, S. Martino ai Monti, S. S. Nereo ed Achilleo, S. Maria in Domnica, S. Clemente, S. Nicolo in carcere und S. Maria in Trastevere. Auch S. Lorenzo ausserhalb der Mauern hatte ursprünglich den Hochaltar am Westende, aber beim Bau des jetzigen Schiffes zu Anfang des XIII. Jahrh. liess Papst Honorius IV. die alte Thür an der Ostseite vermauern und verlegte den Hochaltar dahin. Vergl. Alberdingk Thijm, Dietsche Warande (Partie française). 1857. p. 44.

3) Durandi Rationale l. V. c. II. n. 57 (Lugd. 1551. Fol. 134 v.): In ecclesiis ostium ab occidente habentibus, missam celebrans, in salutatione ad populum se vertit . . . . . et deinde oraturus se ad orientem convertit. In ecclesiis vero ostia ab oriente habentibus, ut Romae, nulla est in salutatione necessaria conversio: sacerdos in illis celebrans, semper ad populum stat conversus. — Leo der Grosse (um 443) nahm Anlass (Serm. 7 de nativ.) das Volk zu strafen, weil dieses, theils aus Unwissenheit, theils aus heidnischem Aberglauben, auf den Stufen am östlichen Hauptportale von S. Peter, vor dem Eintritt in die Kirche, sich nach Osten gegen die aufgehende Sonne umwandte um zu beten, drang indess damit nicht durch, da die Gläubigen diese Sitte beibehielten, weshalb auf Veranlassung eines Cardinals im J. 1300 ein musivisches Bild Christi und der Apostel vor der Kirchthür errichtet wurde, damit die sich nach Osten umwendenden Betenden dieses verehren sollten, und der Aberglaube eines Sonnencultus vermieden würde. Vergl. Casalius, de Christ. ritibus. Francof. et Hannov. 1681. p. 30.

4) Die Kirche zu Tyrus (Eusebius, hist. eccl. 10, 4 n. 16) lag mit ihrem Vorplatze gegen die Strahlen der aufgehenden Sonne ausgebreitet; dasselbe war (de vita

wenn einem Zeugnisse aus dem IX. Jahrh. zu trauen ist, weil man damals auf die Orientirung der Kirchen kein besonderes Gewicht gelegt habe.[1]) Sicher ist, dass man aus Zweckmässigkeits-Gründen von der typisch gewordenen Orientirung abzuweichen keinen Anstand nahm: denn Paulinus von Nola baute bei der älteren grösseren des h. Felix, welche richtig orientirt war, eine kleinere Kirche mit dem Eingang auf der Ostseite, weil sie nur als zu ersterer gehörig betrachtet werden sollte.[2]) Auch die kleine Krankenhauskirche auf dem Baurisse von St. Gallen, welche mit der ebenso grossen richtig orientirten Novizenkirche in gleicher Axe liegt, hat, offenbar nur der Symmetrie halber, die Altarnische in Westen, und dieses Schwanken zwischen beiden Weisen scheint noch bis ins XI. Jahrh. fortgedauert zu haben: denn die zuerst im J. 983 erbaute (später erneuerte und neuerdings abgetragene) Kirche des Klosters Petershausen bei Constanz hatte den Haupteingang östlich und den Altar westlich, und wie im Dom zu Bamberg (gegr. 1004)[3]) scheint auch ursprünglich im Dome zu Augsburg, in St. Emeram, im Obermünster und in St. Jakob zu Regensburg, sowie in St. Michael zu Hildesheim der Hochaltar seine Stelle im Westen gehabt zu haben. Die Dome zu Mainz und Fulda dagegen, in denen der Hochaltar jetzt zwar ebenfalls am Westende steht, aber ursprünglich östlich stand, gehören aus diesem Grunde nicht hieher.

Anmerkung 2. Dem Kirchenbau musste die bischöfliche Erlaubniss, die Aussetzung einer bestimmten Dotation und die Erwerbung eines geeigneten Bauplatzes vorangehen. Letzterer wurde durch die Errichtung eines Kreuzes als nunmehriges Eigenthum der Kirche bezeichnet und nach einem alten Rechtsbrauche zuweilen mit Seidenfäden umspannt[4]), um ihn von den profanen Umgebungen abzusondern. Wenn die Fundatoren hochgestellte Personen waren, so pflegte die Grundsteinlegung[5]) im Beisein vieler geistlicher und weltlicher Gäste unter grossen Feierlichkeiten zu geschehen. Nach Besprengung der Baugrube mit Weihwasser legte der Bischof den Grundstein (*primarium lapidem*), welcher mit einem Kreuze bezeichnet sein musste. Doch war es im früheren Mittelalter anscheinend Sitte, nicht bloss

---

Constantini 3, 37) mit den Thüren der Kirche des Erlösers zu Jerusalem der Fall. Sokrates (H. e. 5, 22) sagt von der grossen Kirche zu Antiochia: *Ἡ ἐκκλησία ἀντίστροφον ἔχει τὴν θέσιν· οὐ γὰρ πρὸς ἀνατολὰς τὸ θυσιαστήριον, ἀλλὰ πρὸς δύσιν ὁρᾷ.* Paulinus von Nola giebt (ep. 12 ad Severum) als die gebräuchlichere Sitte an, dass der »*prospectus*« der Kirche nach Osten schaue.

1) Walafried Strabo (de exord. et incr. rer. eccl. c. 4) bemerkt: »*Non magnopere curabant illius temporis justi, quam in partem orationis loca converterent. Sed tamen usus frequentior et rationi vicinior habet in Orientem orantes converti, et pluralitatem maximam ecclesiarum eo tenore constitui.*«

2) Paulini ep. 12 ad Severum.

3) Pertz, M. G. XVII, 635; vergl. Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit. 2. Aufl. 2, 61 u. 580.

4) Die Seidenfäden, welche in den Marienkirchen zu Laeken u. Lebbeke (bei Dendermonde) in Belgien aufbewahrt werden, sollen einst zu obigem Zwecke benutzt worden sein. — Wolf, Beitr. zur deutschen Mythologie. 1, 175.

5) Vergl. Lenoir, Alb., Architecture monastique. Paris 1852. 1, 40: »*Première pierre*«, woselbst auch Abbild. von Grundsteinen aus dem XIV. Jahrh., mit einem Kreuze und mit histor. Angaben über die Grundsteinlegung versehen. Aushöhlungen haben diese Steine nicht.

einen, sondern, wahrscheinlich zur grösseren Verherrlichung der Feier, mehrere Grundsteine (*primos lapides*) zu legen, und zwar an den sämmtlichen Ecken des Gebäudes. So brachte 983 bei Gründung der Kirche des Klosters Petershausen Bischof Gebhard von Constanz vier Goldstücke dar, welche unter die vier Eckmauern (vermuthlich in Aushöhlungen der Grundsteine) gelegt wurden.[1] — Bischof Thietmar von Merseburg legte 1015 zu seiner neuen dortigen Kathedrale die vier ersten Steine nach der Figur (*in modum*) des h. Kreuzes[2]: also wohl an den vier Endpunkten des zu errichtenden Gebäudes. — Das Fundament zur Kirche des 1091 gestifteten Klosters Pegau wurde an zwölf Ecken gelegt (demnach wahrscheinlich an den acht Ecken und den vier einspringenden Winkeln des kreuzförmigen Grundrisses), und der Stifter, Graf Wieprecht von Groitzsch, trug dazu ebensoviele Körbe mit Steinen auf seinen Achseln zur Baustelle.[3] — Anderwärts und später begnügte man sich wohl mit einem Grundsteine auf der Stelle des künftigen Hochaltars der Kirche.

Bei einer im J. 1823 vorgenommenen Reparatur am Grundbau des Spitals zum heil. Geist in Nürnberg fand man den Grundstein auf: ein Werkstück, 4 F. lang, 3 F. breit und 1¼ F. dick. Auf der oberen Fläche des Steines war ein Kreuz mit verbreiterten Enden (Tatzenkreuz) eingegraben, und zwischen dessen Armen der Titulus des Kreuzes Christi. Ueber und unter dem Kreuze stand zweimal die Jahreszahl 1489 und in der Mitte desselben befand sich eine runde, etwa 7 Zoll tiefe Oeffnung von etwa 6 Zoll Durchmesser, welche mit einer Zinntafel verschlossen war, auf deren unterer Seite die Namen der damaligen Oberst-Hauptleute von Nürnberg und des Baumeisters standen. In der Höhlung lagen: ein hölzernes Büchschen mit 9 kleinen nürnb. Silbermünzen, eine Glasflasche mit vertrocknetem Inhalt, eine kleine gegossene Zinnplatte mit einem Christuskopfe, Sonne und Mond, einer Taube und den Buchstaben I. N. R. I. (ganz in der Weise der bekannten russischen Heiligenbilder) und endlich der Zinnabguss einer antiken Gemme[4]: beide letztere Gegenstände wahrscheinlich als Talismane.

Anmerkung 3. Obgleich die hohe Lage der meisten Kathedralen und sonstigen Benedictiner-Kirchen allerdings an die urchristliche Vorliebe erhabener Baustätten für die Gotteshäuser[5] erinnert, so würde man dennoch irren, wenn man annehmen wollte, dieselbe ausschliesslich oder auch nur

---

1) Beilage zur Augsb. Postztg. 1857, No. 273, S. 1021. — Auch zu Belleville in Beaujolais legte der Abt 1168 ein schönes Goldstück in den Grundstein, und bei der Gründung von St. Denis stiegen nach dem Könige, welcher den ersten Stein legte, die übrigen Gäste in die Baugrube und legten jeder ihren Stein, einige auch Edelsteine (gemmas). Vergl. Lenoir, a. a. O. Es drängt sich übrigens doch wohl die Vermuthung auf, dass diese Goldstücke und Edelsteine Opfergaben zum Baufond waren, also nicht mit vermauert, sondern für den Kirchenbau verwerthet wurden.

2) N. Mittheil. des thür.-sächs. Vereins. VI. 4, 72.

3) Monachi Pegav. de vita et rebus gest. Comitis Viperti Groicens. ad a. 1091.

4) Der Sammler für Kunst u. Alterth. in Nürnb. 1824. 1, 66.

5) So lag schon die Kirche zu Nikomedien unter Diocletian »*in alto*« (Lactant. de mortibus persec. c. 12) u. Tertullian (adv. Valentinianum c. 3) sagt: Nostrae columbae domus simplex in editis semper et apertis et ad lucem. — Vergl. Matth. 16, 18.

vorzugsweise hierauf zurückführen zu können.[1]) Die ersten Heidenbekehrer in Deutschland hatten hauptsächlich Rücksicht zu nehmen auf die möglichste Sicherheit ihrer Ansiedlungen gegen feindliche Ueberfälle, und dieses praktische Moment traf oft auf das Glücklichste zusammen mit jener sinnigen Vorliebe des christlichen Alterthums und dem Vorbilde des im J. 529 gestifteten italienischen Mutterklosters Monte Casino. So wählte z. B. Bonifacius 723 den steilen Basaltkegel an der Ohm (Amoeneburg) zu einer Celle für Mönche, weil diese Lage gegen jeden Angriff Schutz versprach, und ähnliche Fürsorge scheint bei Anlage von Bureburg (bei Fritzlar) 741 entscheidend gewesen zu sein.[2]) Ferner kommt in Betracht, dass viele Kirchen und Klöster aus Burgen entstanden, deren ursprüngliche Besitzer ihre Erbgüter zu diesem frommen Zwecke übereigneten: so z. B. im VII. Jahrh. Herzog Ethico die Hohenburg (Odilienberg) bei Strassburg, im X. Jahrh. Otto der Grosse Merseburg, im XI. Jahrh. Heinrich II. Bamberg und Konrad II. Limburg a. d. H., und fast unzählige andere im Laufe der Zeiten. Endlich kommt noch hinzu, dass man in neubekehrten Ländern, um auch hierdurch den Sieg des Christenthums anzudeuten, vielleicht aber auch um die altgewohnte Anhänglichkeit der Neubekehrten an den Ort zu benutzen, die christlichen Kirchen vorzugsweise gern an solchen Orten erbaute, wo früher heidnische Sacra waren gefeiert worden[3]), was wiederum häufig auf Bergen der Fall war und namentlich bei vielen dem Erzengel Michael und dem Apostel Petrus gewidmeten Bergkirchen und Klöstern zutrifft.[4])

Während die Klöster der Benedictiner, in Abgeschiedenheit von der Welt, aber mit freier Aussicht auf die Herrlichkeit derselben, auf einsamer

---

1) Nur ein Beispiel wüssten wir anzuführen: Bischof Heribert von Eichstädt (1021–1042) liess den dortigen Dom abtragen, weil er die Kirche »*in editiori urbis loco*« haben wollte. Pertz, M. G. VII. p. 262.

2) Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands. 1, 339 u. 597. — Die in der Nähe der Kathedralen belegenen bischöflichen Palatien waren regelmässig befestigt. Der (nicht auf einem Berge gelegene) Dom zu Mainz hatte noch im XII. Jahrh. »*munitiones*«. (Cf. Urstisius, Chr., German. historicor. illustr. 1, 572 lin. 48), und das Bedürfniss veranlasste in Steiermark und Siebenbürgen noch in späteren Jahrhunderten zu burgähnlichen Kirchenbauten. Vergl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1856. 1, 248 und 2, 211 ff. — Auch die 1511 erbaute Kirche zu Magstatt in Schwaben hat einen befestigten Kirchhof.

3) Dies wird häufig durch Ausgrabungen bestätigt. So fand man in den Fundamenten der Kirche des alten Benedictinerklosters St. Martin bei Trier im J. 1802 einen heidnisch-römischen Opferaltar, beim Abtragen der Kirche zu Gersthofen in der Diöces Augsburg im J. 1854 Reste von zwei Merkurstatuen, bei Abtragung des Domberges zu Bamberg im J. 1771 metallene Opferinstrumente, sowie bei der letzten Restauration des Domes selbst in der Krypta des Georgschores Fragmente von Urnen, Kohlen und Eberzähne u. s. w. — In der Vita Mathildis reginae (bei Leibnitz, 1, 194) wird von dem Sachsen Widekind erzählt, derselbe habe nach seiner Taufe an solchen Orten, wo er früher Götzenbilder aufgestellt hatte, Bethäuser der Heiligen errichtet. Vergl. Landau, die Territorien. S. 373 f.

4) Vergl. das Verzeichniss alter Michaelskirchen in Wolf's Beitr. zur deutschen Mythol. S. 33 und alter Petrikirchen ebd. S. 81 ff. Petersberge kommen vor bei Mainz, Saalfeld, Hersfeld, Flintsbach und Dachau in Oberbayern, Friesach in Kärnten, Halle, Erfurt, Eisenach, Fulda, Roremund; Michelsberge bei Fulda, Mainz, Münstereifel, Stromberg, Bamberg, Wimpfen und bei dem Dorfe Michelsberg im Sachsenlande von Siebenbürgen.

Höhe, wie ein Licht auf dem Leuchter standen, so verbargen die Cisterzienser[1]), nach dem Muster ihrer gemeinsamen Mutter Citeaux (gegr. 1098) ihre Niederlassungen, dem Verkehre der Menschen entrückt, in versteckt gelegene, oft sumpfige Waldthäler[2]), die sie durch ihren Fleiss bald in fruchtbare Gefilde verwandelten, so dass diese Klöster häufig in Mitten der Sandwüste einer lieblichen Oase gleichen.[3]) Eine Ausnahme macht das Kloster Hohenfurth (in der südlichsten Spitze von Böhmen), welches auf einem Hügel an der Moldau liegt.

Im Gegensatze gegen die Feldklöster der beiden genannten Hauptorden suchten die Bettelmönche ausschliesslich die Städte auf und waren hier mit einer abgelegenen Baustelle in der Nähe der Stadtmauer um so mehr zufrieden, als sie daselbst von dem lärmenden Treiben des städtischen Verkehrs nicht gestört wurden.

Die Pfarrkirchen der Städte liegen gewöhnlich in der Nähe des Marktplatzes, als dem ältesten Kerne des ihnen untergebenen Sprengels. Die Landkirchen stehen seltener frei in der Mitte des Dorfes, sondern öfter innerhalb einer Häuserreihe der Dorfstrasse.

14. Die überwiegende Mehrzahl aller mittelalterlichen Kirchen hat die Grundform des länglichen Vierecks mit oder ohne Kreuzvorlagen, im Osten durch einen Kreis- oder Polygonabschnitt, auch rechtwinkelig geschlossen.

Die längliche, an einer schmalen Seite abgerundete, dem Schiffe ähnliche Grundform der Kirche galt schon in den ersten Jahrhunderten für gesetzlich (*Const. apostol.* 2, 57: *Ὁ οἶκος ἔστω ἐπιμήκης — ὅστις ἔοικε νηΐ*), als Symbol der rettenden Arche Noahs und des Schiffleins Petri. — Die ältesten Kirchen des Abendlandes, bis etwa um das J. 1230, sind in Osten rund geschlossen; vieleckig geschlossene Kirchen gehören späteren Jahrhunderten an: ein Schwanken zwischen beiden Weisen (innerlich rund, äusserlich polygonisch) bildet den Uebergang (Klosterkirche zu Zinna, Kirche zu Ramersdorf bei Bonn, Kapellenkranz des Doms von Magdeburg). Am Strassburger Münster und am Dom zu Worms, welche rechtwinkelig schliessen, ist die halbrunde Altarnische innerlich in der geraden Schlusswand eingetieft. Auch der Dom zu Bremen schliesst rechteckig, zeigt aber im Innern an der Ostwand drei kleine Rundnischen neben einander. Dieser rechteckige östliche Schluss (der sich allerdings schon am ursprünglichen Altarhause des karolingischen Münsters in Aachen vorfand) kommt besonders in West-

---

1) Vergl. Feil, Jos., in den Mittelalterl. Kunstdenkm. von Heider und v. Eitelberger. 1, 1 ff.

2) Nach der finsteren Askese des Ordens sollen die Mönche, in der ungesunden Luft öfter erkrankend, stets den Tod vor Augen haben, um nie sorgenlos zu leben. Vergl. a. a. O. S. 6.

3) Brusselii tract. de monast. Germ. (Augusti, Denkwürdigkeiten 11, 382):

— — Vallis sylvestribus undique cinctas
Arboribus divus Bernhardus amoenaque prata;
Colles et montes Benedictus amavit et arces
Coelo surgentes, ex quarum vertice late
Prospectus petitur, secessum plebis uterque.

falen (Dom zu Paderborn etc.), auch am Oberrhein (Klosterkirche zu Limburg a. d. H., Dom zu Constanz, Mittel- und Oberzell auf der Insel Reichenau, Petri-Paulikirche zu Hirschau, Pfarrkirche zu Perschen in der Oberpfalz) und bei den Cisterziensern (zu Loccum, Riddagshausen, Campen, Maulbronn, Bebenhausen, Kappel in der Schweiz etc.) etwa bis zur Mitte des XIII. Jahrh. vor, später besonders im Norden und vorzugsweise in Preussen.

Kirchen in der Grundform des gleicharmigen, s. g. griechischen Kreuzes (+) finden sich im Abendlande nur bei unbedeutenden Gebäuden und sehr vereinzelt vor (Dorfkirchen zu Wlnoves und Bochnitz in Böhmen, Schlosskirche zu Querfurt, Nicolaikirche zu Pasewalk); dagegen haben alle grösseren Kirchen in Deutschland bis etwa nach der Mitte des XIII. Jahrhunderts, zumal Stifts- und Klosterkirchen, die Grundform des s. g. lateinischen Kreuzes (†), die älteren halbrund, jüngere aus dem Vieleck geschlossen. In späterer Zeit kommt die Kreuzform ungleich seltener vor, vorzugsweise selten bei Pfarrkirchen, welche namentlich in der bezüglichen Zeit neugebaut wurden (Dom zu Stendal, Marienkirchen zu Rostock und Stralsund aus dem XV. Jahrh.), und wie es scheint, hauptsächlich nur da, wo auf der Stelle des Neubaues früher schon eine Kreuzkirche gestanden hatte.

Anmerkung. Dass die Kreuzform des Kirchengrundrisses bereits ursprünglich symbolisch gemeint gewesen sei, lässt sich allein aus der frühzeitigen sinnbildlichen Auffassung[1]) derselben zwar allerdings nicht beweisen, ist jedoch wahrscheinlich: nicht bloss wegen der altchristlichen Vorliebe gerade für dieses Symbol, sondern auch wegen der anscheinend keineswegs im strengen Bedürfnisse begründeten Anordnung des Querschiffes[2]) und wegen der ursprünglich eigentlich doch nur im Grundrisse oder in der Vogelperspective wahrnehmbaren Kreuzgestalt der Kirchen ohne eigentliche Kreuzvorlagen.

15. Gottesdienstliche Gebäude, welche bloss zum Gebete oder Privatgebrauche bestimmt sind, heissen Kapellen oder Oratorien. Sie sind gewöhnlich nur klein, haben verschiedene Grundformen und kommen häufig als An- oder Einbauten der Kirchen vor.

Unter den kirchlichen Nebengebäuden war in altchristlicher Zeit das hauptsächlichste die Taufkapelle (*baptisterium*), welche aus einem Vorgemache und dem Hauptraume mit dem Wasserbecken (*piscina*) bestand und in der Nähe der Hauptkirchen errichtet war. Gewöhnlich war

---

1) Schon Gregor von Nazianz im IV. Jahrh. (Somnium Anastasiae, carmen IX, t. II. p. 79) u. Procop im VI. Jahrh. (de aedificiis Justiniani p. 13) sehen in der von Constantin dem Grossen zu Constantinopel erbauten Apostelkirche die Gestalt des Kreuzes. Vergl. Lenoir, Architecture monastique 1, 253.

2) Kinkel (Gesch. der bild. Künste 1, 66) erklärt es zwar für anscheinend sicher, dass man den Kirchen aus symbolischen Gründen das Querschiff hinzugefügt habe, meint jedoch, dass auch architektonische Gründe mitgewirkt haben möchten, worüber er Vermuthungen ausspricht; Schnaase (Gesch. der bild. Künste IV. 1, 291) dagegen hält die symbolische Beziehung sehr für Nebensache.

der Hauptraum von runder oder achteckiger Grundform[1]), und die innere Einrichtung des regelmässig dem Täufer Johannes gewidmeten Gebäudes erinnerte eben so an die gleichnamigen Schwimmteiche in den antiken Bädern, wie die Grundform an die antiken Grabmäler. Dergleichen Taufhäuser befanden sich auch in Deutschland bei den noch zu römischer Zeit und auf dem Boden des ehemaligen römischen Reiches entstandenen bischöflichen Kathedralen, da das Taufrecht damals allein den Bischöfen zustand, wurden aber später auch zuweilen bei anderen Kirchen errichtet, welche die Berechtigung zur Ertheilung der Taufe empfangen hatten. Obgleich von jenen alten bischöflichen Taufhäusern, die mit den Kirchen gewöhnlich durch einen Säulengang verbunden waren, keines auf unsere Tage gekommen ist, so ist wenigstens deren ehemaliges Vorhandensein, obschon in späterer Umgestaltung, doch durch den Titel Johannes Baptista sicher erkennbar nachgewiesen neben den Domen von Mainz (die jetzige evangelische, frühere Stiftskirche St. Johannes), Worms (noch in alter polygonischer Form aus dem XIII. Jahrh., im J. 1807 oder 1808 als überflüssig abgetragen), Speier (die Johanneskapelle neben dem südlichen Kreuzarme des Domes), Strassburg (die Johanneskapelle neben der Nordseite des Chores), Augsburg (auf der Südseite des Domes die 1808 abgerissene Johanneskirche), Regensburg (die schon im XIV. Jahrh. bei der westlichen Erweiterung des Domes zu Grunde gegangene Stiftskirche St. Johannis, jetzt in moderner Erneuerung nördlich von der Kathedrale), Trient (im Unterbau der Beneficiaten-Sacristei noch in Spuren kenntlich), Maestricht (die Johanneskirche neben der ehemaligen Kathedrale St. Servatii) und wahrscheinlich neben den Domen zu Trier und Cöln. Als ein möglicherweise stiftungsmässig bis in die römische Zeit hinaufreichendes ursprüngliches Baptisterium charakterisirt sich auch durch das über dem Eingange befindliche, die Taufe Christi darstellende Relief die Rundkapelle in dem Marktflecken Petronell (östlich von Wien, a. d. Donau) auf dem Boden der ehemaligen bedeu-

Fig. 1. Taufkapelle zu Brixen (nach den Mittheil. der k. k. Central-Commission).

1) Die achteckige Grundform wird in folgenden Distichen des h. Ambrosius hervorgehoben:

Octochorum sanctos templum surrexit in usus,
Octogonus fons est munere dignus eo.
Hoc numero decuit sacri baptismatis aulam
Surgere, quo populis vera salus rediit
Luce resurgentis Christi, qui claustra resolvit
Mortis et e tumulis suscitat exanimes.

Cf. Thesaur. inscript. ap. Gruterum p. 1166 n. 8; vergl. Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche S. 17. — Diese Verse erinnern an Röm. 6, 3. 4.

tenden Römerstadt Carnuntum[1]): ein Bauwerk aus dem XIII. Jahrhundert. — Ausserdem sind Baptisterien als besondere Bauwerke nachgewiesen bei der Abteikirche zu Fulda[2]) und in späten Umbauten noch vorhanden bei den Münstern zu Aachen und Essen, an ersterem Orte östlich, an beiden letzteren Orten westlich von der Kirche belegen und durch einen Säulenvorhof (Paradies genannt; s. unten §. 23) mit derselben verbunden. — Als ebenfalls noch erhalten sind anzuführen das Baptisterium in Brixen (südlich am Kreuzgange des Domes, zwar von rechteckiger Grundform, aber mit einer achteckigen Kuppel über dem Presbyterium, vielleicht noch aus dem X. Jahrh.)[3]), die Taufkapelle bei St. Gereon in Cöln (südlich von dem polygonischen Schiffe der Kirche und wesentlich von achteckiger Grundform, aus dem Anfange des XIII. Jahrh.)[4]) und die Reste eines achteckigen Baptisteriums von 1290, östlich von der ehemaligen Stifts-, jetzigen Pfarrkirche St. Georg in Augsburg.[5])

Dem Typus der Baptisterien verwandt erscheinen die häufig dem Erzengel Michael gewidmeten runden oder vieleckigen Grabkapellen auf Kirchhöfen, als Nachbildungen der Rotunde über dem heiligen Grabe zu Jerusalem.[6]) Das älteste, unter den An- und Umbauten des XI. Jahrh. noch erhaltene Beispiel ist die Michaeliskirche in Fulda: ein runder Centralbau, der im J. 820 nach dem Plane des in Jerusalem gewesenen Rhabanus Maurus zum Schutze des Begräbnissplatzes der Mönche[7]) errichtet wurde, und in dessen Mitte eine zu Anfang des vorigen Jahrh. zerstörte Nachbildung des heil. Grabes stand. — Die von dem heil. Konrad (935—971) zur Erinnerung an seine Pilgerreise nach Jerusalem am Dom zu Constanz errichtete, dem heil. Moritz gewidmete heil. Grabkapelle existirt zwar noch, aber nur in einem frühgothischen Neubau als Rotunde, mit dem vieleckigen heil. Grabe in deren Mitte.[8]) — Die durch Bischof Meinwerk von Paderborn daselbst 1033 gegründete heil. Grabkirche ist als solche nicht mehr nachweisbar; eben so wenig auch die von Herzog Leopold dem Glorwürdigen († 1230) nach seiner Rückkehr aus

1) Quast, Ferd. v., Baptisterien in Deutschland, in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst I, 31 u. 181. — In ihrer gegenwärtigen Einrichtung mit einem unteren Raume »*ad ossa reponenda*« gehört diese Kapelle zu der Klasse der Carnarien; s. weiter unten.

2) Das dem Täufer Johannes gewidmete, um 970 erbaute »*Sacellum regale*«. Vergl. Der Dom zu Fulda. 2. Aufl. Fulda 1855. S. 11.

3) Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1861. 6, 130. Vergl. den vorstehenden Holzschnitt.

4) Organ für christl. Kunst. 1860, No. 18. 19.

5) Beilage zur Augsb. Postzeitung. 1856, No. 276 u. 283.

6) Nach der Beschreibung des Eusebius (de vita Constantini 3, 30—39) liess Constantinus über der Grabhöhle Christi einen von zwölf Säulen getragenen Kuppelbau (*ἡμισφαίριον*) errichten als Haupt einer mit demselben verbundenen Basilika. Eine angeblich aus dem VII. Jahrh. stammende Grundrisszeichnung (bei Lenoir, Architecture monastique I, 253) zeigt einen runden, dreifach concentrischen Centralbau, und die zahlreichen späteren Abbildungen aus der Zeit vor dem Brande der heil. Grabkirche im J. 1807 lassen eine Umwandlung in den Formen älterer französischer Gothik erkennen.

7) »*Cujus* (sc. Domini) *hic sepulchrum nostra sepulchra juvat*« heisst es in der Dedicationsinschrift. Vergl. Lange, die St. Michaeliskirche in Fulda. 1855. S. 4.

8) Vergl. v. Hefner-Alteneck, Trachten des christl. M. A. I. S. 6.

dem heiligen Lande zu Klosterneuburg nach dem Muster des heil. Grabes errichtete »*capella speciosa*«. Den centralen Typus der Grabkirchen zeigen die zwölfeckige Kapelle zu Drüggelte bei Soest aus dem XII. Jahrh., die etwa gleichzeitige Kapelle St. Martin zu Bonn (1812 abgetragen), und die (anscheinend erst dem XVI. Jahrh. angehörende) heil. Grabkapelle zu Weilburg a. d. Lahn. — Die unzweifelhaft mit dem heil. Grabe in Jerusalem zusammenhängende Vorliebe der Tempelherren für Rundbauten, die sich in Frankreich und England kund giebt, lässt sich, die achte kige Templerkirche in Metz etwa ausgenommen, auf deutschem Boden nicht nachweisen.[1]) Es darf aber als erwiesen gelten, dass überhaupt alle mit dem Grab- und Reliquiencultus zusammenhängende Kapellen das ganze Mittelalter hindurch typisch die thurmartige Rund- oder Polygonform befolgen. Dahin gehört die in den österreichischen Kronländern zahlreich vertretene Klasse kleiner Rundkapellen[2]) auf den Kirchhöfen, in geringer Entfernung, meist südlich neben den Kirchen. Diese Karner (*carnaria*) bestehen aus einer 18—30 F. im Durchmesser haltenden Rotunde mit dem Ausbau einer halbrunden Altarnische auf der Ostseite, haben einen kellerartigen, gewölbten, gewöhnlich von einer Mittelsäule gestützten Unterraum zur Aufsammlung der Todtengebeine, sind kuppelartig überwölbt und kegelförmig abgedeckt. Zuweilen, wie zu St. Veit, Marein, Pöls in Steiermark und Lorch in Oberösterreich, liegt der untere Raum (vielleicht aus Rücksicht auf den Baugrund) völlig über der Erde, und die obere Kapelle ist durch eine äusserlich angebrachte Treppe zugänglich, so dass die Erscheinung dieser kleinen Bauwerke an den Typus des Grabmals erinnert, welches sich der Ostgothen-König Theodorich, in offenbarer Nachahmung der heidnisch-römischen Mausoleen, unweit Ravenna errichten liess.[3]) In Böhmen[4]), wo diese Rundbauten sehr häufig sind (in Prag allein sind drei nachgewiesen), befinden sich dieselben indessen nicht immer neben grösseren Kirchen, sondern stehen für sich allein und haben auch keinen Todtenkeller, gehören daher nicht zu den Karnern und scheinen besonders auf dem Lande vielmehr als interimistisch errichtete Pfarrkirchen angesehen werden zu müssen.[5]) Von dem 1160 gegründeten ansehnlichen Rundbau zu Scheiblingkirchen

1) Der templerische Ursprung der polygonen Kapellen auf der Oberen Burg zu Kobern a. d. Mosel und zu Vianden im Luxemburgischen ist nicht sicher. Vergl. Ledebur, Leop. v., Allgem. Archiv. 16, 107 u. 108.

2) Vergl. Heider, Gust., über die Bestimmung der roman. Rundbauten, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1856. 1, 53. — Sacken, Ed. v., die Rundkapelle zu Mödling, ebd. 1858. 3, 263. — Derselbe, Rundkapellen in Steiermark, ebd. 1859. 4, 47; vergl. 1860. 5, 337.

3) Dieses Mausoleum (jetzt S. Maria Rotonda genannt) ist ein zweigeschossiger Kuppelbau von zehneckiger Grundform: der untere, innerlich als gleichschenkeliges Kreuz gestaltete Raum war ohne Zweifel zur Aufnahme des Sarkophags bestimmt; zu dem oberen Stockwerke führen zwei gebrochene Freitreppen. Vergl. Quast, Ferd. v., die altchristl. Bauwerke von Ravenna, S. 24.

4) Vergl. Springer, A. H., Baukunst des M. A. S. 96. — Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1856. 1, 197.

5) Man wird dabei an die bei Ennodius († 516) carm. 2, 20 vorkommenden »*baptisteria agella*« erinnert: Dorfkirchen, die der Grundherr erbaut hatte. Vergl. Mone, in der Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins. VIII. 4, 425.

bei Wiener-Neustadt ist die ursprüngliche Bestimmung als Pfarrkirche urkundlich erwiesen. — Den böhmischen, ganz einfach und schmucklos ausgeführten Rundkapellen wird zwar gern ein sehr hohes Alter zugeschrieben, doch ohne eigentlichen Beweis[1]; die stylisirten und zum Theil schmuckvollen Rundbauten in den übrigen österreichischen Ländern reichen indess nicht über die Mitte des XII. Jahrh. hinauf und die dem XIII—XV. Jahrh. angehörigen haben die Polygonform.

Fig. 2. Rundkapelle zu Groitzsch (nach Puttrich).

Eine besondere Gattung der Oratorien bilden die Burgkapellen[2], insofern dieselben, der seit dem XII. Jahrh. ausgebildeten Bauart der Burgen gemäss, mit den stets im zweiten Stocke belegenen herrschaftlichen Wohnräumen in Verbindung stehend, gewöhnlich nicht zu ebener Erde, sondern ebenfalls im Obergeschoss angelegt wurden. In den zur Hohenstauffischen Zeit erbauten Burgen zu Gelnhausen, Münzenberg (in der Wetterau) und auf dem Trifels (in der Rheinpfalz) liegen die Kapellen in einem Thurme unmittelbar über der Thorhalle. Anderweitig scheint dann die Absicht der Stifter, die Burgkapellen zugleich als ihre Grabstätte benutzen zu können, zur Anlage von Doppelkapellen[3] geführt zu haben, die aus zwei überwölbten Stockwerken bestehen. Das Obergeschoss ist stets der höhere und reicher verzierte, oft mit Säulen aus edlem Gestein ausgestattete Hauptraum, während das zur Grabstätte und zum Todtendienste bestimmte Erdgeschoss niedriger und einfacher gehalten ist; eine vergitterte oder mit einer Brüstungsmauer versehene, im Fussboden der Oberkapelle befindliche Oeffnung gestattet den Einblick auf die Gruft (vergl. unten §. 19 Anmerk. 2). Das älteste Beispiel dieser nur in Deutschland vorkommenden Gattung scheint das dem heil. Gothard gewidmete Oratorium zu sein, welches Erzbischof Adalbert I. 1135 neben dem Dome zu Mainz in Verbindung mit dem erzbischöflichen Palaste als seine Hofkapelle (*capella curtis*) errichtete, die im Erdgeschosse das Grab des Stifters enthält. Das ehemalige Vorhandensein einer Oeffnung im Fussboden der Oberkapelle wird einerseits versichert, andrerseits bestritten.[4] Auch von der zweistöckigen Kapelle auf der Burg zu Nürnberg wird die Oeffnung nur vermuthet. Auf der Grünburg in Kärnthen waren

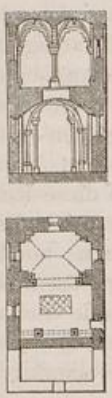


Fig. 3. Doppelkapelle zu Freiburg a. d. U. (nach Puttrich).

1) Die völlig den einfachen böhmischen Typus zeigenden Rundkapellen zu Groitzsch bei Pegau und auf dem Petersberge bei Halle, die einzigen dieser Bauten in Sachsen und weiter westlich, gehören ins XI. Jahrh. und sind wahrscheinlich auf Verbindungen mit Böhmen zurückzuführen. Vergl. Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 189. — Auch die Kapellen zu Altenfurt bei Nürnberg und zu Vilshofen in Unterbayern a. d. Donau haben gleichen Typus.

2) Quast, Ferd. v., über Schlosskapellen als Ausdruck des Einflusses der weltl. Macht auf die geistliche. 1852.

3) Ueber Doppelkapellen: Stieglitz, C. L., Beiträge zur Gesch. der Ausbild. der Baukunst. 2, 77 ff.

4) Versichert von v. Quast (über Schlosskapellen S. 17; die roman. Dome des Mittelrheins S. 16), bestritten von Reichensperger, Verm. Schr. S. 105.

beide Stockwerke der Kapelle durch eine Balkendecke getrennt, die nicht mehr vorhanden ist; ebenso verhält es sich zu Reichenberg bei St. Goarshausen am Rhein, wo sogar drei Kapellen über einander liegen; die untere im zweiten Geschoss des Gebäudes befindliche ist überwölbt, ohne Oeffnung in der Decke, und zwischen den beiden oberen fehlt die ehemalige Balkendecke. Von der Doppelkapelle in Wiener-Neustadt sind nur noch Reste übrig und in der zu Warburg in Westfalen, deren Oberstock durch eine doppelte Freitreppe zugänglich ist, soll eine Oeffnung niemals vorhanden gewesen sein. Dagegen ist letztere nachgewiesen in den Doppelkapellen zu Eger, Freiburg a. d. Unstrut, Landsberg bei Halle a. d. S,, Lohra bei Nordhausen und Steinfurt im Münsterlande. Die Kapelle im Saalhofe zu Frankfurt a. M. zeigt sogar zwei Oeffnungen, eine grössere und eine kleinere. Während die genannten Doppelkapellen rechteckige Grundform haben, zeigt die Kirche zu Schwarz-Rheindorf (Bonn gegenüber) in ihrem ursprünglichen, 1151 als Grabkapelle ihres Stifters von Erzbischof Arnold von Cöln erbauten, ein gleichschenkeliges Kreuz bildenden, mit einer Kuppel gedeckten Kerne und die Schlosskapelle zu Vianden in ihrem polygonischen Grundrisse die sonst für Grab- und Reliquienkapellen typische Form, mit der Fussbodenöffnung im Centrum; ebenso die Ulrichskapelle der Kaiserpfalz in Goslar, deren Unterraum innerlich ein gleichschenkeliges Kreuz bildet, der Oberraum ein Achteck. In der rechteckigen Schlosskapelle auf der Trausnitz bei Landshut besteht das Oberstockwerk nur aus einer sich an drei Seiten herumziehenden, die vierte Seite freilassenden Empore, welche letztere offenbar für die Herrschaft bestimmt war, während der untere Raum der übrigen Burggemeinde diente.[1]) Gleiche Bestimmung hatten die in österreichischen Burgkapellen häufig vorkommenden Emporen, die zu demselben Zwecke auch durch ein in die anliegenden Gemächer des oberen Stockwerkes führendes Fenster mit einem offenen Erker ersetzt werden. — Ausser den vorstehend genannten werden die Kapellen zu Abbach in Bayern, Rineck in Unterfranken, Homburg bei Gössenheim a. d. Werra[2]), zu Greifenstein bei Weilburg, zu Larochette im Luxemburgischen[3]) und im erzbischöfl. Palaste zu Rheims[4]) ohne nähere Beschreibung als Doppelkapellen angeführt; auch im Collegium Josephinum zu Hildesheim soll sich eine Doppelkapelle befinden. — Die aus dem XV. Jahrh. datirende

1) Diese Bestimmung beider Räume, des oberen für die Herrschaft, des unteren für das Gesinde, nahm man nach der von Stieglitz zuerst ausgesprochenen Ansicht bisher zwar bei sämmtlichen Doppelkapellen an, ohne jedoch den Beweis geführt zu haben, worauf W. Weingärtner (System des christl. Thurmbaues, S. 1—24) nachdrücklich hingewiesen und seiner Seits den Unterraum als Gruftkapelle erklärt hat, was auch in den meisten Fällen richtig sein wird. Uebrigens ist diese Ansicht nicht neu, indem schon J. Scheiger (über Burgen u. Schlösser im Lande Oesterreich u. d. E. Wien 1837. S. 44) ausgesprochen hat, dass die untere Kapelle zum Todtenkirchendienst gehörte. Eine hierauf bezügliche Notiz aus einem altfranzös. Dichter (Lancelvet ed. Jonkbloet. Haag 1846. II. p. XCVI.) hat Alw. Schultz in den Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1860. 5, 331 gegeben.

2) Correspondenzbl. des Gesammtvereines etc. VIII. (1860.) S. 133.

3) Neyen, A., Histoire de la ville de Vianden. Luxemb. 1851. p. 40.

4) Schultz, Alw., a. a. O.

Kapelle zu Donnersmark in der Zips (Ungarn) hat zwei Stockwerke und ausserdem noch eine unterirdische, nur von oben beleuchtete Gruft.[1]) — Die Kirche zu Konradsburg bei Ermsleben im Harz scheint nicht in die Klasse der Doppelkapellen zu gehören; vergl. Kugler, Kl. Schriften 1, 619.

Anmerkung. Uebersicht der kirchlichen Rund- und Polygonbauten des M. A. in Deutschland. — I. Im Rheinlande: Aachen, das Münster, 16eckiger Centralbau 796—804, und die aus dem XI. und XII. Jahrh. stammenden Nachbildungen desselben zu Ottmarsheim im Elsass und auf dem Valkhofe zu Nymwegen. Früher sollen sich dergleichen auch zu Diedenhofen (schon im X. Jahrh. zerstört), Gröningen (St. Walburg, abgetragen 1627) und zu Lüttich (St. Joh. Ev., im vorigen Jahrh. durch einen ähnlichen Bau ersetzt) befunden haben. Auch der »*Thurm*« zu Mettlach a. d. Saar scheint ursprünglich nach dem Centraltypus erbaut gewesen zu sein. — Avioth im westl. Lothringen, 6eckige gothische Kirchhofskapelle. — Bonn, St. Martin, runder Centralbau aus dem XII. Jahrh., abgetragen 1812. — Cöln, das 10eckige Schiff von St. Gereon aus dem XIII. Jahrh., aber auf uralter Grundlage, mit der daneben belegenen Seckig. Taufkapelle. — Kobern a. d. Mosel, die Matthiaskapelle auf der Oberen Burg, 6eckiger Centralbau aus dem XIII. Jahrh. — Lonnig, 3 St. von Coblenz, Reste eines runden Centralbaues. — Metz, Kapelle in der Citadelle, Seckig, XIII. Jahrh. — Neuweiler im Elsass, kleine pyramidale Kapelle mit 4 Kreuznischen. — Trier, die Liebfrauenkirche, complicirter vieleckiger Centralbau aus dem XIII. Jahrh. — Vianden im Luxemburg., Schlosskapelle, 10eckig, XIII. Jahrh. — Weilburg a. d. Lahn, heil. Grabkapelle, Seckiger Centralbau, XVI. Jahrh. — Worms, Baptisterium, Seckig, abgetragen 1812.

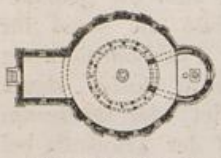


Fig. 4. Rundkapelle St. Martin in Bonn (nach Boisserée).

II. In Westfalen: Drüggelte bei Soest, 12eckig. Centralbau aus dem XII. Jahrh. — Hardehausen bei Paderborn, zweistöckige Seckige Todtenkapelle aus dem XIII. Jahrh. — Krukenburg bei Karlshafen a. d. Weser, Reste einer Burgkapelle von der Grundform einer Rotunde, an die sich kreuzartig vier kurze Schenkel legen, XIII. Jahrhundert.

III. In Sachsen, Thüringen und Hessen: Fulda, Michaeliskirche, runder Centralbau um 820, im XI. Jahrh. verändert. — Goslar, die Ulrichskapelle auf der Pfalz, zweistöckig; unten ein gleichschenkeliges Kreuz, oben ein Achteck bildend, XIII. Jahrh. — Groitzsch bei Pegau, Schlosskapelle, Rundbau nach böhm. Typus, XI. Jahrh. — Heiligenstadt, Annakapelle, Seckig, gothisch. — Magdeburg hatte eine »*ecclesia rotunda*«, welche zu Anfang des XI. Jahrh. abbrannte, damals wieder gebaut und 1307 abgebrochen wurde. — Marburg, Schlosskapelle, complicirt polygonisch, XIII. Jahrh. — Meissen, Johanneskapelle am Dom 1290, ein zweistöckiges Achteck. — Mühlhausen, polygonische Kapelle neben der Georgenkirche, gothisch. — Petersberg bei Halle a. d. S.,

1) Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1857. 2, 246.

Reste der alten, im XIII. Jahrh. veränderten Kapelle, nach böhm. Typus. — Pforta, Abtskapelle, 8eckig, XIII. Jahrhundert.

IV. In Franken: Altenfurt bei Nürnberg, Rundkapelle nach böhm. Typus, XII. Jahrh. — Grünsfeldhausen bei Grünsfeld, 2 durch einen dazwischen liegenden Thurmbau verbundene 8eckige roman. Kapellen. — Nürnberg, Holzschuherische Begräbnisskapelle auf dem Johanneskirchhofe, Rundbau, XIV. Jahrh. — Ober-Wittighausen, 8eckiger Centralbau, XIII. Jahrh. — Standorf bei Kreglingen, 8eckige Kapelle mit Chor und Apsis und Thurm neben dem Chor, XIII. Jahrh. — Würzburg, Kapelle auf dem Marienberge, Rundbau, zweistöckig abgesetzt; der untere, 10 F. dicke Theil der Umfangsmauer möglicherweise aus dem VIII. Jahrh., der obere nur 2 F. dicke Theil aus dem XII. Jahrhundert.

V. In Bayern und Schwaben: Constanz, Moritzkapelle beim Dom, Rundbau, XIII. Jahrh. — Komburg, 6eckige Kapelle auf der Nordseite der Stiftskirche. — Moosburg, Michelskirche, XIII. Jahrh. — Mühldorf, am linken Ufer des Inn, Todtenkapelle, 8eckig, XII. Jahrh. — Obertaufkirchen in Oberbayern, roman. Rundbau als Chor der jetzigen Kirche. — Perschen bei Nabburg in der Oberpfalz, Rundkapelle, XII. Jahrh. — Regensburg, Allerheiligenkapelle beim Dom, kleeblattförmig, XII. Jahrh. — Rothenbuch in Bayern, Rotunde (verzopft). — Stadtamhof, Spitalkirche, 6eckig, XIII. Jahrh. — Steingaden im Ammergau, Rundkapelle, XIII. Jahrh. — Vilshofen a. d. Donau, Rundkapelle nach böhm. Typus. — Wasserburg, Michaeliskapelle, XVI. Jahrh. — Wolpertsschwendi im Oberamt Ravensburg, Gangolfskapelle, 6eckig.

VI. In der Schweiz, Tirol und Salzburg: In Altdorf und an anderen Orten des Kantons Uri neben den Hauptkirchen belegene, als Beinhäuser bezeichnete Rundkapellen. — Laufen im Salzkammergute, Mariahilfskapelle neben der Stiftskirche, 2 stöckig, unten 4-, oben 9eckig. — Meran, Barbarakapelle, 8eckig mit Krypta, XV. Jahrhundert.

VII. In den österreichischen Ländern ist eine grosse Menge kleiner und grösserer, runder und polygoner Karner mit und ohne Gruftraum vorhanden, deren Zahl auf mehr als 100 angegeben wird: in Unterösterreich sind 30, in Steiermark etwa 15 nachgewiesen und in Kärnten finden sie sich fast neben allen Landkirchen. Wir nennen in Unterösterreich: romanische zu: Altenburg, Burgschleinitz, Friedersbach, Gars, Göffritz, Hainburg, Hardegg, Kuenring, Loosdorf, Markersdorf, Mistelbach, Mödling, Petronell, Pottenstein, Pulkau, Scheiblingkirchen; im Uebergangsstile (polygone): Globnitz, Margarethen am Moos (viereckig), Wiener-Neustadt, Tuln (11eckig), Zellerndorf; spätgothische: Anzbach, Aspang, Berchtoldsdorf, Kirchschlag, St. Michael, Pöchlarn, Randegg, Winzendorf, Wirflach. — In Oberösterreich findet sich ein Rundbau erwähnt zu Lorch bei Enns, und in Kärnten zu Altenmarkt, zu Maria Saal (gothisch) und zu Völkermarkt. — In Steiermark: Aflenz (8eckig), Geissthal bei Rein, St. Georgen bei Murau, Hartberg, Jahring bei Marburg, Köflach, St. Lambrecht, Lied nächst Knittelfeld, St. Marein, Neumarkt (gothisch),

St. Oswald bei Zeyring (demolirt), Pöls, St. Ruprecht bei Bruck, Seiz (goth. Priorengruftkirche in der Karthause), St. Veit nächst Neumarkt, Weissenkirchen bei Judenburg (demolirt). — In Böhmen: romanische Rundkapellen zu Holubitz bei Tursko (Kr. Prag), Plzenec (Kr. Pilsen), zu Prag bei der Stephanskirche, am Wyschehrad und in der Postgasse, Raudnitz auf dem Georgsberge (Kr. Rakonitz), Schelkowitz bei Trebnitz (Kr. Leitmeritz). — Die Karlshofer Kirche in Prag, ein imposantes gothisches Achteck aus dem XIV. Jahrh. — In Mähren eine Rundkapelle auf der Markgrafenburg zu Znaim.

VIII. Im Gebiete des nordostdeutschen Ziegelbaues kommen nur gothische, meist achteckige Rundbauten vor: In der Mark: die heil. Geistkapelle zu Treuenbrietzen (rund, ohne Dach); in Meklenburg, die heil. Blutkapelle zu Doberan, die Kirche zu Ludorf; in Pommern: die Kirchhofskapelle in Köslin, die Gertrudenkapelle bei Rügenwalde (12eckiger Centralbau), die Kapelle des Georgenhospitals in Stolp, die Apollonienkapelle neben der Marienkirche zu Stralsund, die Gertrudenkirche bei Wolgast (12eckig). — In Schlesien zeigt die Kapelle auf der Schneekoppe den Typus der kleinen böhm. Rundbauten. In der Ratiborer Vorstadt von Troppau ein grosser Octogonalbau; die Nepomukkapelle bei Lubom (Kr. Ratibor), 8eckiger Holzbau; die heil. Geistkirche zu Beuthen, 8eckig; die 8eckige gothische Maternikapelle bei St. Elisabeth in Breslau ist 1848 abgetragen.

16. Die meisten der ältesten Kirchen in Deutschland (im VII. bis IX. Jahrhundert) waren aus Holz; im X. Jahrhundert wurde der Steinbau zwar schon allgemeiner, doch galt zu Anfang des XI. Jahrhunderts in manchen Gegenden ein steinerner Thurm noch für eine Seltenheit. Man wählte zum Bau diejenige Steinart[1], welche unter den obwaltenden Localverhältnissen als die zweckmässigste erschien, oder gerade am leichtesten zu beschaffen war; es lässt sich daher aus der zu einer Kirche verwendeten Steinart nur selten ein Schluss auf die Erbauungszeit derselben machen.

Obgleich bei den Römern der Steinbau Regel war und nur etwa bei Wirthschaftsgebäuden Fachwerk zur Anwendung kam[2], so kommt doch schon zu römischer Zeit und auf römisch-deutschem Gebiet, zu Künzen (*Castra Quintana*) am Flüsschen Businka eine hölzerne Kirche vor, welche der heil. Severinus (gest. um 481) gegen die Ueberschwemmungen der Donau schützte.[3] Nach dem Aufhören der Römerherrschaft waren es rohe Bedürfnissbauten, welche die missionirenden irischen Mönche (»*magistri e Scotia*«) nach heimischer Sitte (»*more Scotorum*«) ganz aus Holz (»*de robore secto*«) errichteten, wie dergleichen Kirchen im VII. Jahrh. namentlich in Bayern mehrfach erwähnt werden. Das Kloster Fulda wurde gleich Anfangs (742) wenigstens zum Theil aus Steinen

1) Ueber Wahl der Steine für den Kirchenbau vgl. Mone, Anzeiger etc. 4, 113.
2) Otte, Geschichte der deutschen Baukunst. S. 6 u. 28.
3) Ebd. S. 51.

erbaut, da man nach Ausrottung des Waldes mit der Errichtung von Kalköfen den Anfang machte[1]; sonst war es bis in spätere Jahrhunderte Sitte, bei der Gründung neuer Klöster sich mit interimistischen Holzgebäuden zu behelfen, so dass die gleichzeitigen Chronisten die ausnahmsweise Errichtung von Steingebäuden stets besonders hervorheben. Zu Anfang des XI. Jahrhunderts, wo bei der glanzvollen Machtentwickelung des Reiches und dem Reichthum der Prälaten sich neu erwachte Baulust regte, wurden viele ältere Holzkirchen durch steinerne ersetzt: in Oesterreich z. B. durch Bf. Altmann in Passau († 1091)[2]; dagegen galt ein von Bf. Bernhard von Verden († um 1014) neben dem dortigen Dome erbauter steinerner Thurm in jener Gegend noch für eine Seltenheit.[3] Ueberhaupt hielt sich der Holzbau, der sich in Skandinavien selbst künstlerisch ausbildete[4], im Norden von Deutschland am längsten, so dass noch im J. 1163 unter Heinrich dem Löwen die neu erbaute hölzerne Marienkirche zu Lübeck geweiht wurde.[5] Als interessante Beispiele des

Fig. 5. Kirche zu Radoschau (nach Dorst).

urthümlichen Holzbaues haben sich im slavischen Osten von der Bukowina, Ungarn (an der Theiss), Galizien, Mähren, Böhmen und Schlesien

---

1) Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 57.

2) Ebd. S. 237.

3) Thietmar, Chron., rec. Wagner p. 219: ... *qui in hac terra pauci habentur.*

4) Vergl. Dahl, Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst in den inneren Landschaften Norwegens. 1837. - Eine der ältesten der dortigen Holzkirchen, die Kirche Wang bei Drontheim, wurde im J. 1842 (von Friedrich Wilhelm IV. angekauft), zum Theil im ursprünglichen Stil erneuert, zu Brückenberg in Schlesien aufgestellt. Ueber den nordischen Holzbau vergl. auch Minutoli, Alex. v., der Dom zu Drontheim und die mittelalterliche christliche Baukunst der scandinavischen Normannen. 1853, und die Notizen über neuere norwegische Literatur in Kugler, Gesch. der Baukunst. 2, 568.

5) Chron. Montis sereni ad a. 1163, rec. Eckstein p. 31. — Ja sogar noch ums J. 1354 wurde, allerdings unter besonderen Umständen, eine Kathedrale von Lebus »*ex argilla et luto aedificata, omni munimento et muro carens et firmitate*« (Gerken, Cod. dipl. Brand. 6, 551.) auf einer Anhöhe bei der Stadt erbaut.

bis nach Preussen und Hinterpommern[1]) hinauf, viele eigenthümliche, aus starken Eichen- oder Lerchenstämmen, auch aus kiefernem Kernholz (provinziell Gehrsass genannt) im Blockverbande zusammengeschrotene Landkirchen erhalten, mit weit vorspringenden Dächern und mit einem bedeckten Laufgange (*lop* genannt) umbaut; die Glockenthürme stehen oft seitwärts isolirt und sind zuweilen mit Schnitzornamenten von ansprechenden Profilirungen der Bretterbekleidung versehen, wobei in den nördlicheren Gegenden in einzelnen Formen zuweilen der spätromanische, zuweilen der gothische Stil ersichtlich wird, während die griechischen Kirchen Galiziens und der Bukowina in ihrer ganzen Anlage byzantinischen Typus zeigen.[2]) Mehrere dieser Holzkirchlein sind sicher von verhältnissmässig hohem Alter, die ältesten (wie die zu Lubom und Syrin) wahrscheinlich aus dem Anfange des XIV. Jahrh., die meisten aber, obwohl sie im Allgemeinen den althergebrachten Typus und die alte Technik festhalten, dürften erst aus dem XVII. und XVIII. Jahrh. datiren, wie ja in Polen und Russland auf dem Lande noch gegenwärtig Holzkirchen gebaut werden. — In den westlicheren Gegenden Deutschlands hat sich von alten Holzkirchen, nachdem auch die hölzerne, mit Malereien geschmückte Jodocuskapelle zu Mühlhausen in Thüringen, welche aus dem XIII. oder XIV. Jahrh. stammte, im J. 1846 abgerissen worden, wohl nichts mehr erhalten. — Ueber die Holzkapellen in Rohrmoos und auf dem Tronsberg zu Geratsried und deren Einrichtung vergl. Augsb. Postzeitung. 1861. No. 63. 66. 67.

In der südlichen Hälfte von Deutschland, etwa bis zur Elbe, sind die Kirchenbauten grösstentheils aus Bruchsteinen verschiedener Art ausgeführt, z. B. am Oberrhein: aus rothem Sandstein (Münster zu Basel, Strassburg und Freiburg, die Dome zu Mainz, Speier, Worms etc.); am Niederrhein[3]): aus Tuff, Trass (provinziell Duckstein), Basalt,

1) Holzkirchen werden erwähnt im östlichen Theile von Böhmen: Kočí bei Chrudim (1397), ein grossartiger isolirter Glockenthurm in der Stadt Pardubitz, ein dergleichen nach romanischem Muster neben der Georgskirche in Přaslawic bei Turnau; im nordöstl. Mähren: Hozendorf, Nesselsdorf und Seitendorf (1488) bei Neutitschein, Tychau bei Frankstadt (16. Jahrh.), Wielřkowice a. d. Lubina; in Oberschlesien: im Kr. Beuthen: die Margarethenkirche bei Beuthen, Dorfkirchen in Bielschowitz (z. Th. 1796), Biskupitz, Bogutschütz, Mikulschütz, Gr. Paniow (1757) und Zabrze; im Kr. Leobschütz: Bauerwitz und Rackau; im Kr. Pless: Dziedkowitz, Ornontowitz und Warschowitz; im Kr. Ratibor: Bosatz, Brzezie, Lubom (1305 u. 1516), die achteckige Nepomukkapelle bei Lubom (14. Jahrh.) und Syrin (1304); im Kr. Rybnik: Belk, Jedlownik, Nieder-Mschaña, Radoschau und Ruptau; im Kr. Troppau: Stauding und Trzanowitz bei Teschen. (Auch die Kapelle des ehemaligen Kapuzinerklosters in Breslau ist ein Holzbau, von 1669). In Preussen: im Kr. Neidenburg: Bialutten, Gr. Lensk, Malga, Scharnau und Skottau; im Kr. Osterode: Leip und Peterswalde. In Hinter-Pommern: Barenbusch bei Neu-Stettin.

2) Abbildungen solcher Holzkirchen in Leonh. Dorst (v. Schatzberg) Reiseskizzen. I. Bl. 3, in der Zeitschr. für Bauwesen 1852. Bl. 44 (mit Text von Cuno Sp. 212) und in den Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1856. 1, 247, und 1858. 3, 85 ff.: Wolfskron, Ad. Leop. v., über einige Holzkirchen in Mähren, Schlesien und Galizien; vergl. auch: Luchs, Stilbezeichnung und Datirung einiger Kirchen Schlesiens (Breslau 1856), besonders abgedr. aus Heft 2 der Zeitschr. des Vereins für Gesch. u. Alterth. Schlesiens.

3) Vergl. Nöggerath, die Bausteine der Münsterk. in Bonn, in Lersch, Jahrb. 1843. S. 209.

Trachyt (Dom zu Cöln), Grauwacke; Granit und Kalksinter (letztere zu Säulen etc.). Den Trass von Andernach findet man an den mittelalterlichen Gebäuden längs des Rheins bis ganz hinein in Holland, in Utrecht in Verbindung mit Backsteinen, ziemlich allgemein auch in Schleswig und Jütland, doch meist nur in der Nähe der grossen Handelsplätze.[1]) In Schwaben und Bayern: Sandstein, Kalkstein, zuweilen Backsteine (Dome zu Augsburg und Ulm, zum Körper des Gebäudes; Frauenkirche zu München); in Tyrol und Kärnten zuweilen Marmor (Dome zu Trient und Gurk); in Steiermark Muschelkalkstein (Pfarrkirche und Karner zu Hartberg), in Sachsen: Sandstein (Dome zu Merseburg und Magdeburg), Muschelkalkstein (Dome zu Naumburg und Halberstadt), Porphyr (bei Halle), Eisenstein (a. d. schwarzen Elster); in Westfalen: Mergelsandstein (am Nordrande des Haardtrückens), Kalkstein (Dom zu Münster), hin und wieder Backstein, aber dann meist nur zum Körper des Gebäudes (Klosterkirche zu Marienfeld). — In den Rheinlanden finden sich, an die römische Technik erinnernd, an den ältesten Bruchsteingebäuden bis ins XI. Jahrhundert (z. B. am westlichen Vorbau von St. Pantaleon und an S. Maria auf dem Capitol in Cöln, an der Stiftskirche zu Pfalzel, an den ältesten Theilen des Doms von Trier und des Münsters zu Bonn etc.) zuweilen einzelne Schichten von Ziegeln (selbst allerlei Figuren bildend), verwendet, wodurch ebenso eine polychromatische Wirkung erzielt wurde, wie durch die Anwendung verschiedenfarbiger Hausteine (rother und weisser) im regelmässigen Wechsel (an der Durchgangshalle zu Lorsch aus dem IX. und an den Säulen und Bogenstirnen aus dem XI. Jahrh. in der Michaeliskirche zu Hildesheim).

Im nördlichen Deutschland und dessen Nachbarländern, von der Nordspitze Dänemarks bis nach Krakau und von den Westgrenzen der Altmark bis über die Nordostgrenze von Preussen hinaus, ist das in andern Theilen Deutschlands (z. B. in Niedersachsen, westlich von der Elbe) nur sporadisch und später vorkommende Material der Ziegel, in früherer Zeit neben dem behauenen Granit (Feldstein, Kiesling = Geschiebe), später ausschliesslich vorherrschend, doch findet sich zu den Grundmauern der Ziegelgebäude der Granit, aber gewöhnlich nicht als Haustein, sondern roh, zu allen Zeiten häufig verwendet. Die architektonischen Details und Zierrathen sind bei Ziegelgebäuden oft (z. B. am Niederrhein) aus Kalkstein oder aus Sandstein verfertigt.

Anmerkung 1. Das Material, je nach der Art seiner Zusammensetzung, je nach seiner Schwere, Härte und Widerstandsfähigkeit ist nicht ohne wesentlichen Einfluss auf Form, Structur und Ausschmückung der Gebäude[2]), wie dies besonders ersichtlich wird bei Vergleichung der Ziegelbauten des nördlichen Deutschlands mit den Bruchsteingebäuden des Südens, oder der niederrheinischen Tuffsteingebäude mit den oberrheinischen aus rothem Sandstein; beide Systeme treffen hier in Ingelheim zusammen, wo

1) Vergl. IX. Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für Sammlung vaterl. Alterthümer. S. 9.

2) Essenwein, die Entwickel. der mittelalterl. Baukunst mit Rücksicht auf den Einfluss der verschiedenen Baumaterialien, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1858. 3, 5 ff.

die nördliche Kirche aus Tuff, die südliche aus Sandstein gebaut ist. — Ein Baumaterial, welches aus einem für plastische Details untauglichen Steine besteht, bedingt stets Einfachheit und Schlichtheit der Gebäude. So mag es der grobkörnige spröde Sandstein verschulden, dass die Kirchen im bayerischen Allgäu (Kempten etc.) jeder edleren und feineren Detailbildung entbehren, ebenso wie die Schmucklosigkeit der älteren westfälischen Bauten von der Verwendung des porösen Mergelsandsteins bedingt ist.

Anmerkung 2. Alte Originalbaurisse, wie deren, auch in Facsimile veröffentlicht[1]), mehrfach auf unsere Zeit gekommen, sind auf Pergament gezeichnet, das bei grösseren Zeichnungen durch Riemen künstlich zusammengeflochten ist. Schattenlinien kommen nie vor, wohl aber sind die Profile oft in den Grundriss eingezeichnet und schwarz ausschattirt. — Der älteste und in archäologischer Hinsicht wichtigste unter diesen Plänen ist der (vielleicht zu Fulda) entworfene Bauriss für das Kloster St. Gallen vom J. 820, als Musterplan für ein grosses Benedictinerkloster der damaligen Zeit von grossem Werthe. Derselbe, $3^1/_2 \times 2^1/_2$ F. gross, besteht aus vier zusammengenähten Häuten und stellt in rothgezeichneten Linien den Grundriss sämmtlicher zum Kloster gehörigen einzelnen Gebäude und Anlagen dar, wobei hin und wieder die Aufrisse in horizontaler Projection mit angegeben sind. Die Bedeutung der Zeichnung gewinnt wesentlich dadurch, dass Erklärungen alles Einzelnen, meist in lateinischen Hexametern abgefasst, (mit schwarzer Farbe) eingeschrieben sind; die Maasse sind jedoch nur bei der Kirche hinzugefügt. — Die sonst noch bekannt gewordenen Bauzeichnungen (Visirungen) sind aus späteren Jahrhunderten, zum Theil erst vom Ende des M. A.; die wichtigsten unter denselben sind die sechs Risse des Doms von Cöln, namentlich die Zeichnungen der Westfront[2]), welche jedoch nicht dem ursprünglichen Plane, sondern der letzten und zugleich bedeutendsten Um- und Ausbildung desselben (etwa dem zweiten Viertel des XIV. Jahrh.) angehören; ausserdem sind zu nennen die Risse der Domthürme von Regensburg, Ulm, drei des Domes von Frankfurt a. M., drei vom Münster zu Strassburg, eine ziemlich ungeschickte Zeichnung des (unvollendeten) Wiener Stephansthurms etc. — Ausser dergleichen Bauzeichnungen sind auch noch einige deutsche, spätmittelalterliche Schriften über Architektur und Geometrie[3]) auf uns gekommen, im Ganzen

1) Moller, G., Facsimile der Originalzeichnung des Doms zu Köln. 2. Aufl. 1837. — Keller, Ferd., Bauriss des Klosters St. Gallen (in $^1/_5$ Grösse des Originals). 1844; in verkleinerter Form in Otte, H., Gesch. der deutschen Baukunst. S. 92. – Facsimile einer in der Bauhütte bei St. Stephan in Wien befindlichen Handzeichnung von 1517 zu dem unvollendeten Thurm. 1847. — Schmidt, Chr. W., Facsimiles der Originalpläne deutscher Dome (Cöln, Regensburg, Ulm, Frankfurt a. M., Strassburg; zum Theil 6 – 7 F. gross). 1850.

2) Eine sehr grosse Copie des alten Planes der Cölner Dom-Thurmfaçade von Schinkel befindet sich im Schinkel-Museum der Königl. Bauakademie zu Berlin. Der Originalriss selbst, unten 3 F. breit, 15 F. hoch, wurde von dem Maler Seekatz auf dem Dachboden des Gasthauses zur Traube in Darmstadt im J. 1814, zerrissen und beschmutzt, unter altem Geräthe gefunden, von diesem dem dortigen Oberbaurath Moller überlassen und von letzterem im J. 1817 dem Könige von Preussen verehrt. Bei der späteren Wiederaufnahme des Dombaues kam die Zeichnung wieder in das Domarchiv zu Cöln zurück.

3) Ein Verzeichniss solcher Schriften giebt Hofstadt, Goth. ABC. S. 165 ff.

weniger bedeutend, doch ist Mathes Roriczer's, Dommeisters zu Regensburg, »*Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit*« aus dem J. 1486[1]) von Interesse, und auch Lorenz Lacher's (»*der Pfalz Baumeister vnd Pixenmeister*«) Unterweisung für seinen Sohn Moritz von 1516[2]) enthält manches Beachtenswerthe.

Anmerkung 3. Bei der Unvollkommenheit der alten Messinstrumente, bei der Unbefangenheit und oft nicht zu läugnenden Nachlässigkeit der bloss praktisch gebildeten alten Baumeister kann es nicht Wunder nehmen, wenn sich beim genauen Vermessen mittelalterlicher Bauwerke, selbst an den bedeutenderen, überall Unregelmässigkeiten und grosse Ungleichheiten vorfinden: die Abseiten und Pfeilerabstände differiren fast immer um einige Zoll (im Dome zu Cöln z. B. von 1—11″, im Dome zu Magdeburg sogar 1 und 2′; die Anlagen stehen nicht genau im Winkel, und Sockel und Capitäle selten unter sich in der Setzwage.[3]) In der Klosterkirche von Konradsdorf im Nidderthal verschmälert sich das Schiff von Osten nach Westen nach und nach, und die Kapelle des Katharinenklosters zu Tetin in Böhmen hat in umgekehrter Weise und wohl absichtlich die Trapezform. Absicht war es auch, dass in der Lambertikirche zu Münster, der perspectivischen Wirkung halber, die Joche der Arkaden sich von Westen nach Osten mehr und mehr verkürzen. Offenbare, freilich ökonomische Nachlässigkeit war es dagegen, wenn man sich keineswegs immer bemühte, die Abweichungen des Terrains von der Horizontalebne auszugleichen, sondern ohne Weiteres zuweilen in naivster Weise das natürliche Niveau benutzte. So senkt sich z. B. in der heil. Kreuzkirche zu Rottweil und in der Pfarrkirche St. Ulrich zu Donauwörth der Fussboden allmählich von Westen nach Osten so sehr, dass die Hinterstehenden über die Köpfe der Vorderen hinwegsehen können. Der umgekehrte Fall findet dagegen in der Michaeliskirche zu Hall statt, wo der nur eine Fortsetzung des Langhauses bildende Chor viel höher liegt, und die Kirche überdies mehrmals durch Treppen unterbrochen ist. Merkwürdig tief liegt der Fussboden der Kirche zu Brenken bei Paderborn, da man vom südlichen Portale 10 Stufen hinunter zu steigen hat, was sich nicht aus der etwa nach und nach erfolgten Aufhöhung des äusseren Terrains erklären lässt. — Als eine sehr häufig vorkommende Unregelmässigkeit stellt sich heraus, dass der Chor der Kirche nicht genau in der Axe des Langhauses liegt, sondern bald nördlich, bald südlich von derselben abweicht, zumal wenn beide Haupttheile der Kirche verschiedenen Bauzeiten angehören, oder auch wenn bei einem Neubau der ganzen Kirche ältere Fundamente etc. benutzt wurden. Beispiele am Rhein: Kaiserslautern, Offenbach; in Schwaben: Michaeliskirche zu Hall, bischöfl. Kirche zu Rottenburg, Stiftskirche zu Stuttgart und Wimpfen im Thal; in Tyrol: Stiftskirche zu Inichen, Dom zu Trient und angeblich

1) Nach einem alten Drucke wiedergegeben von Heideloff, C., die Bauhütte des M. A. S. 101—116, und in moderne Mundart übertragen, herausgegeb. und mit einer Einleitung versehen von A. Reichensperger. 1845. Vergl. dessen Verm. Schriften. S. 54 ff.

2) Abgedruckt aus einer späteren Handschr. in Reichensperger, Verm. Schriften. S. 133—155.

3) v. Lassaulx, in Klein's Rheinreise. 2. Aufl. S. 167.

nach dem Muster des letzteren an späteren Bauten absichtlich wiederholt, in dieser Gegend traditionell und typisch geworden[1]; in Oesterreich: Maria Stiegen in Wien; in Franken: Stiftskirche zu Aschaffenburg, Sebaldskirche

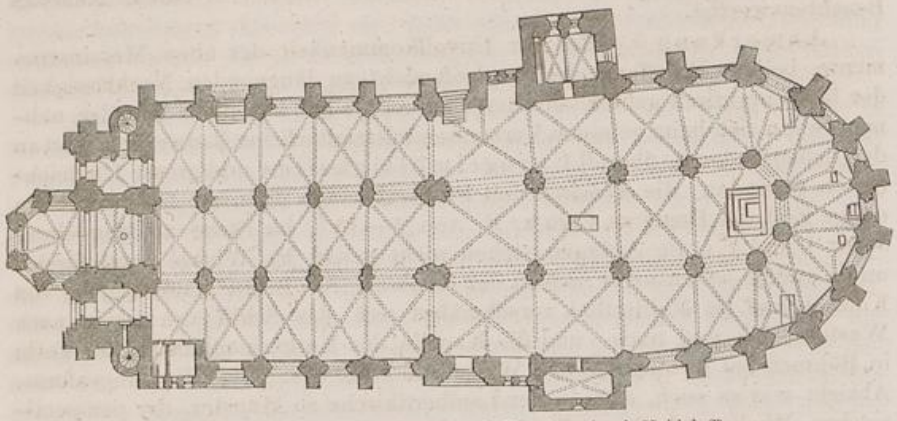


Fig. 6. Grundriss der Sebaldskirche in Nürnberg (nach Heideloff).

in Nürnberg; in Thüringen und Sachsen: Aegidienkirche zu Braunschweig, Dom zu Erfurt, Petri-Paulikirche in Görlitz, Stadtkirche zu Wittenberg; in Preussen: Dome zu Frauenburg und Königsberg.

Anmerkung 4. Die mittelalterliche Bautechnik wird häufig auf Kosten der modernen gepriesen, verdienter oder unverdienter Weise, weil man damals wie auch heute verschieden baute, gut und schlecht, und namentlich fehlt es aus älterer Zeit keineswegs an Beispielen vom Wiedereinstürzen neuer kaum fertiger, oder noch im Bau begriffener Gebäude.[2] — Im Grundbau verfuhr man zuweilen zwar äusserst sorgfältig (die Chorpfeiler des Cölner Domes (seit 1248) z. B. sind gegen 50 F. tief auf einer Kiesbettung fundamentirt), in anderen Fällen dagegen wiederum höchst sorglos (die Fundamente der Godehardskirche in Hildesheim (seit 1133) z. B. bestanden aus kleinen Bruchsteinen in Lehm[3]), und da man bei den Granitbauten in der baltischen Ebene selbst bei Gebäuden von geringerem Umfange durch das massenhafte Material zu verhältnissmässig sehr dicken Mauern genöthigt war, glaubte man die Fundamentirung im Sandboden sparen zu können, indess sind in Folge davon die Mauern häufig gespalten und haben später durch massige Streben zusammengehalten werden müssen. Die Ringmauer des Schlosses Eisenhart in Belzig bei Wittenberg steht auf blossem Flugsand, den der Wind zuweilen stellenweise darunter hinweg weht, so dass die Mauer selbst schwebt. — Der schwierige Grundbau im

1) Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1858. 3, 227.

2) Das Sanctuarium des 1021 geweihten Domes zu Merseburg stürzte in den nächsten 20 Jahren zweimal zusammen (Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 187 und 278), und der Dombau zu Hildesheim unter B. Azelin († 1054) kam darum nicht vorwärts, weil die Säulen oft aus dem Lothe wichen, und bald hier bald da eine Mauer wieder einfiel. (Ebd. S. 164 u. 276.)

3) Zeitschr. für Bauwesen. 1852. Sp. 333.

Sumpfboden galt zu Ende des XI. Jahrh. in Utrecht für ein »*arcanum magisterium*«, mit welchem Bischof Konrad nicht bekannt war.[1] Ein bemerkenswerthes Beispiel in dieser Beziehung bietet die Frauenkirche zu Ehingen (am linken Ufer des Lech, nördl. von Augsburg), die, rings von Anhöhen umgeben, mitten im Sumpfe auf einem Pfahlroste steht, über welchem, der Längenflucht von c. 100 F. entsprechend, drei Gewölbebögen errichtet sind, auf denen das Podium der Kirche ruht; unter ihnen steht das ganze Jahr Wasser.[2] — Die Vorrichtungen zur Ableitung des Wassers von den Gebäuden waren häufig äusserst mangelhaft: wie wenn z. B. mitten durch die Strebepfeiler des Cölner Domes 4 zöllige Rinnen, und zwar ohne Metallfutter, geführt wurden, und ähnliche Mängel auch am Dome zu Magdeburg vorkamen.[3] Der alte Mörtel, der zwar nach Durand (*Rationale* 1 c. 1 n. 10) nur aus Kalk, Sand und Wasser bestand, zeichnet sich vor dem neueren — und zwar wohl nicht bloss wegen seines Alters — häufig durch grössere Festigkeit aus. Als Resultat einer chemischen Analyse des harten mittelalterlichen Mörtels ergab sich: 70 Theile reiner, grober Quarzsand, 25 Theile Kalk und 5 Theile Gyps; welche Mischung aber unmittelbar vor dem Gebrauche geschehen ist.[4] Zuweilen löschte man den Kalk mit Wein (der Sage nach auch mit Buttermilch) ab, indem man wahrscheinlich glaubte, den Mörtel dadurch haltbarer zu machen.[5] Ein Zusatz von Eiweiss und Wein unter dem Mörtel wird bei Erbauung der Prager Brücke im XIV. Jahrh. behauptet, weil damals die Eier spottwohlfeil gewesen.[6] — Der römische Mörtel unterscheidet sich von dem mittelalterlichen durch Beimischung von zerstampften Ziegelstücken oder Topfscherben. — Der Vorzüglichkeit des Mörtels ist die eiserne Festigkeit des guten mittelalterlichen Mauerwerkes zu verdanken und die Haltbarkeit mancher fahrlässig construirter Gewölbe: so erregte es bei der Restauration des Magdeburger Domes die Verwunderung der Architekten, wie das Hauptgewölbe des Chores, ein 8 Z. starkes Tonnengewölbe aus Bruchsteinen von 35½ F. Spannung, sich hatte halten können, da alle Gurtbögen sich mehr oder weniger gesetzt hatten und zwischen den Diagonalrippen und dem Gewölbe, mit welchem sie nicht bündig sind, sondern dem letzteren nur das Ansehen eines Kreuzgewölbes geben sollten, sich ein leerer Zwischenraum von mehreren Zollen gebildet hatte.[7]

Von den verschiedenen Arten des specifisch römischen Mauerver-

---

1) Otte a. a. O. S. 272 u. 285.

2) Beilage zur Augsb. Postzeitung. 1857. No. 119.

3) Zeitschr. für Bauwesen. 1854. Sp. 83. — Rosenthal, Dom zu Magdeb. Lief. II. zu Taf. VI. Fig. 16.

4) II. Jahresbericht des altmärk. Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie. S. 25 ff. — Vergl. über Mörtelbereitung der Alten, im Augsb. Tageblatt. 1859. No. 174 u. 176.

5) Kugler, Museum 1834. No. 7. — Bei der nach dem Erdbeben des J. 557 erneueten Kuppel der Sophienkirche in Constantinopel wurde der Mörtel mit Gyps, zerstossenen Muscheln und Ulmenrinde vermischt, mit einem Gerstenabsud aus grossen Kesseln angerührt und lauwarm verwendet. Zum äussern Bewurfe wurde Kalk mit Oel gemischt. Allg. Pr. Zeit. 1843. No. 62. S. 401 ff.

6) Redel, Sehenswürdiges Prag. S. 310.

7) Rosenthal a. a. O. zu Taf. I. Fig. D.

bandes[1]) ist es anscheinend allein das »*opus mixtum*«, von welchem sich an den geringen Ueberresten des frühmittelalterlichen Kirchenbaues, im Rheinlande (in Trier, Pfalzel, Cöln und Bonn) bis ins XI. Jahrh. noch Spuren nachweisen lassen: ein mit dünnen Bindern aus Ziegeln durchsetztes Bruchsteingemäuer mit sehr breiten Mörtelfugen. Am karolingischen Münster zu Aachen zeigt der wenig sorgfältige Verband platte, schieferartige Bruchsteine mit wagerecht und lothrecht eingelegten Bindern schlecht behauener Quadern, die von älteren Bauwerken herrühren.[2]) — Im XI. Jahrh. herrscht allgemein das »*opus incertum*«, Mauerwerk aus Bruchsteinen, an den Ecken (und zuweilen im Grundbau) durch Quaderschichten zusammengehalten. Bei den Tuffsteinbauten am Niederrhein, bei denen das Material in grossen, länglichen Stücken zur Verwendung kam, ist wenigstens die Horizontalität der Lager, die gewissermaassen wellige Linien bilden, möglichst und dabei eine ängstliche Sauberkeit in den Fugen streng beobachtet, während seit dem XII. Jahrh. der Tuff in kleinem Format, backsteinähnlich zugehauen, im regelrechten Verbande vorkommt.[3]) In anderen Bruchsteinbauten zeigt sich in der Frühzeit (in der Krypta von St. Michael zu Fulda aus dem IX. Jahrh.) ebenfalls das Streben nach Horizontalität der Lager mit wechselnden Stossfugen. Am Dome zu Speier und an der Klosterkirche zu Limburg a. d. H. aus dem XI. Jahrh. erscheint Rauhmauerwerk aus rothem Sandstein, in unregelmässigen Bruchstücken; doch sind die Steine ziemlich lagerhaft und möglichst in wagerechte Schichten gebracht, zwischen starken Mörtellagen zur Ausgleichung der Unebenheiten. Eine Anwendung des Hammers ist nirgends bemerklich, und die Steine liegen in der Mauer, wie sie aus dem Steinbruche kamen.[4]) An dem Bruchsteinmauerwerk von St. Michael zu Fulda aus dem XI. Jahrh. findet sich durch Fugenlinien, welche in die starken Mörtellagen eingekratzt sind, eine scheinbare Quadrirung hergestellt.[5]) An der Westfront des Domes zu Trier besteht das Mauerwerk des XI. Jahrh. zum grossen Theil aus Werkstücken von Sandstein und Muschelkalk von zuweilen bedeutender Masse, die indess aus römischen Trümmern entnommen wurden.[6]) — Sonst ist vollständiger Quaderbau in jener Frühzeit nicht nachgewiesen; derselbe beginnt erst im XII. Jahrh.[7]), breitet sich allmählich aus und bleibt endlich vorherrschend, obgleich selbstverständlich im Innern der Quadermauern und bei minder kostspieligen Bauten das Bruchsteinmauerwerk stets gebräuchlich blieb. — Bei den, nicht über die Mitte des XII. Jahrh. hinaufreichenden, älteren Granitbauten erscheinen die Steine (wie an der Klosterkirche zu Zinna bei Jüterbog und an vielen Landkirchen des Flämings) zwar sauber würfelförmig bearbeitet und in gleichmässigen Schichten, während anderwärts in den Marken der Quaderbau häufig nur ein scheinbarer ist, indem die Steine zwar quadratisch zugehauen und in regelmässigen Schichten aufgesetzt, an der vordern Fläche aber nicht geebnet sind, und Quaderfugen in den aufgetragenen, den mittleren, rundlich erhabenen Theil der Steine nicht decken-

1) Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 4 ff. 2) Ebd. S. 84 u. 143.
3) Ebd. S. 155 ff. u. 275; vgl. v. Quast, in den Bonner Jahrbüchern. X. 191 ff.
4) Geier, in Remling, der Speyerer Dom. S. 132.
5) Otte a. a. O. S. 91 u. 143. 6) Ebd. S. 215 u. 41.
7) v. Quast, in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst. 1, 272.

den Putz in Doppellinien eingeritzt wurden, was indess durch Verwitterung meist undeutlich geworden ist.[1]) Später, seit dem XIV. Jahrh. verwandte man die Granitgeschiebe selten in rechteckigen Quadern, sondern meist in roher Zerklüftung, und in dieser Form finden sie sich überall im Grundbau der Ziegelbauten. Eine Mischung beiderlei Materials findet in ältester Zeit nur in wenigen Beispielen statt und auch später nicht häufig.

Gleich beim ersten Auftreten des Ziegelbaues[2]) in der Altmark Brandenburg um Mitte des XII. Jahrh. zeugt die vollkommene Tadellosigkeit und später kaum wieder erreichte vollendete Schönheit des Materials von alter Geübtheit in der Anfertigung der Backsteine, die am ersten bei den niederländischen Colonisten vorausgesetzt werden kann, welche damals jene wendischen Landstriche einnahmen, und um so wahrscheinlicher, als die kleinen Backsteinformate der romanischen Bauwerke in Holland und am Niederrhein mit denen an den märkischen Kirchen genau correspondiren. Von den langen und oft nur ½ Z. dicken römischen Ziegeln unterscheiden sich die mittelalterlichen durch ihre Kürze und Dicke: die älteren aus dem XII. Jahrh. sind die kleinsten (10⅛—¾ Z. lang, 4¼—5¼ Z. breit, 3—3¼ Z. dick), die späteren, seit dem XIII. Jahrh. sind grösser (11—11½ Z. lang, 5—5¼ Z. breit, 3⅛—3⅞ Z. dick). Formsteine verstand man in der bedeutenden Grösse von mehreren Fussen zu verfertigen und sehr glatt und fest zu brennen, z. B. am Portale der Klosterkirche zu Berlin. — Als Meisterstücke der Ziegelbrennerei des XIII. Jahrh. sind zu rühmen die Consolen im nördlichen Seitenschiffe der Kirche des Klosters Zinna bei Jüterbog. — Bei der Restauration des Brandenburger Domes wurde die wahrscheinlich aus dem Anfange des XIV. Jahrh. stammende, aus einem Stücke bestehende, zierlich gebildete ehemalige Verdachung einer Fiale in der Erde gefunden, deren Masse fast 4 Kubikfuss betrug. — In dem achteckigen Treppenthurme des Domes aus der Zeit um 1426 befindet sich eine Wendeltreppe, deren vortrefflich gebrannte Stufen bei 18 Z. Höhe und 19 Z. Breite einschliesslich des Spindelansatzes aus einem Stücke bestehen. — Der Mauerverband des mittelalterlichen Ziegelbaues ist gewöhnlich der sogenannte wendische, in welchem Läufer und Strecker in derselben Schicht entweder regelmässig mit einander abwechseln, oder es folgt auf zwei Läufer immer ein Strecker (— — - — — -), und zwar erscheinen oft beide Weisen zu gleicher Zeit und in derselben Gegend. — Die römische Sitte, die einzelnen Ziegel mit Fabrikstempeln zu versehen, findet sich an den älteren

Fig. 7. Ziegel-Console in Zinna (nach Puttrich).

1) Derselbe im Correspondenzbl. des Gesammtvereins der deutschen Gesch. u. Alterth.-Vereine. VII. (1859). S. 26.

2) Ueber das Technische des Ziegelbaues: Minutoli, Alex. v., Denkmäler mittelalterl. Kunst in den Brandenb. Marken. I. S. 11 ff. — Quast, Ferd. v., im Deutschen Kunstbl. 1850. S. 229 u. Beitr. zur Gesch. der Baukunst in Preussen. III. S. 21. — Adler, F., Mittelalterl. Backstein-Bauwerke d. Preuss. Staates — woselbst auf die Baubeschreibung der einzelnen Gebäude jedesmal ein das Technische eingehend schildernder Abschnitt folgt. — Ueber den Ziegelbau des M. A. in Schwaben: Thrän, G. C. F., im Correspondenzblatt des Gesammtvereins etc. VI. (1858.) S. 29 u. 67.

mittelalterlichen Backsteinbauten nicht befolgt, und nur erst an späteren gothischen Gebäuden kommen an manchen Orten (in Brandenburg, Stendal, Tangermünde etc.) Ziegel mit Stempeln vor, deren Zweck und Bedeutung indess nicht bekannt ist.[1])

Fig. 8. Ziegelstempel (nach v. Minutoli).

Gussmauerwerk (von Vitruv 2, 8 *Emplecton*, und in den longobardischen Baugesetzen des VIII. Jahrh. *Massa* genannt[2])) kommt, wie bei den Römern, auch im ganzen Mittelalter sehr häufig vor: die beiden Aussenflächen wurden aus Stein oder Ziegeln schichtweise aufgemauert, der innere hohle Raum ward mit kleinen Steinen und vielem Mörtel ohne regelmässige Schichtung ausgefüllt und das Ganze dann gewöhnlich von innen und aussen dick mit Mörtel übergangen. — Zur Ausführung der Gewölbe verwendete man zwar gern natürliche oder gebrannte Steine von geringer Schwere[3]), zuweilen Töpfe, indess kam auch hier über kleineren Räumen hin und wieder das schwerste Material in Anwendung: das untere Thurmgeschoss des Havelberger Domes z. B. zeigt ein Gewölbe aus behauenem Granit und im Thurm der Dorfkirche zu Gumtow besteht das 6 Z. dicke Tonnengewölbe aus lauter abgerundeten Geschieben, wie man dieselben eben auf den Feldern vorgefunden hatte. — Auch war im Mittelalter ein in neuerer Zeit wieder entdecktes Verfahren bekannt, die Kreuzgewölbe lediglich mit Unterrüstung der Gratbögen fast ganz aus freier Hand einzuwölben.[4])

---

1) Abbild. von mittelalterl. Ziegelstempeln bei v. Minutoli a. a. O. S. 14 u. vielfältig bei Adler, a. a. O. S. 14. 59 ff.

2) »*Si massas fundederit*«; vergl. Reumont, A. v., im Kunstbl. 1847. S. 118.

3) Beim Bau der Kuppel der Sophienkirche zu Constantinopel unter Kaiser Justinian (532—537) durch Anthemius von Tralles (in Lydien) und Isidorus von Miletus (in Jonien) beschaffte man von der Insel Rhodus aus einer weissen Erde gebrannte Steine von gleichem Gewicht und gleicher Grösse, die mindestens fünfmal leichter waren als die gewöhnlichen Mauersteine und auf dem Wasser schwammen. Jeder Stein wurde mit folgender Inschrift gestempelt: »*Gott ist mitten in ihr, und sie wird nicht erschüttert werden. Gott wird sie schirmen von einem Morgen zum andern*«. Dasselbe Verfahren wurde bei der Erneuerung der Kuppel beobachtet: nach jeder zwölften Schicht sprach man öffentliche Gebete für die Festigkeit der Kirche (während der Mörtel abtrocknete); in je einen Stein jeder zwölften Schicht schloss man in ein ausgehöhltes Loch Reliquien verschiedener Heiligen ein. (Vergl. Allg. Pr. Zeit. 1843. No. 62. S. 401.) — Reliquien liess auch Otto der Grosse in die Säulencapitäle des 1207 abgebrannten Magdeburger Domes einlegen (Otte, Gesch. der deutschen Baukunst S. 118), und die gegenwärtig leeren Oeffnungen über den Säulen in der Mauer des hohen Chores des jetzigen Domes scheinen gleichen Zweck gehabt zu haben. Die fromme Absicht ging wohl dahin, durch diese Heiligthümer das Gebäude vor Schaden und Gefahr zu schützen.

4) v. Lassaulx in Crelle's Journal f. d. Baukunst. I. 4, 317 ff.

b. Das Kirchengebäude in seinen einzelnen Theilen.

17. Das Kirchengebäude besteht in seinem vollständigen normalen Grundplane aus drei Haupttheilen, dem Langhause, dem Querhause und dem Altarhause. Das Langhaus (*B A B*) bildet den Stamm, das Querhaus (von *C* nach *C*) die Arme, und das Altarhaus (*E*) das Haupt des Kreuzes.

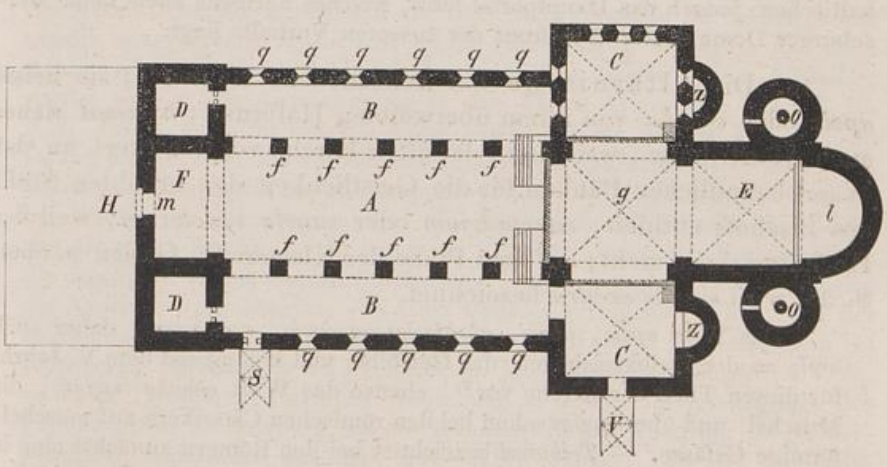


Fig. 9. Der Dom zu Merseburg (nach ursprünglicher Anlage).

Das **Langhaus**, welches aus dem Hauptschiffe *A* und den beiden, gewöhnlich halb so breiten Seitenschiffen *B B* besteht, wird von diesen durch zwei von Säulen oder Pfeilern *f f* . . . getragene Arkaden getrennt. — Das **Querhaus** besteht aus der an allen vier Seiten von hohen Schwibbögen begrenzten mittleren Vierung, dem Kreuzmittel *g* und den beiden Kreuzarmen, *C* und *C*, welche westlich durch Bogenöffnungen mit den Seitenschiffen in Verbindung stehen, und östlich häufig mit zwei kleinen Altarnischen, *z* und *z*, versehen sind. — Das **Altarhaus** wird östlich von der Altarnische *l* geschlossen, die sich in einem Bogen gegen dasselbe öffnet. — In der Axe der Seitenschiffe erheben sich westlich die beiden Glockenthürme, *D* und *D*, welche das Zwischenhaus *F* mit dem Hauptportale *m* einschliessen. — *O* und *O* sind zwei östliche, das Altarhaus flankirende Rundthürme, und *H* eine äussere Vorhalle. — Die Fenster des Langhauses *q q* . . ., sind den Zwischenweiten der Arkadenträger *f f* . . . entsprechend angebracht, und die Anordnung der Fenster im Querhause ist im nördlichen Kreuzarme des Grundrisses angegeben, wo die Durchschnittsebene durch das Obergeschoss der Kirche angenommen ist. — In Kloster- und Stiftskirchen schliesst sich an eine Langseite der Kirche der Kreuzgang, welcher durch Nebenportale bei *V* und *S* mit dem Seitenschiffe in Verbindung steht.

Anmerkung. Die Abweichungen von dem normalen Grundplane der Kirche sind in der Wirklichkeit häufiger als die Regel und bestehen theils aus Erweiterungen, theils aus Beschränkungen desselben, die weiter unten im Einzelnen zu berücksichtigen sind. Der Dom von Merseburg, obwohl derselbe umfassende spätere Veränderungen erfahren hat, lässt dennoch die ursprüngliche regelrechte Entfaltung des Grundrisses noch deutlich durchblicken und enthält überdies sämmtliche in Betracht kommende Haupt- und Nebentheile des mittelalterlichen Kirchengebäudes. Ganz normal erscheint auch der Grundplan der Klosterkirche zu Hecklingen im Anhaltischen, jedoch das Hauptportal fehlt, welches übrigens auch beim Merseburger Dome in der Westfront der äusseren Vorhalle liegt.

18. Die Altarnische hat verschiedene Namen[1]: sie heisst *apsis* oder *concha* von ihrem überwölbten Halbrund; *tribunal* (daher auch Altartribune), weil sie in der alten Kirche vor den rings an der Wand befindlichen Bänken für die Geistlichkeit den erhöhten Stuhl des Bischofs enthielt; *sanctuarium* oder *sancta sanctorum*, weil der Hochaltar darin steht; auf dem Plane des Klosters St. Gallen (s. oben S. 28) wird sie als *exedra* bezeichnet.

Das Wort *apsis*, *absis*, *absida* ist = ἁψίς, von ἅπτω, daher auch ἁψίς = der Halbkreisbogen, das Gewölbe, und kommt seit dem V. Jahrh. für diesen Theil der Kirche vor[2], ebenso das Wort *concha* (κόγχη), die Muschel, und übertragen schon bei den römischen Classikern auf muschelförmige Gefässe. — *Tribunal* bezeichnet bei den Römern zunächst eine in Gestalt eines Halbkreises umlaufende Erhöhung, zu welcher Stufen führten, und auf welcher die Richter sassen. — Die Bezeichnung *sanctuarium*, das Heiligthum, und *sancta sanctorum*, das Allerheiligste, wird erst von mittelalterlichen Schriftstellern gebraucht, nachdem die Sitze der Geistlichkeit und der Bischofsthron aus der Apsis verlegt waren, und diese statt derselben den Hochaltar in sich aufgenommen hatte und einen Theil des hohen Chores der Kirche bildete, über dessen Fussboden das Allerheiligste um eine bis zwei Stufen erhöht liegt. — Das Wort *exedra* (ἐξέδρα) bezeichnete in den antiken Gymnasien eine halbrunde Erweiterung der Säulengänge mit Sitzen für Conversirende, kommt schon bei Augustinus (de civitate dei 22, 8) für die Apsis der Kirche vor und wird von Durandus (Rationale I. 1. n. 19) für gleichbedeutend mit

---

1) Ueber diese Namen unter Beibringung zahlreicher Citate: Kreuser, Kirchenbau. 1, 129 ff. u. Weingärtner, W., Ursprung und Entwicklung des christl. Kirchengebäudes. S. 111 ff.

2) Wenn Isidorus Hisp. († 636) in den Origin. etym. XV, 8 erklärt: *Absida graeco sermone latine interpretatur lucida, eo quod lumine accepto per arcum resplendeat*«, so hat er dabei nicht an die Apsis der Kirche, sondern an das leuchtende Himmelsgewölbe gedacht, von welchem z. B. Hieronymus (Ep. ad Ephes. II. p. 614 ed. Vallarsii) das Wort »*apsis*« gebraucht, u. Vincentius Bellov. (Speculum II. in Vocabular. p. 37), der diese Erklärung gegen Ende des XIII. Jahrh. wörtlich abgeschrieben, hat die Beziehung auf die Altarnische der Kirche nur durch Missverständniss darin gefunden. — Uebrigens ist »*lucida*« als Substantivum im mittelalterl. Latein nicht nachgewiesen, also bei Isidorus nur adjectivisch zu nehmen.

absida sive volta, (= Gewölbe) erklärt, obgleich er darunter, nach der schon im christlichen Alterthum gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, ein kirchliches Nebengebäude versteht.

Beispiele solcher Kirchen, denen die Apsis fehlt, deren Altarhaus also rechteckig abschliesst, sind bereits oben S. 15 f. angeführt: innerlich findet sich dann oft, namentlich im XIII. Jahrh., die Nische für den Altar in der Dicke der geraden Schlusswand ausgespart. Im Dome zu Speier sind sieben, in der Klosterkirche zu Heisterbach neun kleine Rundnischen rings in der Apsismauer angeordnet; im Dome zu Limburg a. d. L. nimmt eine solche Nische die Mitte des Halbringes der Apsis ein. In der Abteikirche von Alpirsbach auf dem Schwarzwalde ist in die grosse massiv ausgemauerte Apsis eine kleine rechteckige, wiederum mit einer Apsis versehene Kapelle hineingebaut, und zu beiden Seiten derselben rundet sich in der Ausmauerung je eine kleine Altarnische aus. — Im XIII. Jahrh. gestaltet sich die Apsis häufig als ein halbes Achteck, im Innern jedoch zuweilen mit Beibehaltung der Halbkreisform. — Aeusserst selten fehlt der Apsis die Halbkuppelwölbung: in dem Kloster Petersberg bei Dachau (in Oberbayern) hat die Altarnische eine flache Holzdecke wie die ganze Kirche. — In mehreren Kapellen (besonders Burgkapellen, die häufig in einem oberen Stockwerke liegen; vergl. S. 20), erscheint die Apsis als vorgekragter, von einer Console getragener Erker: auf der Reichsfeste Trifels in der Rheinpfalz, an der Kapelle zu Heilsbronn bei Nürnberg, im Saalhofe zu Frankfurt a. M., im Schlachthause zu Cöln, an einer Domherrn-Curie zu Naumburg a. d. S., im Kreuzgange des Petersklosters zu Salzburg, an der Rundkapelle zu Kuenring in Niederösterreich (sämmtlich aus dem XII—XIII. Jahrh.), an der Michaelskapelle zu Kiederich im Rheingau aus dem XV. Jahrhundert.

Anmerkung. Im gothischen Baustil (seit dem XIII. Jahrh.) hört die Apsis auf ein organisch gesondertes Glied, eine selbständige Vorlage des Altarhauses zu sein, und der aus dem polygonischen Schluss der Seitenwände des letzteren sich bildende Altarraum ist lediglich ein integrirender Bestandtheil des hohen Chores, das Allerheiligste desselben.

19. Das Altarhaus enthält in dem regelmässig quadratischen Raume an beiden Seiten seiner Langwände die Sitze für den Chor der Geistlichen und wird deshalb[1]) durch Uebertragung Chor (*chorus*), wegen seiner erhöhten Lage auch hoher Chor, oder *presbyterium* (d. i. Priesterraum), auch *sanctuarium* (d. i. Heiligthum) genannt. Der Chor, welcher sich zuweilen über das Altarhaus hinaus weiter westlich auf die Vierung ausdehnt, ist von der übrigen tiefer gelegenen Kirche durch Schranken (*cancelli*) oder eine niedrige Wand

1) A coetu canentium clericorum. Augusti, Denkwürdigk. 11, 386. — Das Wort chorus (χορός) bedeutet ursprünglich Rundtanz, Reigen, dann meton. die tanzende u. singende Schaar, der Chor. Im Deutschen kommt für das Presbyterium der Kirche beides vor: der Chor und das Chor, doch ersteres häufiger und schon seit dem XIII. Jahrh., letzteres seltener u. anscheinend nicht vor dem XVI. Jahrhundert.

getrennt, an der Westseite häufig durch einen förmlichen Querbau mit einem Lesepulte, welcher Lettner (*lectorium*) genannt wird.

Die moderne, von Ferd. v. Quast in die archäologische Kunstsprache zuerst eingeführte Benennung »*Altarhaus*« beabsichtigt lediglich die präcise Bezeichnung des betreffenden Gebäudetheiles und ist in liturgischer Hinsicht keineswegs immer mit »*Chor*« identisch, da letzterer sich häufig nicht auf den Raum des Altarhauses beschränkt. Im Dome zu Merseburg (s. den Grundriss) und in vielen anderen Kirchen mit einer zahlreichen Geistlichkeit ist die Vierung mit zum hohen Chore gezogen und von den tiefer liegenden Kreuzarmen durch eine Brüstungsmauer getrennt; in der Stiftskirche zu Quedlinburg und im Dome zu Speier erstreckt sich der erhöhte Raum der Oberkirche selbst über das ganze Querschiff, in Speier, als Königschor mit den Kaisergräbern, sogar bis weit in das Mittelschiff des Langhauses. Stets aber hat der im Altarhause selbst belegene Theil des Chores eine höhere Würde als eigentliches *Sanctuarium*; er bildet den Oberchor, dessen Fussboden um eine Stufe höher liegt, als der die Vierung einnehmende Unterchor für die niederen Cleriker. Im Merseburger Dom war der Oberchor (*chorus primus*) im Altarhause für die Stiftsherren bestimmt, der Unterchor in der Vierung für die Mönche des vorstädtischen Petersklosters, welche gehalten waren, an gewissen Festtagen bei dem Gottesdienste in der Kathedrale mitzuwirken.[1])

Während in älterer Zeit mit seltenen Ausnahmen[2]) das Altarhaus stets streng quadratisch entworfen wurde, band man sich seit dem XIII. Jahrh. an diese Regel nicht mehr und erlaubte sich häufig Abweichungen, sowohl durch Verkürzung (Dome zu Münster und Limburg a. d. L., Klosterkirche zu Zinna etc.), als namentlich durch Verlängerung des Quadrates, welche letztere in der Zeit des gothischen Stils normal wurde, obgleich in städtischen Pfarrkirchen (z. B. in Magdeburg), wo oft ein sehr kurzer Chorraum dem Bedürfnisse genügte, auch Beispiele von Ver-

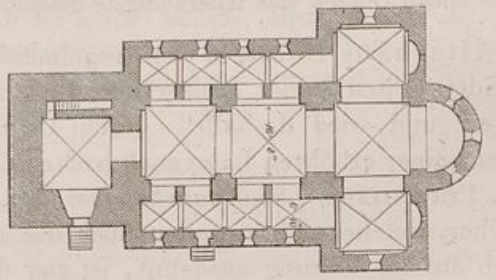


Fig. 10. Kirche zu Twiste (nach der Zeitschr. für Bauwesen).

kürzung vorkommen. Bei Kirchen in der Grundform des Kreuzes gehört im M. A. ein gänzliches Fehlen des Altarhauses, so dass die Apsis an

1) N. Mittheil. des Thür.-Sächs. Vereins. VII. 3, 10.

2) Die Klosterkirche zu Hersfeld (s. S. 45) aus dem XI. Jahrh. hat ein weit über das Quadrat hinaus verlängertes Altarhaus.

der Vierung des Querhauses liegt, und die Kirche ein T bildet, wie dies bei der ehemaligen Palast- (jetzt evangel.) Kirche zu Ingelheim und bei den Kirchen zu Twiste (im Waldeckischen) und zu Idensen (zwischen Minden und Hannover) der Fall ist, wohl zu den seltenen Ausnahmen. — Die Erhöhung des Chorraumes über dem Fussboden der übrigen Kirche beträgt zwar oft, und namentlich später, nur eine oder zwei Stufen, ist jedoch zuweilen sehr bedeutend, z. B. in St. Gereon zu Cöln 13, in der Stiftskirche zu Quedlinburg 16, im Dome zu Brandenburg 22 Stufen. Bei einer beträchtlichen Erhöhung des Chores lässt sich stets auf Vorhandensein einer Krypta (s. Anmerk. 2) unter demselben schliessen. — Der Schwibbogen, welcher das Altarhaus von der Vierung scheidet und den Eingang in das Sanctuarium bildet, wird Fronbogen oder Triumphbogen (*arcus triumphalis*) genannt, weil er mit einer Darstellung des triumphirenden Erlösers geschmückt zu sein pflegte.

Anmerkung 1. Statt der einfachen Schranken errichtete man in Stifts- und Klosterkirchen zwischen Chor und Schiff, anscheinend jedoch nicht vor dem XIII. Jahrhundert, quer durch die Kirche oft eine förmliche Emporkirche aus Stein oder Holz, welche mehr oder weniger geräumig, durch eine enge Wendelstiege zugänglich und von offenen Bögen getragen

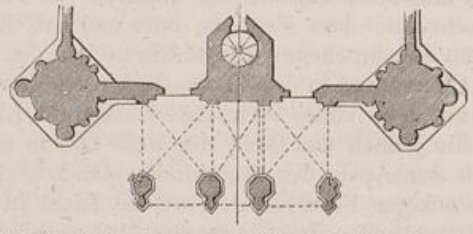


Fig. 11. Lettner im Dom zu Halberstadt (nach Lucanus).

oder mit Durchgängen versehen, gewöhnlich zur Vorlesung des Evangeliums bestimmt war und deshalb Lettner (= *lectorium* d. i. Lesepult) genannt wurde.[1] Wo dergleichen Querbühnen unter dem Namen Odeum oder

1) Der s. g. jüngere Titurel (um 1270) sagt in seiner phantastischen Beschreibung des Graltempels (vergl. Abhandlungen der philos.-philolog. Klasse der Bayer. Akademie der Wissenschaften Bd. 1) Str. 69 u. 70 (S. 367) vom Lettner:

»*Zwei thür viel kostbare in den chor da giengen,*
Dazwischen ein altare, ausserhalb darüber kanzel hiengen,
Gewölbet auf zwei spindelsäul gestellet,
Die spannenbreit gereifet, dazwischen je mit sondrer kunst ervollet.
Gesimset und gespinnelt waren die kanzel allume,
Viel schönheit drauf gezinnelt, man sah in all der lauben bogel krumme
Zwölfboten, beichter, maide, patriarchen,
Martyrer, propheten, ihr briefe sagten viel der materie starken.«

— Ueber den Lettnerbau des Domes zu Königsberg wurde wesentlich übereinstimmend im J. 1333 urkundlich festgesetzt (Gebser u. Hagen, der Dom zu Königsb. 1, 108 ff.), dass zwischen Chor und Kirche die Zwischenmauer nur eine Ruthe hoch und vier Ziegel dick werden solle; dass zwei Thüren durch dieselbe hindurch von der Kirche in den Chor hineinführen und zwischen ihnen ein Altar zu errichten sei, über welchem ein Gewölbe, von Säulen getragen, eine obere Tribune bilden solle zur Verlesung des Evangeliums und zur Aufstellung der Orgel und des Predigtstuhles. Vergl. v. Quast, Beitr. zur Gesch. der Baukunst in Preussen. III. S. 78.

Doxal (nach rheinischer Mundart Toxal), wie ehemals zu Maria auf dem Capitol zu Cöln, oder Singechor, wie im Dom und in der Marienkirche zu Lübeck, vorkommen, dienten sie auch zur Aufstellung von Sängerchören, welche mit Begleitung einer kleinen Orgel liturgische Gesänge (Doxologieen, d. i. Lobpreisungen, woher der Name Doxal) ausführten. — Zu den ältesten Lettnern in Deutschland gehören der spätromanische in Maulbronn und vor dem Ostchor des Doms zu Naumburg, sowie der frühgothische vor dem Westchor daselbst; die grosse Anzahl der übrigen (Dome zu Münster, Magdeburg, Halberstadt, Stendal etc.) rührt aus dem XV. und XVI. Jahrhundert her und ist im spätest gothischen Stil gewöhnlich in reichem bildnerischen Schmuck ausgeführt.

Anmerkung 2. In der alten Kirche war es Sitte, das heilige Abendmahl über den Gräbern der Märtyrer zu feiern; es befand sich daher, worauf schon die Stelle Apokal. 6, 9 hindeuten könnte, unter dem Hauptaltare in der Regel ein kleines unterirdisches Gewölbe mit dem Grabe eines Märtyrers, oft des Titelheiligen der Kirche. Aus dieser altchristlichen *Confessio* (*testimonium, memoria*), in welche man von oben auf das Grab des Blutzeugen hineinschauen konnte, scheint die mittelalterliche Krypta[1]) hervorgegangen zu sein, deren weitere Ausbildung vorzugsweise den Ländern diesseits der Alpen angehört, und die sich dadurch von einer gewöhnlichen Todtengruft unterscheidet, dass sie einen oder mehrere Altäre enthält. In der alten, im J. 820 abgebrochenen Klosterkirche von St. Gallen war eine Krypta unter dem Chore, und in dessen Fussboden eine Oeffnung (*fenestra*), durch welche eine auf dem Altare brennende Lampe ihr Licht auf den Altar der Krypta warf, die jedoch das Grab des heil. Gallus nicht enthielt, da dessen Steinsarg in der Apsis der Oberkirche stand.[2]) Zwei Fussbodenöffnungen von achteckiger Form, durch welche Licht in die Krypta fällt, sind auch in den Seitentheilen des Chores der Münsterkirche zu Essen (von 1051) angebracht und scheinen ihr Analogon zu finden in den Fussbodenöffnungen der oben (S. 20) besprochenen Doppelkapellen. Beispiele von Beerdigungen in den Krypten lassen sich aus der Frühzeit mehrfach nachweisen, ebenso Stiftungen von Seelenmessen an den Altären derselben, und der bei den Altären in den beiden Krypten des ersten Domes zu Brixen angestellte Priester wird im XI. Jahrh. als »*custos sepulchri*« eines verstorbenen Bischofs bezeichnet[3]): man ist daher wohl zu der Annahme berechtigt, dass die Krypten dem Dienste der Todten ausschliesslich gewidmet waren, wobei nur die spätere allgemeine Vernachlässigung dieser unterirdischen Kapellen auffallen muss, wofür man bis jetzt keine andere Erklärung hat, als dass die dunkelen Räume derselben seit dem XIII. Jahrh.

---

1) Ueber Zweck und Bestimmung der Krypten: C. Haas in: Mittelalterliche Kunstdenkm. des Oesterreich. Kaiserstaates. 2, 161 f.; doch bleibt Kugler's Bemerkung (Kl. Schriften 2, 614) über den geringen Grad von gründlicher Erkenntniss dieses bis jetzt nur durch Vermuthungen beleuchteten Gegenstandes auch jetzt noch wahr.

2) Vergl. Keller, Bauriss des Klosters St. Gallen. S. 9.

3) Vergl. Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1861. 6, 72.

dem christlichen Zeitgeiste nicht mehr entsprachen.[1]) Die Cisterzienser, in ihrer Abneigung gegen alles Entbehrliche, scheinen zuerst die Erbauung von Krypten aufgegeben zu haben.

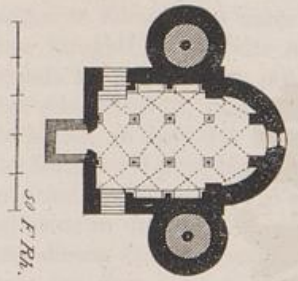


Fig. 12. Krypta unter dem Dom zu Merseburg. *)

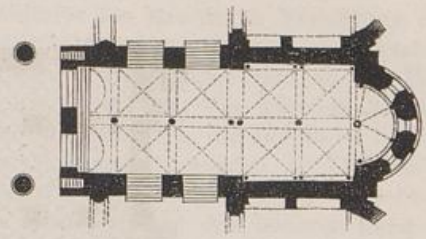


Fig. 13. Krypta zu Jerichow (nach v. Minutoli).

*) Vergl. den Grundriss der oberen Kirche S. 35.

Die Krypta liegt unter dem erhöhten Chorraum[2]), je nach örtlichen Verhältnissen mehr oder weniger tief in der Erde; die ebenerdige Lage in der Stiftskirche zu Quedlinburg ist eine Ausnahme und hatte die bedeutende Erhöhung des Chores (s. oben S. 39) zur nothwendigen Folge. Die Beleuchtung der tief gelegenen Krypten, die oft nur ein kleines Fenster in der Apsis haben, ist spärlich; jedoch empfing die Krypta unter der Klosterkirche zu Hersfeld durch 25 kleine Fenster reichliches Licht, und auch die sich zugleich unter dem Querhause erstreckende weiträumige Krypta des Domes zu Speier hatte ursprünglich 18 Fenster. Der Zugang zur Krypta pflegt in der Mitte der auf den Chor führenden beiden Treppen, oder wenn nur eine Treppe quer über die ganze Breite der Kirche auf den Chor führt, in den Kreuzarmen oder Seitenschiffen angebracht zu sein. Die Decke ist stets gewölbt, und die Wölbung wird von zwei Reihen Säulen oder Pfeiler getragen, die das Innere in drei Schiffe von gleicher Breite theilen; die Krypta unter der Klosterkirche zu Jerichow indess hat nur eine mittlere Säulenreihe, und ist daher zweischiffig. Als häufig wiederkehrende Einrichtung kann die Anordnung einer rings an den Wänden umlaufenden, stufenartigen Steinbank angeführt werden.

Seit dem XIII. Jahrh. wurden Krypten nicht mehr angelegt, kommen

---

1) Man pflegt dafür folgende Stelle des jüngeren Titurel Str. 84 (a. a. O. S. 374) anzuführen:

»Ob da wär iht gruffte?
Nein, Herre Gott, enwelle,
Dass unter erden schluffte
Reine diet sich jemer falsch geselle,
Als etswenn in grufften sich gesammet.
Man soll an lichter weite
Christen-glauben künden und Christus-ammet.«

2) Die Anlage einer Krypta an anderer Stelle der Kirche, z. B. in St. Caecilia zu Cöln und im Dome zu Krakau am Westende, ist seltene Ausnahme, und die Anordnung zweier Krypten findet sich häufig in den doppelchörigen Kirchen; vergl. Anmerkung 3.

aber bis zur gedachten Zeit unter den meisten grösseren Kirchen vor: die kleinste und vielleicht älteste von allen ist wohl der sogenannte Altarkeller im Wipertikloster vor Quedlinburg, die grösseste die unter dem Dome zu Speier und die merkwürdigste die Krypta von hundert Säulen unter der Kathedrale von Gurk in Steiermark. [1])

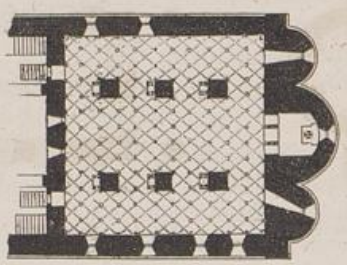


Fig. 14. Krypta zu Gurk (nach v. Quast).

Anmerkung 3. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die sogenannten doppelchörigen Kirchen[2]), die in Deutschland, wo sie ausser wenigen Beispielen in Frankreich (die Kathedralen zu Nevers, Verdun und Besançon) und England allein vorkommen, vom IX. bis zum XII. Jahrh. so beliebt waren, dass man diese Anlage für jene Zeit bei grösseren Kirchen geradezu als Norm bezeichnen darf. Sie sind stets zwei besonderen Titelheiligen gewidmet und stellen sich als zwei Kirchen mit einem gemeinschaftlichen Langhause dar, von denen die eine das Sanctuarium (mit oder ohne Apsis, und mit oder ohne Krypta) am östlichen Ende hat, die andere am westlichen, so dass ihre Einrichtung gewissermaassen als Vermittelung erscheint zwischen dem oben (S. 11) erwähnten alten Schwanken in der Aufstellung des Hochaltares, ob in Osten oder in Westen. Gewöhnlich, aber nicht immer, ist der östliche Chor der Hauptchor, welcher als solcher schon durch die Anordnung des Querschiffes vor demselben (im Dome zu Bamberg z. B. aber vor dem Westchore St. Petri, als ursprünglichem Hauptchor[3])

1) Die sich hin und wieder vorfindenden unterirdischen Kapellen aus späterer Zeit, z. B. unter der Petri-Paulikirche zu Görlitz aus dem XV. Jahrh., können nicht als eigentliche Krypten zählen. Auch bleibt es unentschieden, ob in den im allgemeinen sehr selten vorkommenden zweistöckigen Kirchen (z. B. Neuweiler im Elsass, Kloster Göllingen in Thüringen, heil. Kreuzkirche zu Breslau) das Erdgeschoss die Bestimmung als Krypta gehabt haben mag. Besonders merkwürdig ist die Salvatorkirche in Passau, welche aus drei über einander liegenden Räumen besteht.

2) Eine kritische Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten über den Zweck der Westchöre: Otte, Gesch. der deutschen Baukunst S. 273; ein Beispiel aus der alten nordafrikanischen Kirche des V. Jahrh., die Basilika des Reparatus zu Orleansville, wo das Grab eines Bischofs die Veranlassung zum Einbau einer westlichen Concha gab, s. ebd. S. 33, und ein Beispiel des VII. Jahrh. in England, die Kirche zu Abbendon, ebd. S. 143. Vergl. auch Roisin, Ferd. de, la Cathédrale de Trèves (Paris 1861) p. 53 sq.

3) Giesebrecht, W., Gesch. der deutschen Kaiserzeit. 2, 61 u. 580. — Auch in den doppelchörigen Kirchen St. Emeram und Obermünster, sowie in der Schottenkirche St. Jakob zu Regensburg liegt das Querschiff in Westen.

bezeichnet wird, wenn nicht (wie in St. Michael zu Hildesheim) zwei Querschiffe beliebt sind.

Den Ursprung der Westchöre in Deutschland hat man in dem von Bonifacius gegründeten Kloster Fulda zu suchen. Die erste, dem Salvator gewidmete Kirche war unter dem ersten Abte Sturm zwar vollendet worden, indess Baugolf, der zweite Abt, erweiterte den Bau durch Errichtung eines Tempels an der Ostseite mit Hilfe des baukundigen Ratger, und letzterer, selbst Abt seit 803, fügte einen ähnlichen grossartigen Bau an der Westseite hinzu, so dass das Ganze eine Kirche bildete; der folgende Abt Eigil legte darin zwei Krypten an, die eine im westlichen, die andere im östlichen Bau, und bei der neuen Weihe des Ganzen 819 wurden die Gebeine des Bonifacius in den westlichen Bau übertragen.[1] Bei der hohen Verehrung, deren dieses Grab genoss, erlangte der Westchor den höheren Rang und wurde bei dem letzten Neubau des Domes zu Anfang des XVIII. Jahrh. allein erneuert. Das nächste Beispiel liefert der Bauplan des Klosters

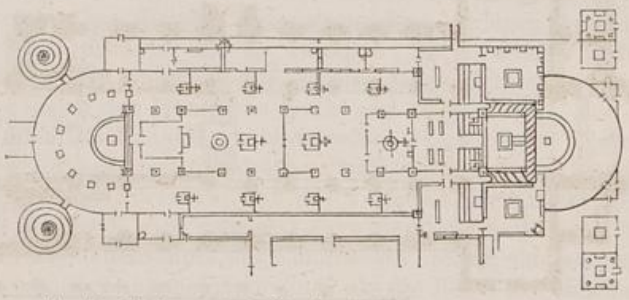


Fig. 15. Kirche von St. Gallen (nach dem Bauriss vom J. 820).

St. Gallen vom J. 820 (s. oben S. 28), wo die Kirche bereits mit zwei Chören entworfen ist. Der östliche Chor »*sancta sanctorum*« stufenerhöht, mit einer Krypta unter und dem Querschiffe vor demselben, enthält in der Mitte über dem Grabe des heil. Gallus einen diesem und der Jungfrau Maria gewidmeten Altar und in der Exedra (Apsis) einen Altar des Ap. Paulus, welcher der Titelheilige der bis dahin bestandenen Klosterkirche gewesen war; der westliche Chor »*chorus*« erscheint untergeordnet, ohne Krypta und deshalb nicht erhöht, und in der Exedra steht ein Altar des heil. Petrus, dem jene Kapelle gewidmet gewesen war, rings um welche der heil. Gallus die ersten Zellen zweihundert Jahr früher errichtet hatte.[2] So vereinigte die neuprojectirte Kirche die beiden früheren Heiligthümer des Klosters unter einem Dache und repräsentirte dieselben in den beiden Chören. Gleichzeitig wurde zu Cöln ein neuer Dom, und nicht auf der Stelle des früheren, mit zwei Chören erbaut, von denen der östliche dem heil. Petrus (vielleicht als Patron der bisherigen bischöflichen Kirche), der westliche der heil. Maria geweiht war[3] — Im X. Jahrh. wurde der Bischofssitz in Säben, dessen Patron der heil. Ingenuin war, nach Brixen verlegt, und der daselbst

1) Rettberg, F., Kirchengeschichte Deutschlands. 1, 625.
2) Otte, a. a. O. S. 94 f. 3) Ebd. S. 92.

neu errichtete doppelchörige Dom dem genannten Heiligen und dem ursprünglichen Brixener Patrone Petrus dedicirt[1]), und dieselbe Veranlassung zur Errichtung eines Westchores mag sich öfter gefunden haben, wo Bischofssitze verlegt wurden (wie der von Zeitz nach Naumburg im XI. Jahrh.), oder wo neue Stiftungen bei bereits vorhandenen älteren Kirchen stattfanden und dies Anlass zu einem Neubaue gab. So erklärt es sich auch, dass in vielen Fällen der Ostchor dem Stifte, der Westchor der Pfarrgemeinde überwiesen wurde, das Gebäude also zwei Kirchen in sich vereinte. Dabei soll übrigens nicht in Abrede gestellt werden, dass, nachdem das aufwändige doppelchörige Schema erst einmal aufgekommen war, die grosse Baulust der Prälaten des XI. Jahrh. sich in der Nachahmung desselben gefiel, und die Anlage eines westlichen Chores, als besonders ausgezeichneter Kapelle zu Ehren irgend eines beliebten Heiligen, willkommen erschien.

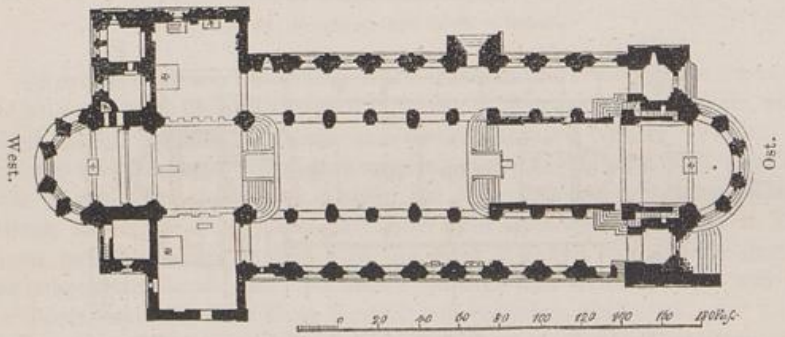


Fig. 16. Dom zu Bamberg (nach Landgraf).

Doppelchörige Kirchen: Ehemalige Klosterkirche in Fulda, Plan von St. Gallen, ehemaliger Dom in Cöln, Dome zu Verdun (ursprünglich) und Trier, Dom und St. Stephan zu Mainz, Dom zu Worms, Münster in Bonn, Abteikirche zu Laach, Stiftskirche zu Knechtsteden, heil. Kreuzkirche zu Lüttich, Dom zu Basel (ehemals), Kirchen zu Mittelzell, Oberzell und Unterzell auf Reichenau, St. Emeram und Obermünster in Regensburg, Kirche zu Nabburg, Dome zu Brixen (ehemals), Augsburg, Eichstädt, Bamberg, St. Jacob in Rothenburg a. d. T., Sebaldskirche in Nürnberg, Abteikirche zu Hersfeld, Dom zu Naumburg, Klosterkirchen zu Gernrode, Drübeck, Huyseburg, St. Michael und St. Godehard in Hildesheim, Dome zu Bremen und Münster, Münsterkirche in Essen. — Die späteste Anlage dieser Art ist der im XV. Jahrh. errichtete Westchor der Katharinenkirche zu Oppenheim, deren älterer Bau einen solchen nicht gehabt zu haben scheint.

20. Das Querhaus ist derjenige Theil des Kirchengebäudes, welcher demselben die Kreuzgestalt verleiht und wird deshalb auch das Kreuz genannt: es besteht aus dem Kreuzmittel (*meditullium*) und den beiden Kreuzarmen (*plaga septentrionalis* und *plaga*

1) Mittheil. der k. k. Central-Commission. 1861. 6, 71.

australis) und bildet, wenn der hohe Chor auf das Altarhaus beschränkt ist, innerlich einen freien Raum, das Querschiff (*transenna*); andernfalls, wenn das Kreuzmittel zum hohen Chore gezogen und von Scheidewänden abgeschlossen ist (wie im Dom zu Merseburg, s. den Grundriss S. 35), erscheinen die Kreuzarme (*transepta*) als abgesonderte Seitenkapellen.

In der alten Kirche, welche nur die Apsis nicht aber das spätere Altarhaus kannte, lag das von Schranken umzogene Allerheiligste, mit dem Altar in der Mitte, am Ende des Langhauses, und die beiden rechts und links von den Schranken befindlichen Räume (*transepta*) waren für besonders geehrte Gemeindeglieder bestimmt: der südliche (*senatorium*) für die obrigkeitlichen Personen, der nördliche (*matronaeum*) für die Matronen. Aus dieser Anordnung ging dann anscheinend nicht ohne Einfluss der Symbolik (s. oben S. 16) das Querhaus der Kirche hervor, welches indess Anfangs nur über die Breite des Langhauses reichte und der späteren über dieselbe hinaustretenden Vorlagen entbehrte, doch fehlen letztere auch im M. A. zuweilen, z. B. an der Stiftskirche zu Gernrode, wo das Querhaus nur um eine Mauerdicke über das Langhaus vortritt, oder an den Domen zu Gurk und Regensburg, wo es mit den Seitenwänden des Langhauses in derselben Flucht liegt. Normal besteht das Querschiff aus drei Quadraten, welche durch hohe Gurtbögen von einander geschieden werden, und das Vortreten der Kreuzflügel über das Langhaus beträgt $\frac{1}{6}$ der ganzen Länge des Querhauses; es vermindert sich, wenn die Seitenschiffe des Langhauses breiter, und vergrössert sich, wenn sie schmaler angenommen sind, als die Regel mit sich bringt. Das

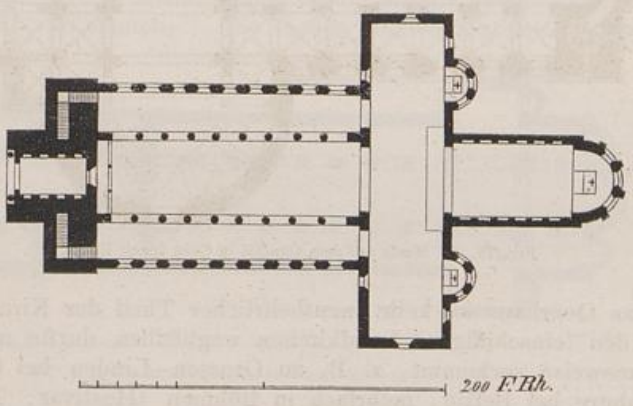


Fig. 17. Grundriss der Klosterkirche zu Hersfeld (nach v. Quast).

Maximum in der räumlichen Abmessung zeigt das Querhaus der Klosterkirche zu Hersfeld und zwar innerlich um so wirkungsvoller, als hier die bei einer Kirche mit flacher Holzdecke nicht constructiv nothwendigen trennenden Gurtbögen weggelassen sind (was öfter vorkommt z. B. in den Stiftskirchen zu Gernrode und Quedlinburg, in der Klosterkirche zu

Frose und in der Neumarktskirche zu Merseburg etc.), und das Ganze also ein völlig freies Schiff bildet. — Die Anordnung zweier Seitenschiffe an der östlichen und westlichen Seite des Querhauses im Dome zu Cöln und in der Marienkirche zu Danzig (wo jedoch dem nördlichen Flügel das östliche Seitenschiff fehlt) verstärkt die Wirkung dieser grossartigen Gebäude. Häufiger kommt nur ein Seitenschiff, und zwar an der Ostseite der Kreuzarme vor, z. B. am Dome zu Stendal und besonders bei den Cisterziensern), welches jedoch gewöhnlich durch eine Scheidewand innerlich in zwei Kapellen getheilt ist. — Die apsidenförmige Bildung der beiden Fronten des Querhauses im Halbrund oder Halbpolygon, die s. g. Drei-Conchenanlage, ist nach dem Muster der Kirche Maria auf dem Capitol in Cöln in dieser Stadt und am ganzen Niederrhein bis ins XIII. Jahrh. beliebt, und findet sich unabhängig von diesem Locale auch an der Elisabethkirche in Marburg und an der heil. Kreuzkirche zu Breslau in Polygonschlüssen.

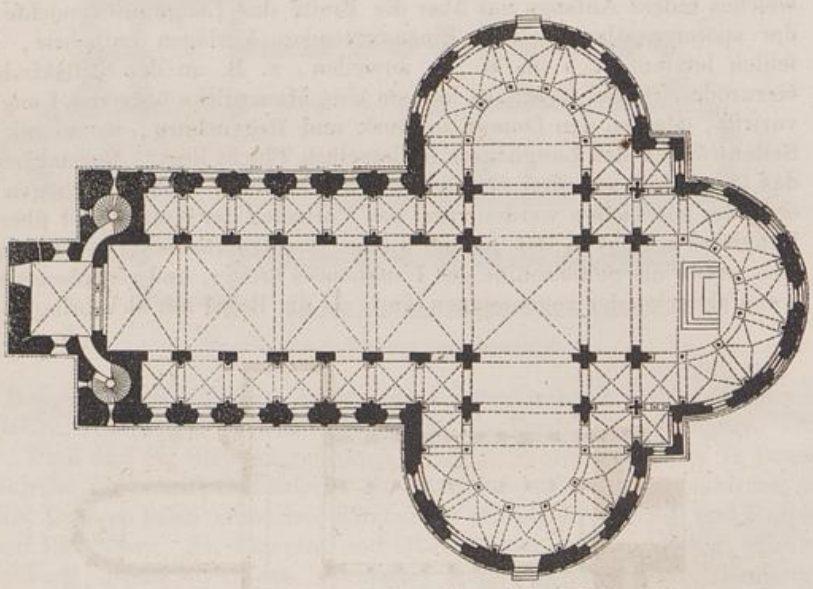


Fig. 18. St. Maria auf dem Capitol in Cöln (nach Boisserée).

Das Querhaus ist kein unentbehrlicher Theil der Kirche, weshalb es bei den (einschiffigen) Landkirchen wegbleiben durfte und hier nur ausnahmsweise vorkommt, z. B. zu Grossen-Linden bei Giessen, zu Wiesenburg bei Belzig, mehrfach in Böhmen (Hostivar, Tismitz, St. Jakob bei Kuttenberg) und in westfälischen Nonnenklöstern (Vreden, Asbeck, Oesede, Fröndenberg); in Süddeutschland indess sind Kreuzkirchen die Ausnahme, und das Fehlen des Querhauses bildet schon in älterer Zeit auch bei grösseren Kirchen die Regel: Dom zu Gurk (nach ursprünglichem Plane), Michaeliskirche zu Altenstadt bei Schongau, Stiftskirche zu Ilmmünster a. d. Ilm, Klosterkirche zu Thierhaupten etc. Wie bereits oben S. 16 bemerkt, fand die Kreuzform der Kirchen

seit etwa der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. bei neuen Anlagen überhaupt nur noch seltene Anwendung.

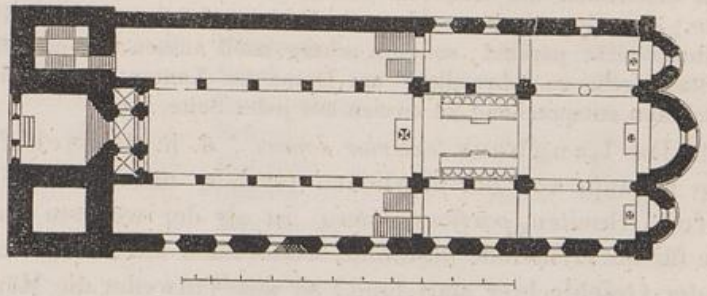


Fig. 19. Dom zu Gurk (nach v. Quast).

Die zuweilen vorkommende Anlage zweier Querhäuser, eines vor dem östlichen, das andere vor dem westlichen Altarhause (Michaeliskirche in Hildesheim, Abteikirche zu Laach, Dom zu Münster) erklärt sich aus der doppelchörigen Anlage der betreffenden Kirchen (s. oben S. 42 Anmerk. 3), sowie die Anordnung nur eines Querhauses, aber vor dem Westchore (s. oben ebd.) daraus, dass dieser ursprünglich der Hauptchor gewesen sein wird.

Anmerkung. An der Ostseite des Querschiffs finden sich in manchen Gegenden Deutschlands fast regelmässig (etwa bis zur Mitte des XIII. Jahrh.) als passender Abschluss der Seitenschiffe des Langhauses zwei kleine Nebentribunen (*conchulae, apsidiolae;* vergl. den Grundriss des Domes zu Merseburg S. 35 unter *z*), welche zwar eigentlich im Oriente heimisch sind, aber doch auch schon an der Kirche des Paulinus von Nola im V. Jahrh. vorkommen.[1]) Sie dienen in den mittelalterlichen Kirchen

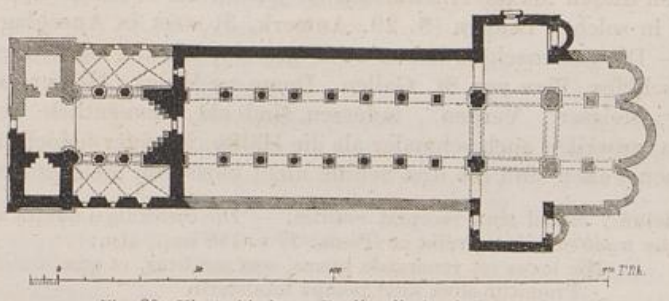


Fig. 20. Klosterkirche zu Paulinzelle (nach Puttrich).

Deutschlands zur Aufstellung von Altären, werden auch in verdoppelter Zahl (Paulinzelle, Königslutter, Sangerhausen) und mit Vorlegung von viereckigen Räumen (häufig bei den Cisterziensern, paarweise und seitenschiffartig die ganze Breite der Kreuzvorlage einnehmend: Zinna, Loccum etc.) als vier abgesonderte Kapellen angebracht. — In den Domen zu

1) Paulin. ep. 32 ad Severum n. 13: cum duabus dextra laevaque conchulis . . . apsis . . . laxetur; una earum immolanti hostias jubilationis antistiti patet, altera

Magdeburg und Speier finden sich die Nebenapsiden als Eintiefungen in der geraden östlichen Schlusswand der Kreuzvorlagen. — In gothischen Kirchen erscheinen die früheren *Conchulae* (z. B. am Dom zu Regensburg etc.) als polygonisch geschlossene Nebenchöre, die zuweilen dem Hauptchore nicht parallel, sondern schräg nach aussen tretend angeordnet sind (Stadtkirche zu Ahrweiler; am Dome zu Xanten den verdoppelten Seitenschiffen entsprechend zu zweien auf jeder Seite).

21. Das Langhaus (*exterior domus*), d. h. das Schiff (*navis* — also benannt von der länglichen Gestalt) mit seinen Seitenschiffen (Abseiten, *porticus, latera*) ist als der weiteste Raum der Kirche für die Gemeinde bestimmt, wobei nach alter Sitte eine Trennung der Geschlechter statt fand, so dass entweder die Männer die Südseite, die Frauen die Nordseite einnahmen, oder die Männer vorn, die Frauen hinten standen.[1])

Die Bezeichnung des Langhauses als »*exterior domus*« findet sich bei *Sidonius Apollinaris* († 482), ep. 4, 18.[2]) — Dass der Name Schiff (*ναῦς*, navis), auf das Kirchengebäude angewandt, sich zunächst auf die längliche Form bezieht, geht aus Const. apostol. 2, 57 (s. oben S. 15 zu §. 14) deutlich hervor: die symbolische Beziehung wird erst an die Schiffgestalt angeknüpft.

Das Schiff hat normal die dreifache Länge des Altarhauses, welches am Dome zu Merseburg (s. den Grundriss S. 35) innegehaltene Verhältniss im Allgemeinen bis ins XIII. Jahrh. als Regel galt. Verkürzungen gegen dieses Normalmaass kommen nur bei kleineren Kirchen vor, Verlängerungen sind dagegen häufiger; die langgestrecktesten Maasse finden sich in einigen Kirchen der Cisterzienser, z. B. zu Pforta und Chorin, wo das Schiff die übermässige Länge von 5 bis 6 Einheiten hat. Bei allen diesen Maassverhältnissen ist jedoch die mittelalterliche Sorglosigkeit in solchen Dingen (S. 29. Anmerk. 3) stets in Anschlag zu bringen. — Die Seitenschiffe haben zwar gewöhnlich die halbe Breite des Hauptschiffes (Plan von St. Gallen, Dome zu Mainz, Halberstadt, Merseburg, Meissen, Verden), indessen sind sie, namentlich in Klosterkirchen, zuweilen auch schmaler als die Hälfte, häufiger jedoch breiter; in einzelnen Fällen sind die drei Schiffe nicht bloss von gleicher Breite unter

post sacrificium, capaci sinu receptat orantes. — Die conchula a dextra apsidis (die orientalische *πρόθεσις*) beschreibt er (Poem. 27 v. 180 sqq.) also:

Hic locus est veneranda penus, qua conditur, et qua
Promitur alma sacri pompa ministerii.

Die conchula a sinistra apsidis (das *διακονικόν*) mit der Ueberschrift:

Si quem sancta tenet meditandi in lege voluntas,
Hic poterit residens sanctis intendere libris.

Vergl. Rheinwald, Archäologie. S. 137.

1) Durand, Rationale I, 1 n. 46: Masculi in australi, foeminae autem in boreali parte manent. — n. 47: Secundum alios vero viri in parte anteriori, mulieres in posteriori parte manent. — Da die Cisterzienserkirchen von keiner Frau betreten werden durften, so wurde häufig in einiger Entfernung von denselben eine besondere Kapelle für das weibliche Geschlecht angelegt. Vergl. Klöden, C. F., Zur Gesch. der Marienverehrung in der Mark Brandenburg. S. 36.

2) Vergl. Mone, in der Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins. VIII. 4, 424.

einander, sondern die Nebenschiffe übertreffen selbst die Breite des Hauptschiffes.

Verhältniss der Breite des Hauptschiffes zu den Seitenschiffen.[1])

Dom	in	Bamberg	47 : 26 (27).
		Basel	43 : 18.
		Brandenburg	45 : 14.
		Erfurt	11 . 13.
		Freiburg	19 : 15.
		Lübeck	180 : 98 (87).
		Magdeburg	4 : 3.
		Paderborn	82 : 50 (55).
		Regensburg	486 : 349.
		Soest	34 : 13.
		Speier	44 : 25.
		Strassburg	7 : 4.
		Trier	58 : 33.
		Wien (ungefähr)	1 : 1.
Klosterkirche	in	Berlin	58 : 39.
		Minoriten in Cöln	64 : 29.
	in	Echternach	131 : 57 (62).
		Otterberg	34 : 12 (15).
	St.	Mich. in Hildesheim	6 : 5.
	in	Huyseburg	50 : 17.
		Jerichow	32 : 15 (14).
		Limburg a. d. H.	77 : 40.
		Memleben	2817 : 1517 (1458).
		Petersberg b. Halle	25 : 17 (16).
		Pforta	177 : 83 (99).
		Riddagshausen	68 : 21.
		Zinna	79 : 30.
Marienkirche	in	Arnstadt	28 : 13.
		Danzig	68 : 57.
		Dortmund (etwa)	3 : 2.
		Lübeck	99 : 64.
Stiftskirche	in	Gernrode	7 : 4.
	St.	Georg in Prag	22 : 9 (7).
	in	Quedlinburg	33 : 16.
Aegidienkirche	in	Braunschweig	72 : 42 (45).
Andreaskirche	in	«	45 : 49.
Katharinenkirche	in	« (ungefähr)	1 : 1.
Martinikirche	in	«	239 : 249 (240).
Reinoldikirche	in	Dortmund (etwa)	3 : 2.
Kirche	in	Adorf	16 : 5.
		Brenken	3 : 1.
		Merzig	23 : 13.
		Salzkotten	20 : 7.

1) Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen das südliche Seitenschiff.

Die vorstehenden Beispiele zeigen, dass in mehreren Fällen die Seitenschiffe auch unter sich von ungleicher Breite sind, was entweder, wie z. B. in Pforta, auf localen Umständen (Umbau einer vorhandenen älteren Kirche) oder lediglich auf der mittelalterlichen Gleichgiltigkeit gegen dergleichen Unregelmässigkeiten beruht. Am stärksten ist jedoch gegen alles Ebenmaass gesündigt in der Katharinenkirche zu Lübeck, wo das nördliche Seitenschiff, in Westen spitz zulaufend, die Grundform eines Dreiecks hat. — Das Minimum für die Breite der Seitenschiffe beträgt etwa $^1/_3$ der Breite des Mittelschiffs und kommt ausser in St. Georg zu Prag und zu Riddagshausen bei Braunschweig namentlich in Westfalen (Brenken bei Paderborn und Salzkotten) und im Waldeckischen in den kleinen Kirchen zu Adorf, Flechtdorf und Twiste vor.

Die Seitenschiffe haben die Länge des Hauptschiffes und laufen durch einen offenen Bogen in das Querschiff aus; in Kirchen ohne Querhaus schneiden sie entweder mit geradliniger Ostwand ab (Franziscanerkirchen zu Soest, Berlin, Jüterbog etc.), so dass sich jenseits der Chor einschiffig fortsetzt, oder das ganze Gebäude bildet drei Schiffe von gleicher Länge (wobei sich in Kreuzkirchen die Abseiten jenseits des Querhauses neben dem Chore fortsetzen: Ulrichskirche zu Sangerhausen, Klosterkirche zu Lippoldsberg), welche entweder mit drei Apsiden (Dom zu Gurk und fast regelmässig in den nur aus drei Langschiffen bestehenden romanischen Kirchen in Bayern und Schwaben; Klosterkirche zu Paulinzelle, Ulrichskirche zu Sangerhausen), oder in drei Polygonabschnitten (St. Stephan zu Wien, Wiesenkirche in Soest, Kirche zu Herzberg a. d. Elster), oder endlich dreiseitig schliessen, so dass das Ostende (wie an der Kirche zu Baruth) als Viereck mit abgeschnittenen Ecken erscheint. Sehr häufig setzen sich die Seitenschiffe nicht bloss im Chore fort, sondern bilden, ohne Zweifel zur besseren Entfaltung der Processionen, einen Umgang rings um denselben (St. Maria auf dem Capitol in Cöln; Dome zu Halberstadt und Münster, Nicolaikirchen zu Berlin und Jüterbog etc.), an welchen sich seit der Mitte des XII. Jahrh. zuweilen eine Reihe von kleinen Kapellen anschliesst, die, wie an den rechteckig geschlossenen Cisterzienserkirchen zu Riddagshausen und Ebrach, entweder äusserlich wie ein zweiter niedrigerer Umgang erscheinen, oder, nach dem Muster des französischen Kathedralenstyls, aus dem Chorumgange radienartig hervortretend und wie letzterer halbkreisförmig (St. Godehard zu Hildesheim; Cisterzienserkirche zu Marienstadt im Nassauischen) oder polygonisch gestaltet, einen Kranz um das Chorhaupt der Kirche bilden: Dome zu Magdeburg und Cöln, Cisterzienserklosterkirchen zu Altenberg bei Cöln und Doberan, Dome zu Schwerin und Prag, Kirche zu Kuttenberg, Münster zu Freiburg i. B. — Wenn die Seitenschiffe einen Umgang um den Chor bilden, so ist dieser durch eine steinerne Brüstungswand von dem Umgange abgeschlossen.

Seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts kommen auch (gewissermassen eine Reminiscenz an die fünfschiffigen Basiliken des christlichen Alterthums) Kirchen mit vier Seitenschiffen vor, theils nach ursprünglicher Anlage (Dom zu Cöln, Stiftskirche in Xanten, Marienkirche in Mühlhausen, Severikirche in Erfurt etc.) theils in Folge späteren Anbaues

(Dome zu Basel, Ulm und Braunschweig; Marienkirchen zu Frankfurt a. O. und Colberg; die Petri-Paulikirchen zu Görlitz und auf dem Wysherad in Prag; Petrikirche zu Lübeck etc.), zum Theil mit niedrigeren Seiten-

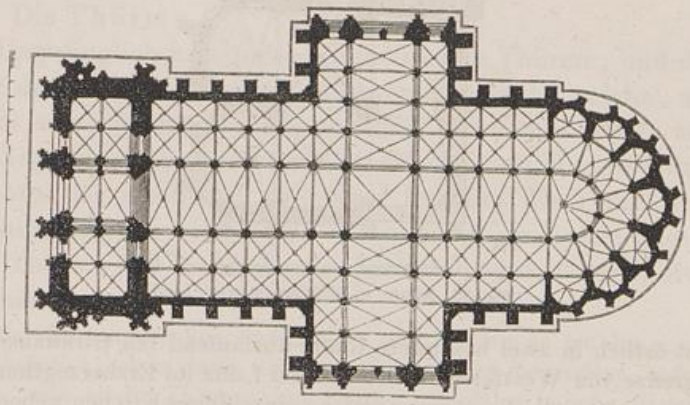


Fig. 21. Dom zu Cöln (nach Boisserée).

schiffen, zum Theil mit fünf gleich hohen Schiffen. — In reichster und grossartigster Entfaltung erscheint der Grundplan des Domes von Cöln: das Langhaus ist fünfschiffig, das Querhaus dreischiffig, die Seitenschiffe setzen sich neben dem Langchore fort, das innere Seitenschiff bildet einen Umgang um den polygonen Chorschluss, rings um welchen sich das äussere Seitenschiff in einen Kranz von sieben radianten Kapellen (*apsidiolae*) auflöst.

Im Gegensatze gegen die reiche Anlage der Kathedralen bauten die erst seit dem XIII. Jahrh. entstandenen Bettel- und Predigermönche ihre einfachen Kirchen aus Ersparungsrücksichten nicht selten nur mit einem Seitenschiffe[1]), welches bald nördlich, bald südlich (der Kanzel gegenüber) angebracht wurde: die Franciscanerkirchen zu Boppard, Brandenburg, Cleve, Dresden, Fritzlar, Görlitz, Salzwedel; die Dominicanerkirchen zu Elbing, Höxter und Warburg; die Kirche der Marienknechte (St. Ulrich) zu Halle a. d. S.; die Observantenkirche zu Hamm. Ausser diesen dem XIV—XVI. Jahrh. angehörigen Klosterkirchen zeigen auch einige kleine Stadtkirchen (Lichtenau und Neustadt in Hessen, Meckenheim am Rhein) diese Anlage, deren älteste Beispiele (die Cisterzienserkirche von Marienfeld bei Gütersloh und die Klosterkirche zum heil. Kreuz bei Meissen) sich aus dem XIII. Jahrh. herschreiben. Auch die Nicolaikirche zu Frankfurt a. M. gehört hieher.

Völlig verschieden von diesen unsymmetrischen Bauten sind diejenigen zweischiffigen Kirchen, welche aus zwei, durch eine mittlere Säulenreihe getrennten Schiffen von gleicher Breite und Höhe bestehen: in einigen Fällen (Pechüle bei Treuenbrietzen etc.) zwar nur in Folge

1) Lotz, W., über die zweischiffigen Kirchen, im Correspondenzbl. des Gesammtvereines etc. VII. (1858.) No. 3. S. 37.

der späteren Einziehung von Steinüberwölbungen statt der früheren Balkendecke, meist jedoch schon nach ursprünglicher Anlage, und zuweilen

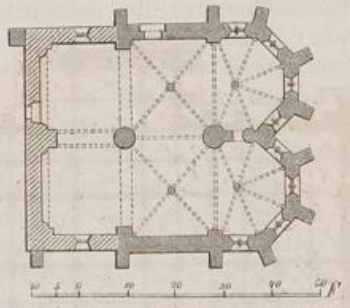


Fig. 22. Kirche zu Girkhausen (nach Lübke).

selbst östlich in zwei besondere Chöre auslaufend (zu Girkhausen an der Südgrenze von Westfalen, Hallstadt und Lunz im Erzherzogthum Oesterreich), so dass gleichsam zwei gleiche einschiffige Kirchen neben einander gebaut erscheinen. Das älteste Beispiel dieser Anlage ist die Nicolaikapelle zu Soest (etwa gleichzeitig mit der ebenfalls zweischiffigen Krypta unter der Klosterkirche zu Jerichow; s. Fig. 13 S. 41.) aus der Mitte des XII. Jahrh.; das merkwürdigste Beispiel ist die Pfarrkirche zu Schwaz in Tirol: sie ist vierschiffig, mit zwei breiteren Schiffen in der Mitte, deren jedes einen Chor für sich hat, und zwei schmäleren Seitenschiffen. — Uebrigens besteht das Langhaus dieser Kirchen grösstentheils aus einem kleinen quadratischen Raume mit nur einem Mittelpfeiler (besonders häufig in der Moselgegend).[1])

Anmerkung. Normal haben die Seitenschiffe wie die halbe Breite, so auch die halbe Höhe des Mittelschiffes und liegen unter besonderen Pultdächern; Kirchen, in denen die Seitenschiffe mit dem Hauptschiffe (ziemlich oder genau) von gleicher Höhe sind und gewöhnlich mit demselben eine gemeinschaftliche Bedachung haben, hat man neuerdings, nach Lübke's Vorgange (s. dessen Kunst in Westfalen S. 33) und mit allseitigem Beifall passend Hallenkirchen genannt: dieselben gehören Deutschland fast ausschliesslich an, und in Westfalen scheinen (doch wohl kaum vor dem XIII. Jahrhundert) die ersten noch romanischen Versuche damit gemacht worden zu sein (Kirche zu Derne, Servatiuskirche zu Münster, Marienkirche

1) Zweischiffige Kirchen von symmetrischer Anlage werden von Lotz (a. a. O.) angeführt: In der Mosel- und benachbarten Rheingegend: Cues (Hospitalkap.), Driesch, Graach, Hatzenport, Reilerkirch, Rokeskyll, Traben, Zelten (sämmtlich mit nur einem Mittelpfeiler), Bornhofen, Clotten, Ediger, Kempenich, Mannebach, Namedy (mit zwei oder drei Pfeilern); in Westfalen: Apelern, Girkhausen, Soest (Nicolaikapelle), Wewelsburg (alle mit mehreren Pfeilern); in Meklenburg (nach Dr. Lisch): Ankershagen, Gnoyen, Mestlin, Reknitz, Schlagsdorf, Schwinkendorf, Tarnow; in der Provinz Brandenburg: Brandenburg (Peterskirche), Luckenwalde (Johanneskirche), Pechüle, und einige andere Dorfkirchen in der Gegend von Bernau; im südlichen Böhmen: Blattna, Gojau, Sobieslau; im Erzherzogth. Oesterreich: Edlitz (mit einem Mittelpfeiler), Kirchberg am Wechsel, Hallstadt, Lunz; in Steiermark: Judenburg, Pöllauberg; in Tirol: Pfarrkirche zu Schwaz.

und Nicolaikirche zu Lippstadt, Dom zu Paderborn etc. etc.), denen sich die Elisabethkirche zu Marburg (seit 1235) als erstes gothisches Beispiel dieser Gattung anschliesst, welche in der Spätzeit zur entschieden vorherrschenden wird.

22. Die Thürme.[1])

a. Ursprünglich hatten die Kirchen keine Thürme, und da diese etwa mit den Glocken zugleich aufgekommen sind, welche, um weit hörbar zu sein, in der Höhe aufgehängt werden mussten, auch bis auf die Gegenwart die Aufnahme der Glocken als Hauptbestimmung der Kirchthürme erscheint, so könnte letzteres die Veranlassung zu ihrer Entstehung gewesen sein, wenn nicht gerade die ältesten bekannten Thürme der Kirchen erweislich zunächst anderen Zwecken gedient hätten.

Die ältesten Glocken waren klein und leicht: es ist daher sehr unwahrscheinlich, dass man um derselben willen besondere aufwändige Bauten, wie es die Thürme sind, sollte aufgeführt haben; dagegen war es natürlich, die Glocken auf den Thürmen aufzuhängen, wenn letztere bei den Kirchen bereits zu anderen Zwecken vorhanden waren. Bei der Dunkelheit der Sache lassen sich allerlei Vermuthungen darüber aufstellen, der sicherste Weg bleibt jedoch der, sich an die ältesten bekannten thatsächlichen Spuren zu halten, so sparsam dieselben freilich auch sein mögen.

b. Die Thürme sind entweder mit dem Kirchengebäude verbunden und erheben sich bei grösseren Kirchen der Regel nach paarweise auf den Flanken der Westfront, oder sie stehen isolirt und einzeln neben den Kirchen: jene waren ursprünglich Treppengehäuse (*cochlearia*), diese Wartthürme.

Unter allen Kirchen diesseits der Alpen enthält der Dom zu Trier in seinem noch nachweislichen ursprünglichen Kerne die ältesten, aus der Römerzeit herstammenden Ueberreste. Die neuesten umfassenden Localuntersuchungen haben ergeben, dass die Façade des ursprünglichen Baues, den Schiffen des Innern entsprechend, sich in drei weiten Bögen gen Westen öffnete: zwischen diesen Eingangsbögen traten Verstärkungspfeiler hervor, und zwei viereckige, im Grundbau nachgewiesene Treppenthürme standen auf den Ecken. Die in den Thürmen befindlich gewesenen Treppen, deren unterste Stufen noch aufgefunden wurden, führten zu dem Oberstockwerk und unter das Dach des Gebäudes.[2]) — Das von Karl dem Grossen erbaute, noch erhaltene achteckige Münster zu Aachen zeigt auf den Flanken seines westlichen Vorbaues zwei runde Treppen-

1) Weingärtner, W., System des christl. Thurmbaues. 1860. — Unger, F. W., zur Gesch. der Kirchthürme, in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XXIX. und XXX. S. 21—64. — Vergl. Klein, J. Val., die Kirche zu Grossen-Linden bei Giessen. 1857. S. 30 ff.

2) Roisin, Ferd. de, La Cathédrale de Trèves. (Paris) 1861. p. 36. 103; vergl. Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 281.

thürme, in denen man die Empore der Kirche und ein drittes, nicht mehr ursprüngliches Stockwerk der Vorhalle ersteigt, das zur Aufnahme der Glocken bestimmt war. — Der westliche Nonnenchor des Münsters zu

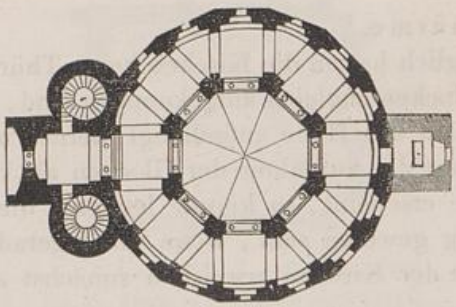


Fig. 23. Münster zu Aachen (nach Mertens).

Essen aus dem X. Jahrh. steht ebenfalls zwischen zwei kleinen Rundthürmen mit Wendelstiegen, die auf die Empore und in die oberen Stockwerke des Chores führen, dessen achteckiger Hochbau die Thürme überragt. Dies sind die sich darbietenden ältesten Beispiele[1], denen sich überdies andere aus dem XI. Jahrh. anreihen, und die hinlänglich beweisen, dass die ältesten in Verbindung mit Kirchengebäuden vorkommenden Thürme ganz mit Treppen angefüllte, und zur Aufnahme von Glocken nicht geeignete Stiegenhäuser von geringem Durchmesser (in Essen 9 F. im Lichten) waren, welche, ursprünglich das Gebäude nicht überragend, zuweilen später durch Aufsetzung eines mit Schallöffnungen versehenen Stockwerkes erhöht und als Glockenthürme eingerichtet wurden.[2] Die paarweise Anordnung erklärt sich aus Rücksichten auf die Symmetrie hinlänglich; bei der Enge dieser Schneckenstiegen könnte der eine Thurm den Hinaufsteigenden, der andere den Hinabsteigenden gedient haben.

Anderweitig begegnen wir in den klösterlichen Niederlassungen der Schottenmönche, welche seit dem VII. Jahrh. Deutschland missionirend durchwanderten, in dem mit ihren Wohnhütten erfüllten umschlossenen Raume neben der Kirche festen Rundthürmen, die zwar wohl mit einer kleinen Blechglocke versehen, doch zunächst als Warten und in Zeiten der Noth als Zufluchtsorte dienten.[3] Den thatsächlichen Beweis liefert der Plan des Klosters St. Gallen vom J. 820 (s. oben S. 28): wir finden hier westlich von der Kirche (s. Fig. 15 S. 43), in einiger

1) Den von Klein a. a. O. S. 40 aus Venantius Fortunatus III, 7 v. 19 ff. hergeleiteten und von Weingärtner a. a. O. S. 67 wohl zu vorschnell aufgenommenen Beweis, dass die Kirchen schon im VI. Jahrh. mit zwei wirklichen Frontalthürmen versehen gewesen seien, hat Unger a. a. O. S. 25 ff. widerlegt.

2) Vergl. die Aeusserung von J. F. Lange auf der Archäologen-Versammlung in München, im Correspondenzbl. des Gesammt-Vereins etc. VIII. (1860.) No. 13—15. S. 132.

3) Wattenbach, in der Zeitschr. für christl. Archäologie und Kunst. 1, 23; vergl. Schnaase, Gesch. der bild. Künste. IV. 2, 416.

Entfernung von dem halbkreisförmigen Säulenvorhofe derselben, zu beiden Seiten des von aussen in das Kloster führenden Weges zwei symmetrisch gestellte mit Wendeltreppen gefüllte Rundthürme angegeben, den nördlichen mit der ihn deutlich als Warte bezeichnenden Einschrift »*ascensus per cocleam ad universa superinspicienda*« und den südlichen (»*alter similis*«) zu gleichem Zweck, und wegen der Stellung auf beiden Seiten des Zuganges zum Kloster ersichtlich auch zur Vertheidigung desselben gegen feindliche Angriffe.[1])

Die isolirte Stellung der Glockenthürme, gewöhnlich neben einer Langseite der Kirche, die in Italien zur stehenden Sitte geworden ist, kommt in Deutschland, abgesehen von vereinzelten und zufälligen Beispielen (der rothe Thurm auf dem Markte in Halle a. d. S., die Thürme bei der Bartholomäikirche zu Zerbst, der Johanneskirche zu Luckenwalde, bei der vormaligen Klosterkirche in Arndsee, beim Dome zu Frauenburg etc.), nur provinziell verbreitet vor: in Schwaben (bei der Petri-Paulikirche in Hirsau, bei der abgetragenen Klosterkirche zu Petershausen vor Constanz, beim Münster zu Mittelzell auf Reichenau); in Böhmen, in dessen östlicher Hälfte sich hölzerne Glockenhäuser vom einfachsten, oben gabelmässig getheilten und mit einem Dächlein gekrönten Balken in allerlei Abweichungen bis zum grossen Glockenthurme (z. B. neben der Georgskirche in Přaslawic bei Turnau, von etwa 80 F. Höhe auf achteckigem Unterbau) aller Orten, selbst in Dörfern ohne Kirchen vorfinden[2]), ein isolirter Steinthurm auch neben der Bartholomäikirche zu Kolin; ebenso in dem benachbarten Oberschlesien neben den S. 26 erwähnten Holzkirchen; in Ostfriesland, wo alle Kirchthürme isolirt stehen, mit alleiniger Ausnahme des alten verfallenen Thurmes von Marienhave und eines ganz neuen zu Leer.[3])

c. Bei kleineren, besonders bei einschiffigen Kirchen genügte als Glockenhaus ein Thurm, normal als Vorlage vor der Mitte der Westfront, doch wurde in manchen Gegenden und namentlich in Niederdeutschland auch bei grösseren mehrschiffigen Kirchen und Kathedralen häufig nur ein Thurm angeordnet; d. h. man liess die Treppenthürme auf den Seiten weg und bildete die Vorhalle zum Glockenthurme aus.

Vielleicht das einzige Beispiel einer Landkirche mit zwei westlichen (Rund-) Thürmen ist die kleine, nur etwa 90 F. lange einschiffige Kreuzkirche zu Grossen-Linden bei Giessen (vermuthlich aus dem XII. Jahrhundert), mit überdies noch einem dritten Thurme über dem Kreuze (s. unten S. 57). — Als älteste Beispiele von der Anordnung nur eines Thurmes bei bischöflichen Kathedralen sind die Dome zu Minden und Paderborn aus dem XI. Jahrh. zu nennen: in Minden legt sich dem west-

1) Für die Ansicht, dass Befestigungsrücksichten die Kirchthürme veranlasst hätten, erklärt sich Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné. 3, 281 ff. (Art. »*Clocher*«).

2) Grueber, Bernh., in den Mittheil. der k. k. Central-Commiss. 1856. 1, 247.

3) Unger a. a. O. S. 31.

lichen Ende der Kirche in ganzer Breite eine Baumasse vor, die erst in beträchtlicher Höhe ein quadratisches Stockwerk aus ihrer Mitte aufsteigen lässt; in Paderborn hat der viereckige Thurm nur die Breite des Mittelschiffes und wird von zwei halb so hohen runden Treppenthürmen flankirt. — Die grossartigen Münster zu Freiburg i. B. und zu Ulm (aus dem XIII. und XIV. Jahrh.) haben ebenfalls nur einen vor der Westfront aufsteigenden Thurm: beide gehören zu den prachtvollsten Thurmbauten Deutschlands. — Nicht immer bildet der Thurm eine Vorlage an der Westseite der Kirche, sondern erhebt sich auch oft aus der Mitte der Front, z. B. an der Frauenkirche zu Esslingen, deren Thurm (aus dem XV. Jahrh.) der Stadt zur schönsten Zierde gereicht.

d. In der Zeit vom XI. bis XIII. Jahrhundert machte sich das Streben geltend, ausgezeichnetere Kirchen durch Vermehrung der Anzahl der Thürme noch besonders zu verherrlichen, indem man ausser den beiden westlichen Thürmen noch zwei andere zu den Seiten des Altarhauses anordnete und ausserdem, vorzüglich am Rhein, noch einen Mittelthurm über der Durchschneidung des Lang- und Querhauses errichtete. Später wurde die Anzahl der Thürme wieder beschränkt, und man suchte den Ruhm nicht mehr in der Vielheit, sondern in der Höhe der Thürme.

Die Entstehung eines zweiten Thurmpaares in Osten auf den Flanken des Altarhauses wird aus der doppelchörigen Anlage (s. oben S. 42) völlig erklärlich, wenn man diese Gebäude ansieht als zwei entgegengesetzt orientirte Kirchen mit gemeinschaftlichem Langhause, von denen die östlich orientirte ihre Thürme in Westen, die westlich orientirte dieselben in Osten erhielt, und diese Auffassung bestätigt sich ferner als richtig durch die Wahrnehmung, dass bei doppelchörigen Kirchen mit zwei Querschiffen (Abteikirche zu Laach, St. Michael in Hildesheim)

Fig. 24. Klosterkirche St. Michael in Hildesheim (nach Hase).

auch zwei Mittelthürme, der eine über dem östlichen, der andere über dem westlichen Kreuze angeordnet wurden; oder, wenn nur ein Querschiff vorhanden war, wie an den Domen zu Mainz und Worms, ein zweiter Mittelthurm über dem zweiten Altarhause. — Die Entstehung und Verbreitung der im Rheinlande häufigen, auch in Westfalen (Dom zu Osnabrück, Münster in Hameln, Ludgerikirche in Münster) vorkommenden achteckigen, eine hohe Kuppel umschliessenden Mittelthürme wird aus dem Einflusse des karolingischen Centralbaues in Aachen erklärlich, ohne dass es nöthig wäre, direct an byzantinische Vorbilder zu denken. In anderen Gegenden sind die Mittelthürme selten (St. Michael und St. Godehard in Hildesheim, Stiftskirche zu Königslutter, Kirche zu Kloster-Gröningen, Stadtkirche zu Freiburg a. d. U., Nicolaikirche zu Treuenbrietzen), umschliessen nicht wie am Rheine und in Westfalen eine Kuppel (nur die kleine Schlosskirche zu Querfurt zeigt eine solche) und kommen nach dem XIII. Jahrh. in Deutschland überhaupt nicht mehr vor: die Katharinenkirche zu Oppenheim bietet anscheinend das einzige Beispiel eines rein gothischen Mittelthurmes dar.

Für die Höhe der Thürme gab es kein Maass: die älteren Thürme sind nur niedrig, aber in der Blüthezeit der mittelalterlichen Baukunst baute man sie gern so hoch als möglich, und obgleich die Thürme der grösseren Kirchen gewöhnlich schon mit dem Altarhause zugleich in Angriff genommen wurden, so waren sie doch regelmässig derjenige Theil des Gebäudes, an dessen Vollendung man zuletzt ging, und sind deshalb gewöhnlich unvollendet geblieben (Dome zu Cöln, Regensburg, Ulm etc.), oder es wurde doch nur einer der projectirten beiden Prachtthürme fertig (Münster zu Strassburg, nach verändertem Plane; Stephan zu Wien etc.). — An den Domen zu Magdeburg und Cöln ergiebt sich die Länge der Kirche ungefähr als Maass für die Höhe der Thürme.

Als die höchsten Thürme in deutschen Landen werden genannt:

Thurm des Münsters zu Ulm, projectirt auf	$482,_5$ F. rh.
(jetzt nur 324 F.)	
Thürme des Doms zu Cöln, projectirt auf	$474,_3$
Thurm des Münsters zu Strassburg (projectirt auf $596,_{16}$)	452
Thurm der Martinskirche zu Landshut	448
Hauptthurm des Stephansdoms zu Wien, mit der 1842 aufgesetzten, jetzt wieder abgetragenen gusseisernen Spitze	$438,_4$
(vorher nur $434,_9$)	
Andreasthurm zu Braunschweig, bis 1551	426
(jetzt nur noch 322)	
Elisabeththurm zu Breslau	416
(seit 1529 nur noch 289)	
Michaelisthurm zu Hamburg (modern)	416
Petrithurm daselbst	406
(abgebrannt 1842, der neue Thurm projectirt auf 440)	
Thürme der Marienkirche zu Lübeck	394
Hauptthurm des Doms zu Mainz	390
Thurm des Münsters zu Freiburg	385
Frauenthürme zu München	332

Domthürme zu Magdeburg	329 F. rh.
Ansgarithurm in Bremen	324
Thurm der Pfarrkirche zu Schweidnitz	320

Anmerkung. Es bedarf kaum der Bemerkung, dass sich die mannigfachsten Modificationen der (vorstehend b. c. d. angegebenen) verschiedenen Normalstellungen der Kirchthürme nachweisen lassen. Die beiden Westthürme haben zwar regelmässig die Frontalstellung in der Flucht der Seitenschiffe, sind aber nicht immer von Grund aus jeder für sich als selbständiges Bauwerk aufgeführt: in Niedersachsen (Braunschweig etc.) vielmehr steigen dieselben erst über den Flanken eines die ganze Breite der Kirche einnehmenden rechteckigen Baukörpers auf, der in den unteren Stockwerken die von den Wendelstiegen eingeschlossene Vorhalle, im Obergeschosse die Glockenstube enthält. — Am Dome zu Trier sind über dem Westende der Seitenschiffe zwei viereckige Glockenthürme angeordnet, es treten aber auf den äusseren Ecken derselben noch zwei niedrigere fast ganz frei stehende runde Treppenthürme hinzu: eine Anordnung, welche sich an der gleichzeitig dem XI. Jahrhundert angehörenden Klosterkirche zu Limburg a. d. H. wiederholt. — Die Chorthürme stehen zu den Seiten des Altarhauses dem östlichen Ende bald mehr, bald weniger nahe: am Ostchore des Domes zu Mainz erheben sich die beiden Rundthürme auf den äusseren Ecken der das Altarhaus begleitenden seitenschiffartigen Räume, von unten auf nur zur Hälfte freistehend; an den beiden Chören des Domes zu Worms stehen die vier Rundthürme in der Flucht der Seitenschiffaxen und schneiden, wie die Chorthürme des Merseburger Domes (s. den Grundriss S. 35), tief in die Seitenwände des Altarhauses ein. — Die Dome zu Speier, Bamberg, Magdeburg und Naumburg, auch die Abteikirchen zu Laach und Knechtsteden haben quadratische Chorthürme, die in dem durch die Mauern des Altar- und Querhauses gebildeten Winkel aufsteigen. Anderweitig finden sich zwei Ostthürme über den Kreuzarmen oder statt derselben angebracht: Georgskirche in Prag, Marienkirche in Reutlingen, heil. Kreuzkirche in Gmünd, St. Stephan in Wien; bei der Klosterkirche in Hamersleben und der heil. Kreuzkirche in Breslau stehen die Thürme in dem Winkel auf der Westseite des Querhauses. — Der Dom in Erfurt (ursprünglich) und die nahe gelegene Severikirche daselbst haben an der Ostseite (zwischen Chor und Schiff) einen breiten in drei Spitzen auslaufenden Thurmbau, und die beiden quadratischen Thürme der aus drei gleich langen Schiffen bestehenden Kirche zu Altenstadt bei Schongau bilden den östlichen Abschluss der Seitenschiffe. — Die doppelchörige Kirche des Michaelisklosters zu Hildesheim (s. die Abbildung S. 56) hatte weder West- noch Ostthürme, dagegen ausser den beiden Mittelthürmen über dem östlichen und westlichen Kreuze, ganz aussergewöhnlich vor der Mitte der vier Kreuzflügelfronten runde Treppenthürme, als Aufgänge zu den im Innern befindlichen Emporen.

Bei Kirchen mit nur einem Thurme kommen gewisse Abweichungen von der westlichen Normalstellung (s. oben c) in manchen Gegenden so häufig vor, dass sie für diese geradezu die Regel bilden. So pflegt z. B. in Schwaben (Stephanskirche in Constanz, heil. Kreuz zu Rottweil, Stiftskirche in Hechingen, Frauenkirche, Martinskirche und Spitalkirche in Memmin-

gen etc.) der Thurm an einer Langseite der Kirche zu stehen, häufig aus älterer Zeit stammend, als der Kirchenbau selbst; ja es werden Beispiele angeführt, wo die Kirchen in dieser oder anderer Weise an alte römische Kriegsthürme angebaut sein sollen.[1]) Jedenfalls erinnert diese auch im bayerischen Gebirgslande, in Tirol (Pfarrkirche in Botzen etc.) und in Schlesien vorkommende Stellung des Thurmes an den in jenen Landstrichen auch jetzt noch nicht seltenen isolirten Standort des Glockenthurmes neben der Kirche (s. oben S. 55) und könnte daraus hervorgegangen sein. — Eine andere namentlich bei kleineren Kirchen des XII. Jahrh. in Schwaben und in der Altmark sich sehr häufig vorfindende, anderwärts seltene Anomalie ist die Errichtung des Thurmes östlich, über dem Altarhause des Gebäudes, wozu die Mittelthürme grösserer Kirchen das Vorbild gegeben, und die Ersparung eines besonderen Unterbaues die Neigung hervorgerufen haben mag.

Fig. 25. Thürme zu Merseburg, auf dem Petersberge bei Halle und zu Mühlhausen in Thüringen (nach Puttrich).

e. Die Grundform der Thürme ist gewöhnlich das Quadrat, dessen Seite insgemein etwa der Breite der Seitenschiffe entspricht. In älterer Zeit bis zum XIII. Jahrhundert waren auch Rundthürme beliebt: stets paarweise, theils anderen viereckigen Thürmen als Treppenhäuser vorgelegt, theils namentlich auch als Chorthürme, wo ihre Kreisform mit den halbrunden Apsiden harmonirt, selten dagegen in eigentlicher Frontalstellung neben dem westlichen Hauptportal. — Die Kuppelthürme über der Kreuzung oder dem Altarhause sind regelmässig achteckig, andere Mittelthürme gewöhnlich quadratisch.

Am Dome zu Magdeburg decken sich die Grundrisse der beiden westlichen Thürme und der Kreuzarme. — Bei Kirchen des XII. und

1) In Theilenhofen, Ascholting bei Tölz, Beigen bei Neuburg a. d. Donau etc. Vergl. Krieg v. Hochfelden, Gesch. der Militär-Architektur. S. 106. Einbauungen von Kriegsthürmen in Kirchen sollen überhaupt öfter vorkommen, und als unsicheres Beispiel wird die Marienkirche zu Salzwedel erwähnt. Vergl. Correspondenzbl. des Central-Vereins etc. (1860.) VIII. No. 13—15. S. 132.

XIII. Jahrh. mit nur einem Thurme hat dieser in manchen Gegenden nicht quadratischen, sondern rechteckigen Grundriss und nimmt die ganze Breite der Westseite ein: häufig in der Gegend von Halle a. d. S., am Harz, sporadisch auf dem Fläming (Werder bei Jüterbog), durchgehend bei den Feldsteinbauten in der Altmark, Priegnitz und Ukermark, mit denen das Land bedeckt ist.

Runde Treppenthürme sind den viereckigen Thürmen an den Domen zu Trier und Paderborn (XI. Jahrh.) vorgelegt. — Runde Chorthürme neben beiden Chören der Dome zu Mainz und Worms, neben dem Westchor der Klosterkirchen zu Essen und Gernrode, neben dem Ostchore des Domes zu Merseburg und der Pfarrkirche zu Gelnhausen [1]); runde Frontalthürme an der Dorfkirche zu Grossen-Linden bei Giessen, an der Klosterkirche zu Möllenbeck in Westfalen, an der Marienkirche zu Magdeburg; sie erinnern in ihrer Erscheinung an die gleiche Thurmstellung neben Stadtthoren. [2]) — An Gross-Martin zu Cöln erheben sich neben dem hohen viereckigen Mittelthurme achteckige Eckthürmchen. — Runde Treppenthürmchen, in untergeordneter Weise den Ecken der Kirchen vorgelegt, mit den Aufgängen zu den Dachräumen kommen in späteren Jahrhunderten sehr häufig vor und nehmen zuletzt eckige Form an: Marienkirche in Zwickau etc. — Die Kirche Maria-Stiegen in Wien hat an ihrer Südseite einen siebeneckigen Thurm.

f. Die Thürme älterer Zeit behalten bis zur Bedachung ihre viereckige oder runde Grundform bei und haben nur im Oberstockwerke Fensteröffnungen, während die unteren Stockwerke bloss von kleinen Lichtöffnungen zur nothwendigsten Beleuchtung der Treppen durchbrochen und nur vom Innern der Kirche aus zugänglich sind; seit dem XII. Jahrhundert jedoch setzt das Viereck in den oberen Geschossen gewöhnlich ins Achteck um und endet in einem hohen, insgemein achteckigen Helm, und seit dem XIII. Jahrhundert stehen die zuweilen von aussen zugänglichen Thürme oft mit dem Innern der Kirche in Verbindung und sind häufig bis zum Erdgeschosse herab mit mehr oder weniger grossen Fenstern versehen.

An massigen und roheren Bauten auch des späteren Mittelalters bleiben die Thürme bis oben hinauf viereckig; die vier Wände laufen, alle vier oder nur zwei, in Giebeln aus und schliessen oft ohne Hinzufügung eines Helmes entweder mit einem Kreuzdache oder mit einem gemeinen Satteldache, dessen Giebel bei quadratischen Thürmen gewöhnlich gen West und Ost, bei rechteckigen dagegen regelmässig nach Nord und

1) Diese cylindrischen Thürme, bei geringem lichten Raume durch die in ihnen befindlichen steinernen Wendeltreppen überaus fest in sich zusammengehalten, sind oft (wie an den Domen zu Mainz, Worms und Merseburg etc.) die einzigen Ueberreste von älteren Bauwerken, besonders des XI. Jahrh., wenn auch mit erneuten Oberstockwerken.

2) Sehr weitläufig verbreitet sich hierüber Klein, Kirche zu Grossen-Linden. S. 31 ff.

Süd schauen. — In Niedersachsen (z. B. in Braunschweig und Göttingen) sind die Thurmpaare der Kirchen schon von da an, wo sie aus ihrem, etwa nur ein Drittel der Gesammthöhe betragenden gemeinsamen Unterbau (s. oben die Anmerkung S. 58) aufsteigen, achteckig, was keinen vortheilhaften Eindruck macht.

Wie schon die äussere einheitliche Vereinigung der Thurmbauten mit der Kirche im Vergleich mit der Separatstellung der ersteren als glücklichere Lösung der Aufgabe betrachtet werden muss, so war die innere Communication des unteren Raumes mit dem Langhause der Kirche noch ein weiterer wesentlicher Fortschritt: an den Domen von Strassburg und Cöln bilden die Thürme (nach dem Muster des französischen Kathedralstils) den Zugang zu den Seitenschiffen, eine nachahmenswerthe, doch selten beobachtete Einrichtung. Die Münster von Freiburg i. B. und Ulm haben nur einen Thurm vor der Mitte der Westfront; derselbe bildet jedoch zugleich den Haupteingang und die Vorhalle der Kirche. An vielen Kirchen mit zwei Westthürmen (besonders in Pommern, aber auch anderwärts z. B. im Dom zu Regensburg, in der Stiftskirche zu Xanten, Nicolaikirche in Jüterbog etc.) ruhen die Thürme einwärts auf starken Pfeilern und öffnen sich in hohen Bögen, östlich in die Seitenschiffe; nördlich, resp. südlich in den Zwischenbau.

Die rheinländischen und oberdeutschen Prachtthürme (Dom in Cöln nach dem Entwurfe, Münster zu Strassburg, Freiburg i. B. und Ulm, St. Stephan zu Wien) sind mit durchbrochenen luftigen Steinpyramiden gekrönt, die in Norddeutschland sehr selten und nur in kleinem Maassstabe (der s. g. höckerige Thurm am Dom zu Meissen) vorkommen. — Die meisten Thurmdächer bestehen aus mit Schiefer, Metall oder Ziegeln gedeckten Holzconstructionen, und die grosse Mehrzahl ist leider durch Bedachungen von Zwiebel- oder Schlafhaubenform verunstaltet, die ihre Entstehung dem Geschmacke der Zopfzeit verdanken.

Anmerkung 1. Das Innere der Thürme wurde zuweilen zu Kapellen benutzt, und zwar nicht bloss im Erdgeschosse (wie in den Ostthürmen der Pfarrkirche zu Gelnhausen); in den westlichen Domthürmen zu Wien, Naumburg und Meissen finden sich z. B. zwei Kapellen über einander angebracht, und eine ähnliche Einrichtung erscheint im Thurme der Kirche zu Idensen in Westfalen. — Auf dem Baurisse von St. Gallen sind oben auf der Höhe (*in summitate*) der beiden Rundthürme Altäre der Erzengel (nördlich Gabriel, südlich Michael) angegeben.[1] — In die Thurmknöpfe pflegte man Reliquien und Urkunden einzulegen; letztere enthielten theils Nachrichten über den Bau, theils Gebete. Dergleichen Documente aus dem XV. und XVI. Jahrhundert findet man abgedruckt z. B. in den N. Mittheilungen d. thüring.-sächs. Vereins III. 4, 125 ff. und in v. Dreyhaupts Beschreib. des Saalkreises 1, 1015 f. — Der Hahn auf dem Glockenthurme (*campanarium*) kommt schon im X. Jahrhundert zu St. Gallen vor:[2] dieser »*praeco diei*« bezeichnet erinnernd die Wachsamkeit in

1) Ueber die Thürme als Cultusstätten vergl. Weingärtner, System des christl. Thurmbaues. S. 27.

2) Pertz, M. G., Scriptores 2, 105.

Beobachtung der kanonischen Stunden; vor Erfindung der Uhren richtete man sich mit dem Anfange des Frühgottesdienstes nach dem Hahnenschrei.[1]) — Statt des Hahns kommen auf den Thurmspitzen auch die Abbildungen der Patrone vor: auf den östlichen Thürmen des Doms zu Merseburg z. B. sind St. Laurentius und St. Johannes der Täufer unter den Windfahnen angebracht. — Die bei städtischen Pfarrkirchen besonders in den sächsischen Gegenden (z. B. in Freiburg a. d. U., Halberstadt, Halle, Jüterbog, Wittenberg; aber auch in Wiener-Neustadt) nicht selten vorkommende Verbindung der beiden Frontalthürme durch eine Brücke hat den Zweck, dem oben wohnenden Thürmer die Umschau von beiden Thürmen zu ermöglichen. Bei der Dionysiuskirche zu Esslingen findet, jedenfalls zur Erleichterung der Communication, sogar eine zweifache Ueberbrückung zwischen den beiden Thürmen statt.

Anmerkung 2. Obgleich die Kirchthürme den ersten sechs bis sieben Jahrhunderten fremd waren, und ihre Entstehung zunächst nur äusseren Umständen zu verdanken ist, so hat sich das christliche Volk aller Schichten an diese »*Finger, die unser Herrgott aus der Erde steckt*« doch bald mit so grosser Liebe gewöhnt, dass im Mittelalter, wo es nur irgend die Verhältnisse erlaubten, sich auch die ärmste Dorfkirche diesen Schmuck nicht leicht versagte; es kann daher nichts Befremdliches haben, dass reiche Stiftungen ihre Kirchen durch mehrere Thürme zu verherrlichen suchten (s. oben S. 56): die Dome zu Mainz, Speier und Worms, die Klosterkirchen zu Laach und St. Michael zu Hildesheim haben sechs Thürme, das Münster zu Bonn fünf, die Kirche zu Limburg an der Lahn sieben, St. Gereon und Aposteln zu Cöln und viele andere aus dem XII.—XIII. Jahrh. am Rhein drei Thürme; die gothische Marienkirche in Danzig hat ausser dem grossen Glockenthurme noch zehn andere Thürmchen, die sich zum Theil mehr als 80 F. über dem hohen Kirchdach mit schlanker Spitze erheben; selbst kleinere Stadtgemeinen (wie Freiburg a. d. U., Wittenberg, Jüterbog etc.) schmückten ihre Pfarrkirchen mit zwei stattlichen Westthürmen, und nicht bloss die Stadtkirche zu Freiburg a. d. U., sondern sogar die Filialkirche des Dorfes Grossen-Linden bei Giessen hat ausser diesen noch einen Mittelthurm: die hie und da keck hingestellte Behauptung, dass eine Pfarrkirche nur einen Thurm, eine bischöfliche zwei und eine erzbischöfliche Kirche drei Thürme habe, widerlegt sich daher selbst.

Bei Kirchen mit mehreren Thürmen werden die einzelnen, um sie von einander unterscheiden zu können, gewöhnlich mit besonderen Namen benannt. Die beiden westlichen Thürme des Doms von Wien heissen Heidenthürme[2]), die östlichen Thürme des Freiburger Münsters haben den Namen Hahnenthürmchen; in Basel am Dom werden die westlichen, und am Merseburger Dom die östlichen Thürme nach den beiden Hauptpatronen dieser

---

1) Consuetudines monasterii S. Vitoni Virdunensis (angeblich aus dem X. Jahrh. — Martene, de ritibus 4, 853): Cum lucem ales nunciaverit, dabuntur omnia signa. Aehnlich schon Augustinus vom Frühgebet. Vergl. Kreuser, Kirchenbau 1, 232.

2) Sehr wahrscheinlich als Erinnerung an die ehemalige, bei der Kirche vorbei führende »*strata nemoris paganorum*«. Vergl. Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 252.

Kirchen benannt; die vier Naumburger Domthürme werden als »*bewohnte*« und »*unbewohnte*« von einander unterschieden; an der Marktkirche in Halle heissen die östlichen die Hausmanns-, die westlichen die blauen Thürme; zu Danzig wird der sich über der Vierung der Marienkirche erhebende Thurm Episteltlhurm genannt. Von den beiden Thürmen der Frauenkirche zu Ingolstadt heisst der niedrigere der Oelthurm (d. i. Oelbergthurm), und am Dome zu Würzburg der nordöstliche der rothe Thurm. Der linke Chorthurm des Domes zu Worms und der rechte zu Speier heissen Eselsthürme, weil Esel auf den romanischen Treppen derselben die Baustoffe hinauf getragen haben sollen, und auch der Dom zu Regensburg hat seinen Eselsthurm.

Anmerkung 3. Die Wirthlichkeit der Cisterzienser liess ihnen die kostspielige Errichtung von Kirchthürmen als überflüssig erscheinen, und ihre Kirchen begnügten sich deshalb mit einem über dem Kreuzfelde sich erhebenden Dachreiter (*turricula super ecclesiam*), welcher auch für ihre wenigen und kleinen Glocken hinlänglich war und überhaupt als älteste Form der Glockengehäuse anzusehen ist. Die Bettelorden, die sich seit dem XIII. Jahrh. innerhalb der Städte ansiedelten, mussten sich des allein den Pfarreien zustehenden öffentlichen Glockengeläutes enthalten und durften nur eine kleine Privatglocke haben, für welche ein unbedeutendes Dachthürmchen ausreichend war: die Dominicaner in Elbing z. B. erhielten 1246 zwar die Freiheit daselbst ein steinernes Kloster und eine Kirche zu bauen, jedoch ohne Thurm[1]; dagegen hat die Dominicanerkirche in Erfurt zwei schöne achteckige Thürmchen. — Dachthürme für die Signalglocken finden sich dem gottesdienstlichen Bedürfnisse entsprechend auch über dem Kreuze oder Altarhause der meisten grösseren Kirchen und kommen ausser dem westlichen Glockenthurme selbst bei Landkirchen vor: in Preussen über dem östlichen, im Magdeburgischen, statt eines eigentlichen Thurmes, über dem westlichen Giebel, und zwar hier in der Form von zwei Pfeilern, in welche die Giebelwand zinnenartig ausläuft, und zwischen denen die Glocke hängt.

Die auf den Kehlbalken ruhenden, aus dem Firste aufsteigenden Dachreiter sind grösstentheils Holzconstructionen, die man der Dauerhaftigkeit wegen gern mit Metallblechen bekleidete: am Niederrhein z. B. mit stylisirten Bleiverzierungen, anderwärts, wie das goldene Thürmchen über dem Chore des Domes zu Hildesheim, mit vergoldetem Kupferblech. Unter den selten vorkommenden steinernen Thürmchen dieser Art zeichnen sich einige, wie das zu Heilsbronn in Franken, durch schlanke Formen vortheilhaft aus.

23. Der Raum zwischen den beiden westlichen Thürmen (*intra turrem* — *F* des Grundrisses S. 35), mit diesen aus dem Narthex der alten Kirche hervorgegangen, bildet oft ein besonderes, entweder (wie in Niedersachsen gewöhnlich) mit seinen Giebeln gegen die Thürme, oder nach Westen und Osten gewendetes Zwischenhaus, welches im Erdgeschoss die Vorhalle, im zweiten Stockwerke, wenn ein solches angeordnet ist, eine Empore (s. unten §. 28) und im dritten

1) Vergl. Dreger, Cod. dipl. Pomm. No. 67. p. 254.

die Glockenstube enthält. Häufig ist aber ausser der inneren Vorhalle noch eine äussere geschlossene Vorhalle oder offene Vorlaube[1]) (am Dome zu Merseburg — *H* des Grundrisses — und an der Stadtkirche zu Freiburg a. d. U. westlich, an den Domen zu Goslar und Magdeburg, sowie an der Benedictinerkirche zu Trebitsch, an St. Emeram zu Regensburg und an der Klosterkirche zu Wechselburg nördlich) angebaut, welche oft den Namen Paradies führt und mit den Steinbildern der ersten Menschen ausgestattet, zuweilen zu einer besonderen Gedächtnissfeier des Sündenfalles bestimmt war.

Auf dem Plane von S. Gallen (s. Fig. 15 S. 43) zieht sich concentrisch um beide Apsiden östlich eine Mauer, westlich ein Säulengang herum, beide einen offenen, etwa 12 F. breiten Raum einschliessend, der als »*paradisus*«[2]) bezeichnet ist und dem viereckigen Säulenvorhofe der altchristlichen Basilica entspricht, und zwischen dem Westchor der Münsterkirche zu Essen und der zu derselben gehörigen Taufkapelle hat sich noch ein rechteckiger Säulenvorhof aus dem XI. Jahrh. erhalten, der ebenfalls unter dem Namen »*Paradies*« bekannt ist. Als einzig in ihrer Art in Deutschland ist die einen kleinen offenen Hof begrenzende gewölbte Halle aus dem XII. Jahrh. hervorzuheben, welche sich an der

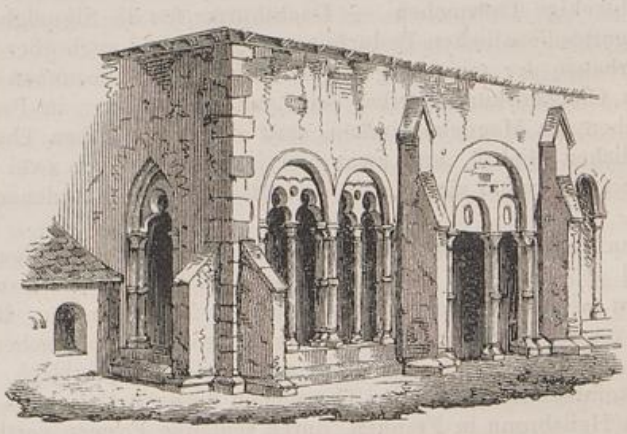


Fig. 26. Paradies der Klosterkirche zu Maulbronn (aus Leibnitz, Organisation der Gewölbe).

Westseite der Klosterkirche zu Laach befindet. Später, seit dem XII. Jahrh. erscheinen die Paradiese als mehr oder weniger geschlossene Vor-

1) »*Zwo vorlauben reiche zierten wol vor andern zwei der pforte*« (— an eine dritte Thür der Kirche schloss sich der Kreuzgang). Der jüngere Titurel 92. S. 378.

2) Der Ursprung des Namens Paradies für den offenen Vorhof der Kirche ist dunkel. Wenn es begründet ist, dass dieser eingehegte freie Platz ursprünglich mit Bäumen bepflanzt war, könnte man mit Bestimmtheit auf die Bedeutung von παράδεισος = Baumgarten, zurückgehen. Vgl. de Roisin, la Cathédrale de Trèves p. 51.

hallen vor den Kirchenportalen (St. Emmeram in Regensburg, Dom zu Goslar, Klosterkirchen zu Trebitzsch und Maulbronn etc.) und bilden seit dem XIII. Jahrh. zuweilen eigentliche Vorlauben, die sich nach den freien Seiten in Bogenstellungen öffnen (Stadtkirche zu Freiburg a. d. U., Dom zu Magdeburg). — Die Vorhalle (*atrium ecclesiae*) war wie in der alten Kirche, so noch in der karolingischen Zeit und später der Aufenthalt der Büsser und mit dem Asylrechte begabt. An diese Sitte scheint sich das s. g. Adam-Austreiben in Halberstadt, wo früher dem Westportale des Domes ein Paradies vorgebaut war, als eigenthümliche volksmässige Feier der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Garten Eden angeschlossen zu haben.[1]) Anderweitig wurden die Vorhallen der Kirchen zuweilen zu Gerichtsverhandlungen und regelmässig zur Vertheilung von Almosen benutzt.

Vorhallen unter dem Namen Paradies, in Westfalen corrumpirt Perwisch genannt, werden erwähnt in Aachen, Corvey, Erfurt, Essen, Halberstadt, Hildesheim, Hirsau, Laach, Magdeburg, Mainz, Maulbronn (schon im XIII. Jahrh. urkundlich unter diesem Namen), Münster, Nördlingen, Paderborn, Regensburg, Speier, Strassburg, Trier etc.[2])

24. Der Haupteingang (*valva*, die Flügelthür) der Kirche liegt in der Mitte der Westseite (Grundriss S. 35 *m*); Nebenthüren finden sich an Kreuzkirchen insgemein auch in der Front der Kreuzvorlagen.

Die alte Kirche hatte an der Westfront drei Eingänge — *janua trina* — (auch fünf bis sieben, wenn fünf Schiffe, wie zu St. Peter und St. Paul in Rom), eine Thür für das Mittelschiff, die anderen für die Seitenschiffe, welche Einrichtung nach dem Muster der französischen Kathedralen an den Domen von Cöln (hier auch an den Fronten des dreischiffigen Querhauses) und Strassburg beibehalten ist. — Dome mit Doppelchören müssen des mittleren Hauptportals entbehren, dessen Stelle dann aber (wie zu Bamberg) zuweilen ein Portal an einer Langseite der Kirche vertritt, während auf beiden Seiten der Apsiden Nebeneingänge angeordnet sind, auf dem Plane von St. Gallen und am Dom zu Trier neben der westlichen, an den Domen zu Mainz und Bamberg neben der östlichen Apsis. Die Anordnung von Thüren an der Ostseite der Kreuzarme in der Klosterkirche von Hersfeld (s. den Grundriss S. 45) ist eben so anomal wie die übermässige Ausladung der letzteren, hängt aber damit zusammen. — An Landkirchen findet sich häufig an der nach dem Pfarrhofe zu belegenen Seite des Chorraumes eine Nebenthür für den Geistlichen. — Seit Einführung des gothischen Bausystems pflegt an den Hauptportalen die eigentliche Thüröffnung durch einen Steinpfosten in zwei Abtheilungen getheilt zu sein. — Mit der Behauptung, dass die Kirchthür niedrig und enge sei (Matth. 7, 13. 14.), ist es nicht allzustrenge zu nehmen; die Breite und Höhe der Thür steht insgemein in

1) Vergl. Schmidt, Diss. de Adamo Halberstad. in die cinerum ex eccl. ejecto. Helmst. 1702. — Haber, Nachricht von der Domk. zu Halberstadt 1739. S. 31 f.
2) Vergl. Kreuser, Kirchenbau 1, 187 f.

richtigem stilgemässen Verhältnisse zu dem Gebäude; bei grösseren älteren Kirchen allerdings nur 6—10 F., bei den Domen des XIII. Jahrhunderts 14—16 F. lichte Breite der eigentlichen vertieft liegenden Thüröffnung, während sich die letztere umschliessende Bogenhalle nach aussen in grossartigster Weise noch sehr beträchtlich erweitert. — Bei Kirchen mit mehreren Thüren sind dieselben zuweilen durch besondere Namen unterschieden, unter denen der Name »*Brautthür*« und »*Ehethür*« (oft mit den Steinbildern der des Bräutigams harrenden klugen und thörichten Jungfrauen): Michaeliskirche in Braunschweig, Sebaldskirche und Lorenzkirche zu Nürnberg, Jacobikirche zu Rothenburg a. d. T., besonders häufig (und zwar an der Nordseite) wiederkehrt, indem die Trauungen in diesen Thürhallen statt zu finden pflegten. Der Dom zu Halberstadt hat eine »*Todtenthür*«, die Sebaldskirche zu Nürnberg eine »*Schauthür*«, eine »*Schulthür*« und eine »*Anschreibthür*«, das Münster zu Freiburg eine »*Segenthür*« und das Hauptportal von St. Stephan zu Wien heisst das »*Riesenthor*«. — Die rothe Thür des Doms zu Frankfurt a. M. führt diesen Namen, weil vor derselben Gericht gehalten wurde[1]; auch zu Magdeburg kommt im J. 1463 eine »*rote Thör*« als erzbischöfliche Gerichtsstätte vor.[2]

Anmerkung. In der älteren Zeit war die architektonische Ausstattung der Kirchthüren von der grössesten Einfachheit, und erst nachdem im XII. Jahrh. die Sculptur glänzende Fortschritte gemacht hatte, entfaltete sich seit dem folgenden Jahrhundert an den Portalen und namentlich am Hauptportale besondere Pracht durch reichen Steinbilderschmuck in Hoch- und Flachwerk an den schräg eingehenden, sich abstufenden Wandungen, an den diesen entsprechenden Deckbögen und in dem Bogenfelde über dem wagerechten Thürsturze. Solche Prachtportale sind die goldene Pforte des Domes zu Freiberg, die Fürstenthür des Domes zu Bamberg, die St. Gallenpforte des Münsters zu Basel, das Portal der Schottenkirche zu Regensburg, das Riesenthor von St. Stephan zu Wien, die Portale der Kirche des Cisterzienser-Nonnenklosters Tisnowitz und der Benedictinerkirche zu Trebitzsch in Mähren, sämmtlich aus dem XIII. Jahrh., das letztere zwar ohne Statuenschmuck, aber ausgezeichnet durch die reiche Fülle des Ornamentes; aus späterer (gothischer) Zeit die Portale der Münster zu Freiburg i. B. und Strassburg, der Lorenzkirche in Nürnberg u. a. m.

Der Verschluss der Thüren[3] bestand in der Zeit vom IX. bis XII. Jahrh. zuweilen aus kostbaren in Erz gegossenen Thürflügeln nach altchristlichen[4] und späteren byzantinischen Vorbildern, wie sich dergleichen, meist mit figürlichen Relief-Compositionen geschmückt, erhalten haben im Münster zu Aachen und am Dome zu Mainz (aus glatten Tafeln bestehend): an den Domen zu Hildesheim, Augsburg und Gnesen und an der Sophien-

1) Archiv für Frankf. Gesch. u. Kunst I. 3, 115.
2) v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises 1, 153.
3) Ueber die Entwickelung der Thürverschlüsse im M. A. vergl. Bock, F., in den Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von G. Heider etc. 1, 141 ff.
4) Eusebius (Hist. eccl. 10, 4 n. 17) sagt von den Thüren der Kirche in Tyrus: *παραπήγμασί τε χαλκοῦ σιδηροδέτοις καὶ ποικίλμασιν ἀναγλύφοις . . . φαιδρύνας.*

kirche zu Nowgorod (mit Reliefs). Aus den in Holzschnitzwerk ausgeführten, sehr alten Thüren von St. Maria in Capit. zu Cöln lässt sich folgern, dass auch dergleichen Arbeiten vorkamen, die sich des vergänglichen Stoffes wegen indess aus älterer Zeit nicht erhalten haben, und auch im späteren M. A. wohl nicht häufig waren; doch sind die geschnitzten Thürflügel des Domes zu Constanz, an St. Gereon in Cöln und bei den Kapuzinern zu Salzburg aus dem XV. Jahrh. zu nennen. Die Hauptzierde der Kirchthüren bestand seit dem XIII. Jahrh. in dem oft die ganze Fläche deckenden und allerlei stilgemässe Muster bildenden, zuweilen ausserordentlich kunstvollen Eisenbeschlag. Auch werden am Niederrhein (St. Victor zu Xanten, Kirche zu Calcar etc.) Thüren erwähnt, welche ohne allen Eisenbeschlag bloss aus mehrfach über einander gelegten Eichenbrettern bestehen, die durch quadratische und rosettenartige Unterlegungen verziert sind. — In der Klosterkirche zu Alpirsbach ist die Thür mit einer Rindshaut überzogen, wahrscheinlich (wie an der mit Pergament überzogenen Thür eines Wandschrankes im Dome zu Magdeburg) um das Reissen des Holzes zu verhindern.

Seit alter Zeit (Münster zu Aachen) war es üblich, an den Thürflügeln einen metallenen Löwenkopf anzubringen, welcher im geschlossenen Rachen den beweglichen Handring hält, der sowohl zum bequemen Heranziehen der schweren Thürflügel diente, als auch von Einlassbegehrenden als Klopfer benutzt werden konnte. Wenn ein Flüchtling, das Asyl der Kirche suchend, den Arm durch den Thürring gesteckt hatte, durfte er von seinen Verfolgern bei Strafe des Bannes nicht ergriffen werden. Mit Beziehung auf dieses Asylrecht soll über der Thür einer Kirche in Cöln die Inschrift gestanden haben: »*Hic stetit magnus reus*«.[1])

25. Die Fenster der Kirchen waren bis ins XIII. Jahrhundert klein, oft sehr klein, namentlich schmal; im späteren Mittelalter sind sie sehr gross, durch Steinpfosten in mehrere Abtheilungen getheilt und häufig mit Glasgemälden geschmückt.

Die Kirchen mit niedrigen Seitenschiffen haben im Langhause zwei Fensterreihen, eine für die Abseiten im Untergeschoss, die andere für das Hauptschiff im Obergeschoss, welche letztere Reihe (die Oberlichter) sich an den Kreuzarmen und an den Chorwänden fortsetzt. Die Zahl der Fenster des Langhauses correspondirt regelmässig mit der Zahl der die Schiffe scheidenden Bogenstellungen, und zwar nicht bloss in den Gewölbebauten, wo dazu das System schlechthin nöthigte, sondern auch in den Kirchen mit Balkendecke, aus richtigem Gefühl für das Ebenmaass; doch brachte man, um dem Inneren mehr Licht zu geben, zuweilen letzteres zum Opfer und vermehrte die Zahl der Oberlichter: die Klosterkirche zu Gernrode z. B. hat bei 4 Arkaden 7 (kleine und sehr hoch stehende) Oberlichter, die Klosterkirche zu Breitenau in Hessen 7 Arkaden und 8 Fenster, die Dominicanerkirche zu Eisenach über den 5 westlichen Arkaden 7 Fenster, St. Michael in Hildesheim 9 Arkaden und 10 Fenster, die Klosterkirche zu Jerichow 5 Bogenstellungen und

1) Lenoir, Architecture monastique 2, 80.

6 Fenster.[1]) Kirchen mit runden Apsiden haben in diesen ein bis drei Fenster (selten in zwei Reihen übereinander), ebenso die platt schliessenden in ihrer geraden Ostwand; beim polygonischen Schluss entspricht die Zahl der Fenster den Seiten des Polygonabschnittes. — Hallenkirchen haben regelmässig nur eine Fensterreihe; Ausnahmen sind aus der Frühzeit höchst selten (Elisabethkirche in Marburg), aus dem spätesten Mittelalter häufiger (Schlosskirche zu Wittenberg etc.): hier aber gehören die oberen Fenster zu den Emporen, deren zum Theil mehrere übereinander angebracht sind. — Mit Ausnahme der oft rechteckigen Fensteröffnungen in den Holzbauten (s. oben S. 25) sind die Kirchenfenster stets überwölbt, bis ins XIII. Jahrh. halbkreisförmig, später spitzbogig. An den Giebelfronten findet sich schon frühzeitig häufig ein Rundfenster angeordnet, und im XIII. Jahrh. kommen in der Rheingegend oft seltsame phantastische Fensterbildungen (fächerartig, mit kleeblattförmigem Sturz etc.) und weiter verbreitet auch Rundfenster an den Langseiten der Kirchen vor.

Die Kleinheit der früh-mittelalterlichen Kirchenfenster, welche etwa von 1150—1250 besonders in Norddeutschland das äusserste Maass schmaler Schlitze erreicht, scheint mit der damaligen Seltenheit und Kostspieligkeit des Tafelglases mehr oder weniger zusammengehangen zu haben. Praktische (nicht symbolische) Rücksichten trugen auch wohl dazu bei, dass man zuweilen (wie in der spätgoth. Mönchenkirche zu Jüterbog) besonders bei Landkirchen (z. B. im Samlande, aber auch südlich: zu Unterknöringen bei Burgau in der Diöces Augsburg) an der Mitternachtsseite der Kirchen gar keine Fenster anbrachte, und den Dom zu Frauenburg nördlich mit schmäleren Fenstern ausstattete, als an der Südseite. Die alte, allerdings nur 56 F. lange Peterskirche zu Lindau soll ursprünglich nur ein Fenster, in der Apsis, gehabt haben.

Zwar sprechen schon Lactantius (de Opificio Dei 8: »*fenestrae vitro obductae*«) und Hieronymus (zu Ezech. 41, 16: »*fenestrae, non speculari lapide nec vitro, sed lignis interrasilibus clausae*«) im IV. Jahrh. von Glasfenstern[2]), aber dieselben blieben von da ab das nächstfolgende halbe Jahrtausend hindurch eine grosse Seltenheit, indem die Fenster der alten italienischen Kirchen entweder mit dünnen, von symmetrischen Oeffnungen durchbrochenen Marmorplatten ausgesetzt oder mit durchscheinenden Tafeln aus Spat geschlossen wurden: »*fenestrae gypseae*«, und selbst noch der (als Victor III. 1087 gestorbene) Abt Desiderius von Monte casino liess in den beiden von ihm neu erbauten Kirchen nur die Hauptfenster mit in Blei gefassten Glastafeln versehen, die Fenster der Seitenschiffe dagegen noch mit Spat.[3]) Es war daher in Deutschland die Klosterkirche von Tegernsee gegen das Jahr 1000 sicherlich nicht die einzige, deren Fensteröffnungen bis dahin mit Tüchern (»*veteribus pannis*«) verhängt waren und damals zuerst, und zwar buntfarbig (»*per dis-*

1) Vergl. Schnaase, in der Zeitschr. für Bauwesen. 1862. Sp. 132.

2) Vergl. Wackernagel, W., die deutsche Glasmalerei S. 17 ff. — Documents historiques sur le verre, in den Mémoires de l'Acad. de Metz. 1849—50. p. 203—294.

3) Leo Ostiensis 3, 29 u. 34.

coloria picturarum vitra«) verglast wurden.[1]) Schon früher unter Abt Liuthar (934—949) scheint Reichenau aus kleinen Rundscheiben zusammengesetzte Glasfenster erhalten zu haben.[2]) Zu Anfang des XI. Jahrh. war im Kloster Tegernsee eine Glashütte thätig, die den sich drängenden Bestellungen kaum zu genügen vermochte.[3])

26. Das Dach der Kirche war im frühern Mittelalter meist mit Holzschindeln, später mit Metall oder Stein gedeckt. Von der anscheinend altchristlichen Sitte, das Sparrwerk des Daches (mit Hinwegfall des Bodenraumes) nach innen frei und sichtbar zu lassen, findet sich im deutschen Mittelalter keine Spur: bis ins XIII. Jahrhundert haben die meisten Kirchen getäfelte Holzdecken (*laquearia*), und später wird die Steinwölbung (*opus ogivale*) eben so zur Regel, wie sie früher Ausnahme war. — Die Construction des Dachstuhls namentlich an den gewaltigen Satteldächern grösserer spätmittelalterlicher Hallenkirchen verdient wegen ihrer Kühnheit und Solidität volle Anerkennung.

Die Bedachung des Langhauses ist das Satteldach, dessen schräge Flächen in die Nord- und Südfaçade fallen; es wird von dem gleich hohen Dache des Querhauses, das mit seinen Giebeln Front macht, über der Vierung durchkreuzt, so dass also die schrägen Dachflächen desselben gen Ost und West fallen. Die Seitenschiffe haben entweder lange Pultdächer, deren schräge Fläche sich an die Seitenwände des Hochschiffes unterhalb der Fenster desselben anlehnt (Dome zu Naumburg, Halberstadt, Freiburg i. B., Ulm etc.), oder die einförmige lange Linie ist dadurch vermieden, dass die Aussenwände der Abseiten je nach der Anzahl der Hauptgewölbeabtheilungen des Innern (Traveen, Joche) in einzelne Giebelwände zerlegt sind, die jede ihr besonderes Dach haben, dessen schräge Flächen nun nicht in die Façade, sondern seitwärts fallen (Dom zu Magdeburg etc.). An den Domen zu Mainz und Cöln sind die über den einzelnen Gewölbejochen der Seitenschiffe errichteten Dächer an der Giebelseite abgewalmt. Die Apsiden oder polygonen Chorschlüsse sind mit kegelförmigen oder Walmdächern versehen; ebenso die kleinen Conchen am Querhause und am Schlusse der Seitenschiffe, wie die sich um den Chorschluss reihenden polygonen Kapellen (Dom zu Cöln); doch nicht immer, da auch eine Pultdachbedeckung derselben vorkommt (Dom zu Schwerin etc.) — Der Zwischenbau endlich wird verschieden behandelt:

---

1) Pez, Bern., Thesaurus anecdot. VI. 1, 122; vgl. Oberbayersches Archiv 1, 30.

2) So, und nicht von runden Fensteröffnungen sind wohl die Verse zum Preise jenes Abtes in der Reichenauer Hs. 126 zu Karlsruhe (v. Aufsess, Anzeiger etc. 1833. Sp. 254) zu verstehen:

»*Hasce fenestellas jussit formare rotundas*
Abbas praeclarus, nomine Liutharius;
Antea nam tenebris domus haec fuscata manebat,
Nec dederat domino lumina clara suo.«

3) Wackernagel a. a. O. S. 22 u. 135.

wenn die Giebelwände desselben gegen die Thurmmauern lehnen (Kirche zu Gernrode, Klosterkirche zu Jerichow etc.), schliessen Vorder- und Rückwand in wagerechter Linie ab, und das Dach erscheint als Satteldach oder (wie am Strassburger Münster) als Plattform; wenn dagegen die Stirnwände, dem Aufstreben der flankirenden Thürme entsprechend, in Giebeldreiecken endigen, fallen die schrägen Dachflächen nach den Thurmseiten (Dome zu Merseburg, Halberstadt, Magdeburg etc.). — Kirchen mit gleich hohen Schiffen sind entweder mit einem colossalen Satteldache gedeckt, zu dessen Dachstuhl das Holz ganzer Wälder verbraucht wurde[1]), oder es finden sich drei Paralleldächer, den drei Schiffen entsprechend (Essen), oder die Seitenschiffe haben auch hier, der Zahl der Joche entsprechend, einzelne Giebeldächer, welche in das Dach des Mittelschiffes einschneiden (Dome zu Paderborn, Wien, Merseburg etc.); die Liebfrauenkirche zu Bremen hat über ihrem dreischiffigen Langhause durchgehende parallele Querdächer.

Die Anwendung hölzerner Dachschindeln (*tegulae fissae*) erklärt die vielen Kirchenbrände des Mittelalters: es giebt kaum einen Dom, der nicht mehrmals ein Raub der Flammen geworden wäre. — Bleibedachungen kommen schon frühzeitig vor, aber nur bei ausgezeichneteren Gebäuden (wie beim Münster zu Aachen um 800); das theure Kupfer blieb selten und wurde wohl nur zu Thurmdächern benutzt. Abgesehen von Schieferdächern ist auch die Verwendung anderer Steinplatten (z. B. auf dem Chorumgange des Domes in Magdeburg) nicht häufig; der Dom zu Prag wurde 1276 »*tegulis lapideis*« gedeckt.[2]) Die aus Ziegeln erbauten Kirchen wurden auch mit Ziegeln gedeckt: Hohlziegel, volksmässig »*Mönch und Nonne*« genannt; auch ∼förmige, s. g. Fittigziegel; die jetzigen Breitziegel (Bieberschwänze) erscheinen als neuere Erfindung. Die ersten Dachziegel (*lateres ad tegulam*) in Sachsen hat Bischof Bernward von Hildesheim um das J. 1000, und zwar nach eigener Erfinduug (»*nullo monstrante*«) verfertigt.[3]) Geringe Landkirchen waren oft nur mit Rohr oder Stroh gedeckt, und es finden sich selbst heute noch (in Meklenburg, Preussen etc.) einzelne Beispiele davon.

27. Der Fussboden der meisten mittelalterlichen Kirchen ist jetzt mit Grabsteinen belegt, wo nicht neue Bedeckungen mit Fliesen stattgefunden haben. Ursprünglich war die römische Sitte der Musivfussböden auch in die christliche Basilica übergegangen, und noch das frühere Mittelalter pflegte dergleichen Buntpflaster, das nicht bloss in Teppichmustern, sondern selbst in eigentlich malerischen Darstellungen bestand, häufig anzuwenden. Später, etwa seit dem Ende des XII. Jahrhunderts fanden Ziegelplatten mit eingelegten

1) Der ungeheure fast 80′ hohe Dachstuhl über der 336′ langen und 128′ breiten Münchener Frauenkirche von 1488 erforderte das Holz von 140 Flössen, das Floss zu 15—16 Bäumen gerechnet.

2) Fiorillo, Gesch. der zeichn. Künste in Deutschland I, 115.

3) Ebd. S. 79.

Mustern weit verbreitete Anwendung. In einfachen Gebäuden und in Landkirchen genügte gewöhnlicher Estrich. [1])

Der gegenwärtige Fussboden in vielen alten Kirchen liegt höher als der ursprüngliche, woher es kommt, dass die Fussgesimse der Pfeiler und Säulen oft verdeckt sind, wie in der Klosterkirche zu Drübeck etc. Nachgrabungen in dem uralten Kerne des Domes zu Trier haben ergeben, dass der älteste römische Fussboden 6 F., ein späterer aus dem VI. Jahrh. 4 F. und ein dritter aus dem XI. Jahrh. $1^1/_2$ F. tief unter dem im XVII. Jahrh. gelegten modernen Pflaster liegt. [2]) — In der Martinskapelle zu Freising entdeckte man den ursprünglichen Fussboden unter einer Aufschüttung von fast 7 Fuss.

Bruchstücke eines ehemals im Chore des Domes zu Hildesheim befindlich gewesenen Mosaikfussbodens mit biblischen und allegorischen Darstellungen werden in der Laurentiuskapelle des Domes aufbewahrt [3]); andere Ueberreste finden sich im Dom zu Chur, auch in St. Gereon zu Cöln, und in den Kirchen zu Laach und Sponheim ein Buntpflaster aus verschieden gefärbten kleinen Ziegelplatten. — Der Cisterzienser Bernhard von Clairveaux [4]) im XII., und die *Acta Mediolanensia* [5]) im XVI. Jahrh. erklärten sich gegen Musivbilder heiliger Gegenstände im Pflaster, wo sie mit Füssen getreten würden. Statt solcher figürlichen Darstellungen, deren Technik (*Opus tesselatum*) diesseits der Alpen seit dem XII. Jahrh. überhaupt gänzlich ausser Uebung gekommen zu sein scheint, wurden später Pflasterungen sehr beliebt, welche aus figurirten, meist glasirten Backsteinplatten von 4—6 Z. im Quadrat bestanden, auch rautenförmig oder rund vorkommen, und Teppichmuster bildeten. [6]) Dergleichen Fuss-

1) Ueber die verschiedenen Pflaster-Mosaiken des M. A. vergl. Decorde, Pavage des églises dans le pays de Bray. Paris 1858. Vergl. auch Reichensperger, A., Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchl. Kunst. S. 49.

2) de Roisin, la Cathédrale de Trèves p. 35 et 105.

3) Vergl. Piper, Ferd., Mythologie der christl. Kunst 2, 700. Ein Medaillon dieses Musivbodens stellt sogar die h. Dreieinigkeit (als ein dreifaches Gesicht) dar; der h. Bernhard hatte also Grund zu seiner Polemik.

4) Ep. ad Wilhelmum Abb. (Opp. 1, 544): At quid saltem sanctorum imagines non venerentur, quibus utique hoc ipsum, quod pedibus conculcatur, nitet pavimentum; saepe spuitur in os angeli, saepe alicujus sanctorum facies calcibus tunditur transeuntium. Et si non sacris imaginibus, cur vel non parcitur pulchris coloribus? Cur decoras, quod mox foedandum est? Cur depingis, quod necesse est conculcari?

5) Instruct. fabricae eccles. p. 469: In pavimento neque pictura neque sculptura crux exprimatur, nec vero praeterea alia sacra imago etc. — Kreuser, Kirchenbau 1, 219.

6) Abbild. von Mosaikziegeln: Lisch, G. C. F., Blätter zur Gesch. der Kirchen zu Doberan und Althof (Separat-Abdruck aus Jahrg. XIX. der Jahrb. des Vereins für meklenb. Gesch.) S. 11—25. und v. Quast, in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 2, 28 ff. u. 74. — Milde, C. J., Denkm. bild. Kunst in Lübeck 1848, Heft 2. — Verhandl. des Vereins für Kunst u. Alterth. in Ulm u. Oberschwaben, 2. Bericht 1844, S. 17; 9. u. 10. Bericht, S. 54; 14. Bericht mit 21 Tafeln in Buntdruck. — Correspondenzbl. des Gesammtvereines etc. VI. Jahrg. 1858, S. 29. u. 67. — Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von Dr. G. Heider etc. 2, 170. — Ernst, L., u. Oescher, L., Baudenkm. d. M. A. in Oesterreich Heft 3 Taf. 1. — Essenwein, A., Norddeutschlands Backsteinbau Taf. XXIV. 12. — Derselbe, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1862. 7, 48 ff. — Christl. Kunstbl. 1862, S. 138 ff.

böden, die sich nur in Bruchstücken erhalten haben, finden sich in England, Frankreich, Skandinavien und im Gebiete des nord- und des süddeutschen Ziegelbaues vor. Die Platten sind roth oder porphyrartig dunkelfarbig; die Muster wurden vor dem Brennen mit geschnitzten Formen eingedrückt und dann mit einer hellfarbigen, gewöhnlich gelben Thonerde oder Harzmasse ausgefüllt (oder auch umgekehrt: die Ziegel hell und das Muster dunkel); sie kommen in den verschiedenen Ländern zuweilen in völliger Uebereinstimmung vor, was auf gemeinschaftlichen Ursprung (vielleicht aus England) hindeutet. Besonders sind es Thiergestalten, die sich wie in Frankreich und England, so auch in Norwegen (Klosterkirche zu Hovedöe) und Meklenburg (Kapelle zu Althof, Klosterkirche zu Doberan) ganz in derselben Weise vorfinden. — Bei frei erfundenen Arabeskendessins wird das vollständige Muster immer aus je vier zusammengehörigen einzelnen Platten gebildet, die, wenn die Zeichnung danach eingerichtet war, in höchst praktischer Weise beliebig an einander gelegt werden konnten. Zu den ältesten und schönsten dieser

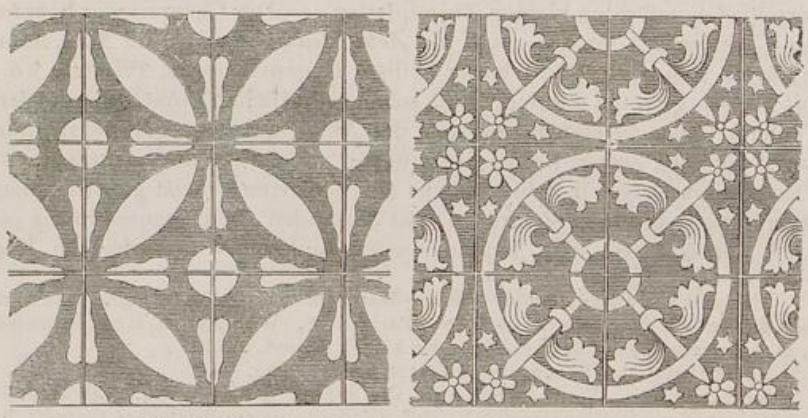


Fig. 27. Fussbodenplatten in Ammensleben (nach v. Quast).

Gattung gehören die Platten, welche sich in der südlichen Nebenapsis der Klosterkirche zu Ammensleben im Magdeburgischen erhalten haben. — Der Raum hinter dem Altare der Kirche zu Pechüle bei Treuenbrietzen ist mit kleinen kreuzförmigen Ziegelsteinen belegt.

Bei den im Laufe der Zeit in den Kirchen immer häufiger gewordenen Begräbnissen wurden die alten Buntpflaster nach und nach zerstört, und Leichensteine traten an deren Stelle.

Anmerkung. Die bereits in heidnisch-antiken Mosaikfussböden (z. B. in den Salzburger Mosaiken des Museums zu Wien) vorkommenden Labyrinthe[1]) gingen schon frühzeitig in die christlichen Kirchen (z. B. in der Basilika des Reparatus zu Orleansville in Algerien, V. Jahrh.) über,

1) Ueber die Labyrinthe oder Jerusalemswege vergl. Didron, Annales archéol. 14, 268 u. 17, 124 sqq.; de Caumont, Abécédaire 1 (4. éd.) p. 445 sqq.; Gailhabaud, die Baukunst etc. Bd. V. Taf. 13 u. 14; Kreuser, der christl. Kirchenbau 1, 219.

blieben auch im M. A. beliebt und haben sich in Frankreich mehrfach, in Deutschland anscheinend nirgends mehr erhalten, da das Labyrinth in St. Severin zu Cöln in neuerer Zeit zu Grunde gegangen ist. Diese, gewöhnlich im Hauptschiffe, zuweilen beim Eintritt ins Querhaus angebrachte, eigenthümliche Fussbodenverzierung kommt in quadratischer, runder oder achteckiger Form vor, und die concentrischen Irrgänge derselben sind durch Steinchen von zwei verschiedenen Farben als »*pavimentum sectile*« dargestellt. Der Name Chemins de Jérusalem (Jerusalemswege) scheint erst von den französischen Archäologen dafür erfunden zu sein, weil das christliche Volk seit den Kreuzzügen (wie nachweislich zu Rheims um 1240) das Durchwandeln dieser Irrgänge unter gewissen Gebeten als Ersatz für eine Pilgerreise nach Jerusalem zu betrachten pflegte, wozu die an das heilige Grab erinnernde Centralform der Labyrinthe die Veranlassung gewesen sein mag. Im Dome von Chartres wurde das Labyrinth gemeiniglich »*Lieue*« genannt, weil man auf den Knieen rutschend eine Stunde Zeit gebrauchte, um bis in die Mitte zu gelangen: die Schlangenwindungen desselben waren 668 F. lang. — Dass übrigens nicht bloss die Darstellung selbst, sondern auch der Name Labyrinth sich aus der heidnischen Kunst ins Mittelalter fortgepflanzt hatte, ist erwiesen. [1])

Fig. 28. Labyrinth aus der Pfarrkirche zu St. Quintin (nach Crosnier).

28. Emporen (provinziell Emporkirchen, Porkirchen, auch Priechen oder Chöre genannt), in der morgenländischen Kirche für das weibliche Geschlecht seit den ältesten Zeiten allgemein üblich, kommen im Abendland, abgesehen von einigen den byzantinischen Typus befolgenden Centralbauten, zunächst nur in den Kirchen von Frauenklöstern vor, wo sie, dem vorhandenen Bedürfnisse eines völlig abgesonderten Raumes für die Schwestern entsprechend, seltener über den Seitenschiffen, gewöhnlich als Nonnenchöre am Westende des Mittelschiffes über der Vorhalle, als ein sich über einer Brüstung in Bogenstellungen öffnendes Obergeschoss angeordnet sind. In anderen Fällen ist der Zweck dieser vom XI. bis XIII. Jahrh. sehr häufigen Emporen nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen; doch darf man, wo sie in den Kirchen von Mönchsklöstern vorkommen, mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sie für weibliche Kirchenbesucher dienten, oder, wenn mit dem Mönchskloster ein besonderer Nonnenconvent verbunden war, den Schwestern als abgeschlossenes Oratorium (Bet-

1) Nach Didron findet sich in Lucca auf einen Stein gravirt die Zeichnung eines Labyrinths von 1½ F. D. mit der Majuskel-Beischrift:

Hic quem Creticus edit Dedalus est laberintus,
De quo nullus vadere quivit, qui fuit intus,
Ni Theseus gratis Adriane stamine jutus.

chor) überwiesen waren. — Der Einbau vorspringender Bühnen zur Aufstellung der Orgel (Orgelchöre) wurde erst später gebräuchlich, und die Einrichtung durchgehender Emporen (Mannchöre) in manchen Hallenkirchen des XVI. Jahrhunderts scheint vorzüglich auf die Zwecke des Predigtgottesdienstes berechnet zu sein.

In dem nach byzantinisch-ravennatischem Muster errichteten karolingischen Centralbau des Aachener Münsters war die ringsumlaufende Empore (*solarium*), auf welcher dem Altare gegenüber der Stuhl des Kaisers steht, für die Hofgemeinde bestimmt: eine Einrichtung, die auch in späteren Schlosskapellen (s. oben S. 21.) wiederkehrt, und vermuthlich die Veranlassung dazu war, dass Kugler, der das Verdienst hat, auf die in der romanischen Periode so häufig vorkommende Anordnung einer westlichen Empore über der Vorhalle zuerst hingewiesen zu haben, dieselben (Kunstgesch. 2. Aufl. S. 472) als unzweifelhaft zum Aufenthalte vorzüglich angesehener Besucher (namentlich etwa der kaiserlichen Familie) bestimmte Logen bezeichnete, während es doch, wie spätere Ergebnisse darthaten, grösstentheils Nonnenchöre sind: so in den Kirchen der Frauenklöster zu Essen, Maria auf dem Capitol zu Cöln, zu Ottmarsheim, Gernrode, Quedlinburg, Drübeck, Gandersheim, St. Moritz in Hildesheim, Fröndenberg a. d. Ruhr, Oesede bei Osnabrück, Asbeck im Münsterlande, Dom zu Gurk etc. Besonders bei den Cisterzienser- und Prämonstratensernonnen dehnen sich diese Emporen zuweilen sehr weit nach Osten aus und theilen selbst das ganze Kirchenschiff in zwei Etagen, deren obere für die Schwestern, die untere für das Volk bestimmt war: St. Thomas a. d. Kyll, Altenberg a. d. Lahn, Neuendorf in der Altmark, Hecklingen bei Stassfurt, Wienhausen a. d. Aller (hier mit noch erhaltener liturgischen inneren Einrichtung), Lünen bei Lüneburg, Mühlberg, Langenhorst in Westfalen, Gnadenthal bei Schwäbisch-Hall etc. — Von der Bestimmung der Emporen in Mönchsklöstern für weibliche Kirchenbesucher finden sich schon aus der Zeit der byzantinischen Oberherrschaft in Rom zwei Beispiele: S. Lorenzo vom Ende des VI., und S. Agnese vom Anfange des VII. Jahrhunderts, beide ausserhalb der Mauern bei den Katakomben belegen, und mit einer Langseite gegen einen Hügel gelehnt, von welchem aus die Frauen ihren besonderen Eingang zu den Emporen hatten, in strenger Geschiedenheit von den Mönchen des Klosters.[1]) Nach Analogie dieser Einrichtung liegt die Vermuthung nahe, dass die in deutschen Mannsklöstern zuweilen vorkommenden Emporen denselben Zweck hatten; wie z. B. in St. Michael zu Hildesheim, wo die in den Kreuzvorlagen angeordneten Emporen wohl sicherlich für die Frauen bestimmt waren, deren zwar nach den alten Statuten nur sieben bejahrte als Nonnen sollten aufgenommen werden dürfen, während jedoch gegen das Jahr 1247 eine solche »*multitudo monialium*« vorhanden war, dass die Einkünfte des Klosters nicht mehr ausreichen wollten, welches überdies durch das Zusammenwohnen beider Geschlechter seinen Ruf gefährdet hatte.[2])

1) Lenoir, Architecture monastique 1, 108 u. 169.
2) Chron. Monast. St. Michaelis in Meibom, Rer. Germ. 2, 520.

Gleiches gilt von dem westlichen Emporenbau in dem Augustinerstifte Fredelsloh bei Eimbeck, wo nach einer Urkunde von 1155 mit dem Con-

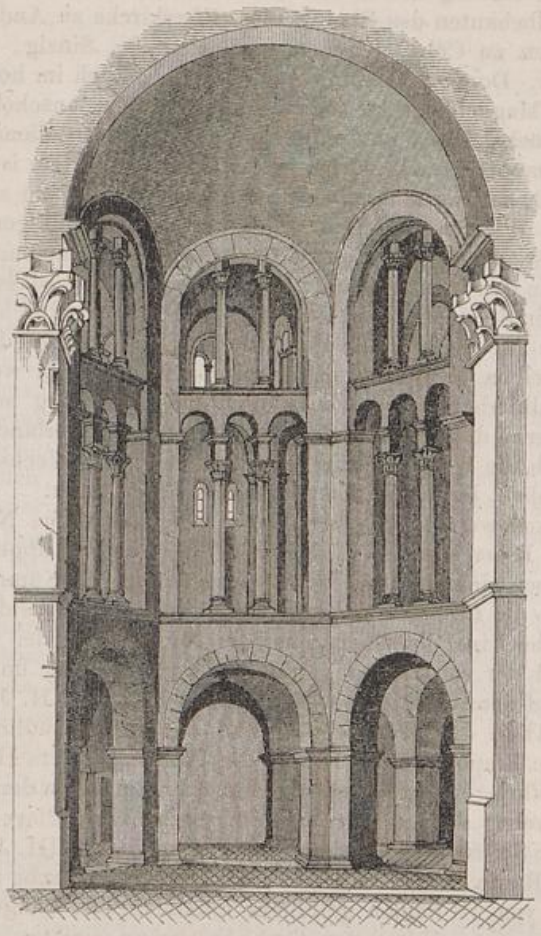


Fig. 29. Westlicher Nonnenchor im Münster zu Essen (nach v. Quast).

vente der Brüder ein »*magnum et religiosum sororum collegium*« vereinigt war. [1]) Auch mit den thüringischen Benedictinerklöstern Paulinzelle, Bürgelin, Vessera und mit Huyseburg bei Halberstadt waren Nonnenconvente verbunden, und in allen diesen Kirchen sind westliche Emporen nachgewiesen; ebenso könnten die in der Kirche auf dem Petersberge bei Halle a. d. S. im Altarhause angeordneten Emporen für die in dieses Augustinerstift aufgenommenen Schwestern bestimmt gewesen sein. [2]) Emporen, welche sich über den ganzen Raum der Seitenschiffe erstrecken,

1) Grotefend, C. L., in: die mittelalterl. Baudenkm. Niedersachsens etc. 2, 48.
2) Lepsius, C. P., Histor. Nachricht vom Augustiner-Kl. St. Moritz zu Naumburg. S. 114.

scheinen nur in Frauenklöstern des X. bis XII. Jahrhunderts vorgekommen zu sein: Essen (ehemals), St. Ursula in Cöln, Gernrode, St. Georg in Prag; zu Anfang des XIII. Jahrh. findet sich diese Anordnung in vielen Gewölbebauten des Rheinlandes (Pfarrkirche zu Andernach, Maria in Lyskirchen zu Cöln, Kirchen zu Bacharach, Sinzig, Heimersheim, Linz, Erpel, Dom zu Limburg a. d. L. etc.), auch im hohen Chore des Domes von Magdeburg (der sogen. Bischofsgang), anscheinend aus constructiven Rücksichten, und ohne dass über die gottesdienstliche Bestimmung der Emporen etwas nachgewiesen wäre. Letztere ist ebenfalls unbekannt in Beziehung auf die z. B. im sogen. alten Dom zu Regensburg, mehrfach in Westfalen und in vielen älteren einschiffigen Landkirchen Böhmens (St. Jacob, Podvinez, Tetin etc.) vorkommenden westlichen Emporen, die den Nonnenchören auch darin gleichen, dass auf ihnen zuweilen (wie in St. Jacob) ein Altar befindlich war, wodurch sich dieselben als Betchöre für die Familie der Stifter charakterisiren dürften. [1]) Die völlig demselben Typus entsprechenden Emporen am westlichen Ende der Hospitalkirchen zu Salzburg und Klosterneuburg sollen mit dem Oberstockwerke der anstossenden Spitalgebäude in Verbindung gestanden haben. Auch die Wolfgangskirche zu Kirchberg am Wechsel vom Schluss des XIV. Jahrh. hatte eine Emporenanlage in Westen.

Bemerkenswerthe Emporenanlagen: der westliche Nonnenchor des Münsters zu Essen aus dem X. Jahrh. (Fig. 29), ein Halbpolygon mit zwei Emporen über einander und zwei nischenförmigen Kämmerchen neben der oberen; die Emporen in den Kreuzvorlagen der beiden Querschiffe von St. Michael in Hildesheim aus dem XI. Jahrh.; der westliche Nonnenchor und der von Säulen getragene Emporumgang im Kreuzbau von St. Maria auf dem Capitol in Cöln aus dem XI. und XII. Jahrh.; die den westlichen Theil des Mittelschiffes und das ganze südliche Seitenschiff einnehmende Empore in der Kirche des Nonnenklosters Hecklingen, ein dem XIII. Jahrh. entstammender malerischer Einbau in der im XII. Jahrh. erbauten Kirche; die das Rechteck der sogen. alten Pfarr in Regensburg an allen vier Seiten umgebenden Emporen aus dem XIII. Jahrh.; die den gesammten Raum des hohen Chores der Katharinenkirche zu Lübeck einnehmende, von 16 Säulen getragene romanisirend-frühgothische grossartige Empore. — Unter den Orgelbühnen sind zu nennen die im Münster zu Strassburg, in St. Stephan zu Wien etc.; als Mannchöre zu erwähnen die Emporen in der Annakirche zu Annaberg (reich mit Sculpturen geschmückt), in der Marienkirche zu Halle a. d. S., in der Schlosskirche zu Wittenberg, letztere sämmtlich aus dem XVI. Jahrhundert.

Anmerkung. Von den älteren eigentlichen Emporen über den Seitenschiffen der Kirchen, die zur Aufnahme eines Theiles der Gemeinde bestimmt waren, sind zu unterscheiden die seit dem XIII. Jahrh. in reicher ausgestatteten Kirchen (Münster zu Basel, St. Sebald in Nürnberg, Dom zu Limburg an der L., Dome zu Cöln, Strassburg, Regensburg, Prag, Barbara-

1) Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1857. 2, 157.

kirche in Kuttenberg, Marienkirche in Stargard etc.) über den Arkadenbögen und unterhalb der Oberlichter in der Mauerstärke angebrachten, ein Mittel-

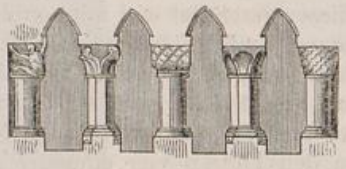


Fig. 30. Triforium zu St. Sebald in Nürnberg (nach Kallenbach).

geschoss bildenden Galerien (Laufgänge), die einerseits zur Belebung der Wandfläche dienen, andererseits zu einer leichteren Communication nach allen Theilen des Gebäudes nutzbar sind. Nach dem Vorgange der englischen Archäologen werden diese Galerien gewöhnlich Triforium (d. i. Dreiöffnung) genannt, weil sie sich in mindestens drei, gewöhnlich aber mehreren, in Gruppen zusammengeordneten kleinen Bogenstellungen nach dem Innern der Kirche öffnen; äusserlich sind sie zuweilen (Dom zu Cöln) mit Fenstern versehen, wenn die Dachconstruction der Seitenschiffe solches gestattet. [1]) Seltener sind altanartig vortretende Galerien am Fusse der Fenster (Chor von St. Lorenz in Nürnberg), sehr häufig aber schmale Gänge auf Mauerabsätzen (Mönchsgänge) zu dem Zwecke, um, besonders bei Reparaturen, mit Leichtigkeit zu allen Theilen des Gebäudes gelangen zu können (Liebfrauenkirche zu Trier). Aehnliche Bewandtniss hat es meistentheils mit den äusserlich angeordneten Galerien; doch haben diese, namentlich wenn sie als Altane über Portalen angebracht sind (Lorenzkirche in Nürnberg, Marienkirche zu Mühlhausen in Th.) auch gottesdienstliche Zwecke: Vorzeigung von Reliquien etc.

29. In Klöstern und Stiftskirchen schliesst sich an eine Langseite der Kirche (von *V* nach *S* des Grundrisses S. 35), mit derselben in Verbindung stehend, der Kreuzgang (*ambitus*) [2]): ein gewöhnlich aus vier Bogenhallen bestehender Umgang, welcher einen freien viereckigen Raum, den Klosterhof oder Gottesacker (*coemeterium contiguum*), umschliesst, und sowohl zu Grabstätten benutzt wurde, als für Processionen und zum Lustwandeln der Mönche diente. Der Kreuzgang, der in einem obern Stockwerke die Mönchswohnungen enthält, vermittelt die Communication mit den anstossenden Klostergebäuden.

Der Name »*Kreuzgang*« wird von Einigen zwar von der fast stets angewendeten Ueberdeckung mit Kreuzgewölben abgeleitet, von Anderen

1) Schnaase, Gesch. der bild. Künste IV. 1, 232; Kugler, Gesch. der Baukunst 3, 9.

2) Bei den Karthäusern heisst der Kreuzgang *Galilaea*; s. unten den Anhang zu diesem Abschnitte über die baulichen Einrichtungen der Klöster.

dagegen mit grösserer Wahrscheinlichkeit auf die Bestimmung für Processionen (Kreuzgänge, weil ein Kreuz vorausgetragen wird) bezogen.

Die Lage des Kreuzganges ist gewöhnlich südlich von der Kirche [1]) (gegen Norden von dieser geschützt und mit sonniger Lage des rings umschlossenen Rasenplatzes), wie er bereits auf dem Plane von St. Gallen (S. 28.) sich angegeben findet als ein bedeckter Gang (*porticus*) mit hohen Rundbögen (*arcus*) und vier Thüren, welche sich nach dem freien Platze, der hier nicht der Friedhof ist[2]), öffnen. In der Mitte dieses freien Raumes, zu welcher von den Thüren vier einander sich im rechten Winkel durchkreuzende Pfade (»*quatuor semitae claustri per transversum*«) führen, steht auf einem quadratischen, von Fusswegen umgebenen Rasenplätzchen ein Sefibaum (*savina*). — Die Anlage des Kreuzganges westlich von der Kirche, wie sie bei St. Gereon und Maria auf dem Capitol zu Cöln, auch am Dome zu Paderborn vorkommt, ist eine wohl lediglich in localen Verhältnissen begründete Ausnahme. Die einzelnen Bögen der Kreuzgänge sind entweder als ganz offene Schwibbögen behandelt und nur durch eine Brüstungswand vom Gottesacker getrennt (Dom zu Merseburg etc.) oder als Fensteröffnungen, zwar mit Stab- und Maasswerk gefüllt (Dome in Trier und Magdeburg, Minoriten in Cöln etc.), aber gewöhnlich ohne Verglasung; (mit Glasfenstern geschlossen z. B. im Stifte Heiligenkreuz). Der älteste Kreuzgang (etwa vom Ende des XI. Jahrh.) hat sich in dem Nonnenstift auf dem Nunberge in Salzburg erhalten; zu den grössesten und prachtvollsten Kreuzgängen aus älterer Zeit gehören die im Liebfrauenkloster zu Magdeburg, beim Dome zu Trier, beim Grossmünster zu Zürich, neben der Stiftskirche zu Aschaffenburg, bei St. Emmeram in Regensburg, in Klosterneuburg etc. Die Kreuzgänge zu Königslutter, Paulinzelle, Pforta etc., sind zweischiffig. Der noch in einem Bruchstücke erhaltene Kreuzgang neben der ehemaligen Stiftskirche zu Asbeck im Münsterlande erscheint insofern als einzig in seiner Art, als er sich in zwei fast gleich hohen und gleichmässig weiten Bogenstellungen über einander erstreckte, während sonst das Oberstockwerk nur von Fenstern durchbrochen wird.

Anmerkung 1. Häufig steht mit einer Seite des Kreuzganges, wie in den Cisterzienserklöstern zu Maulbronn, Heiligenkreuz, Lilienfeld, Zwetl etc., ein Brunnenhaus in Verbindung, welches kapellenartig angelegt, rund oder polygonisch nach dem Friedhofe heraustritt, in Maulbronn

---

1) »*Ihr pallast und ihr dormeter war gen Meridiane,*
Ein kreuzgang, wohl geformter dazwischen lag, des waren sie nicht ane,
Als es zu brüderschafte wohl gehorte.«
Der jüngere Titurel 92 S. 378.

2) Der Begräbnissplatz liegt entfernt neben dem Küchengarten des Klosters und ist mit allerlei Fruchtbäumen bepflanzt, wie es überhaupt ursprünglich Sitte war, dass sich der Gottesacker ausserhalb der Clausur befand, zuweilen so weit entfernt, dass die Leichen auf einem Wagen dahin gebracht werden mussten, und nicht selten auf der Spitze eines Berges im frischen Waldesdunkel. Im XI. Jahrh. war zur Anlage eines Begräbnissplatzes neben der Klosterkirche noch bischöfliche Erlaubniss erforderlich. Vergl. Martene, de antiquis eccl. rit. 4, 767; Heider, G., in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1856. 1, 57.

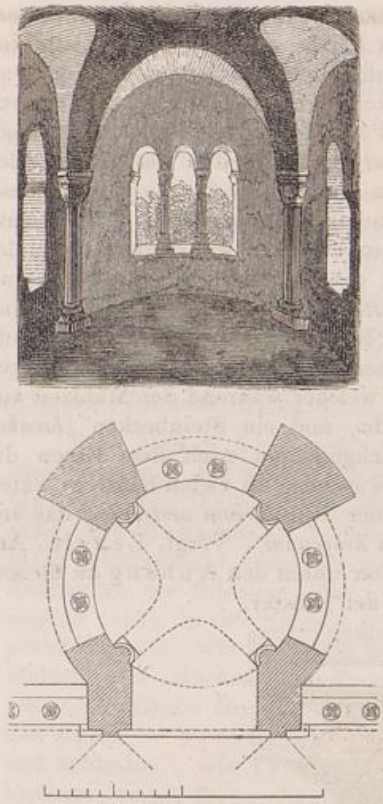


Fig. 31. Tonsur im Kloster u. l. F. in Magdeburg (nach v. Quast).

in nächster Nähe des Sommer-Refectoriums. Das älteste bekannte Bauwerk dieser Art (aus dem XII. Jahrh.) befindet sich im Prämonstratenserkloster u. l. Frau in Magdeburg an der östlichen Seite des Kreuzganges, und der Name Tonsur (d. i. Scherbrunnen), der sich hier durch Tradition dafür erhalten hat und auch in anderen deutschen Klöstern üblich ist, deutet darauf hin, dass in diesen Brunnenhäusern den Mönchen Bart und Haupthaar geschoren zu werden pflegte, was nach den *Consuetudines* der Cluniacenser (D'Achery, Spicilegium, Paris 1723. 1,695) alle drei Wochen und unter Psalmodien zu geschehen hatte, und sicher in ähnlicher Weise auch bei den Cisterziensern und Prämonstratensern Sitte war. Vergl. Feil, Jos., in den Mittelalterl. Kunstdenkm. des Österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von Dr. Gust. Heider etc. 1, 38; auch v. Quast in der Zeitschr. für christl. Archäol. und Kunst 1, 245. In Maulbronn ist noch ein zweiter Brunnen neben dem Abthause, welcher »Scherbrunnen« genannt wird. Vergl. Klunzinger, C., Beschr. der Abtei Maulbronn. 3. Aufl. S. 50.

Anmerkung 2. Unter den an den Kreuzgang stossenden Baulichkeiten sind besonders hervorzuheben der Capitelsaal und das Refectorium, welche Prachträume des Klosters architektonisch im Wesentlichen

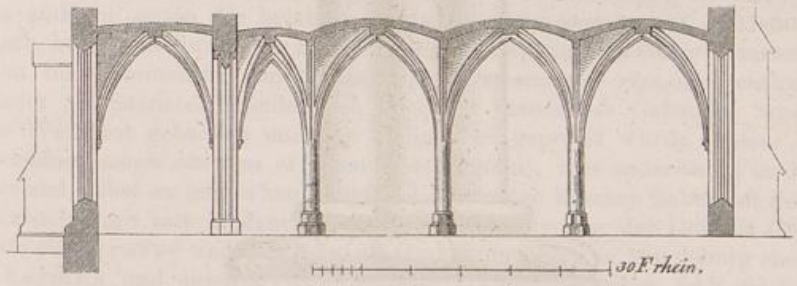


Fig. 32. Längendurchschnitt des Capitelsaals in Kloster Walkenried (nach Lotz).

gleichmässig (rechteckig; gewöhnlich zweischiffig, seltener dreischiffig) behandelt sind, und zuweilen, wo die Tradition darüber schweigt, deshalb nur

nach ihrer Lage unterschieden werden können. Der Capitelsaal (*conventus, capitulum*) pflegt nämlich in der Nähe der Kirche an der östlichen Seite des Kreuzganges zu liegen, von dem er häufig nicht durch eine geschlossene Thür, sondern nur durch offene Bogenstellungen getrennt ist. Im Innern ist rings herum eine Steinbank angebracht für die Brüder, die sich hier täglich nach dem Morgengottesdienste unter dem Vorsitze des Abtes oder Stiftspropstes versammelten zum Vortrage eines Capitels aus der Ordensregel, zu richterlichen Verhandlungen und Berathungen etc. Auch diente dieser zuweilen mit einer Kapelle verbundene Saal zu Begräbnissen der Capitularen. — Das Refectorium ist der gemeinschaftliche Speisesaal und liegt wegen des Duftes der Speisen entfernt von der Kirche an der gegenüber liegenden Seite, gern in der Nähe des Brunnenhauses (s. die vorstehende Anmerk. 1.) und bei der Küche. Zu seiner monumentalen Ausstattung gehört eine emporenartige Steinkanzel, von welcher während der Mahlzeit aus dem Leben der Heiligen vorgelesen wurde, und ein Steinbecken (*lavabo, concavarium*), in welchem sich die Tischgenossen nach dem Essen die Hände (im Winter mit warmem Wasser) wuschen. In vielen Klöstern waren zwei Refectorien, das eine für den Sommer (*refectorium aestivale*), das andere, heizbar, für den Winter (*refectorium hibernum*). Vergl. Lenoir, Architecture monastique 2, 320 sqq. und weiter unten den Anhang zu diesem Abschnitte über die bauliche Einrichtung der Klöster.

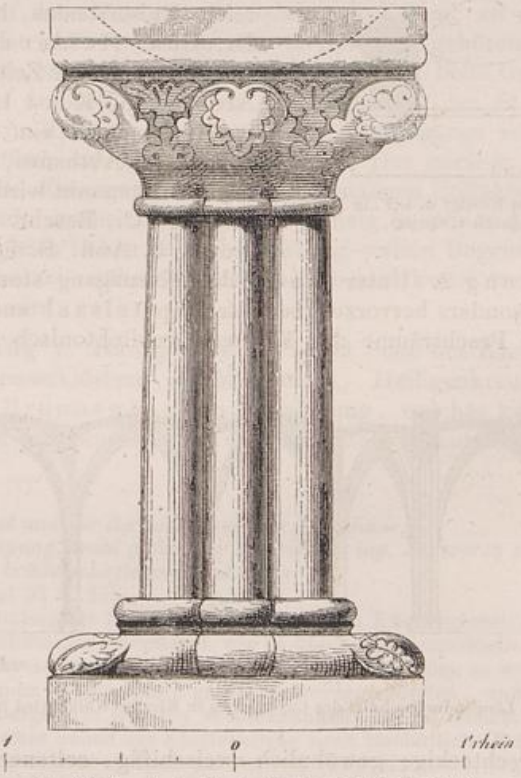


Fig. 33. Lavabo in Kloster Walkenried (nach Lotz).

30. Sacristeien (*secretaria*) [1], hie und da auch Almereien (*armaria*), Garvehäuser (*vestiaria*) oder Treskammern (*gazophylacia*) genannt, sind gewöhnlich spätere Ein- oder Anbauten, oft an der Nordseite der Kirche und regelmässig in der Nähe des Hochaltares belegen. Ihre Bestimmung als Aufenthaltsort (*metatorium, salutatorium*) der Geistlichen, als Schatz-, Bücher- und Kleiderkammer ist bekannt, und die seit dem XIII. Jahrh. vorkommende Errichtung von Altären in denselben lässt sie zugleich als Oratorien erkennen. — Auch ist hier der abgesonderten festen Gemächer zu gedenken, die (zu Magdeburg, Halberstadt und Quedlinburg) den dunkeln Namen Zither führen und zur Aufbewahrung der Kirchenschätze (Reliquien, Urkunden, Kleider) dienen.

Dem Namen Almerei, abgeleitet von Almer, *almaria*, franz. *aumaire*, liegt das latein. *armarium* zu Grunde = Kasten, Schrank. — Garvehaus, Gerwehus, Gerkammer, Gherhus, Gherekammer, Gerbekammer (in Niedersachsen, Westfalen und am Niederrhein gebräuchlich), etwa von gar, gerven, d. i. zurecht machen, dem Zubereiten des Priesters; das von Kreuser a. a. O. S. 213 herbeigezogene Gere in der Näherei gehört nicht hierher; es bezeichnet einen schiefen Saum, wie Gerung beim Tischler das Zusammenfügen zweier Hölzer unter schiefem Winkel, und wenn Luther Hagg. 2, 13 übersetzt »*in seines Kleides Geren*«, so versteht er nach dem Grundtext darunter den Zipfel. — Treskammer, corrumpirt Trostkammer (in Preussen und Schlesien), wie Tressler (*thesaurarius*) von *trese*, *tresor* = Schatzkammer; vergl. Diez, Lexicon der roman. Spr. S. 738. — Zither, urkundlich im XIV. Jahrh. *sytere*, (vergl. in v. Ledebur, Allgem. Archiv 10, 175 ff.) scheint mit dem von Schäfer a. a. O. angeführten slav. *citarne* = Archiv zusammenzuhängen.

Auf dem Plane von St. Gallen (S. 43) sind in den von dem Altarhause und Querhause der Kirche gebildeten Winkeln zwei zweistöckige Gebäude angegeben, von welchen das nördliche unten die Stube der Abschreiber (*infra sedes scribentium*), oben die Bücherei (*supra bibliotheca*), das südliche unten die heizbare Sacristei (*subtus sacratorium*) mit einem Tisch zur Aufstellung der heiligen Gefässe (*mensa sanctorum vasorum*), oben die Paramentenkammer (*supra vestium ecclesiae repositio*) enthält. Hinter der Sacristei befindet sich noch ein besonderes Gebäude, worin das Weihbrot gebacken und das heilige Oel gepresst wurde (*domus ad parandum panem sanctum et oleum exprimendum*), was anderweitig in der Sacristei selbst zu geschehen pflegte. — Grössere Kirchen haben oft zwei Sacristeien mit verschiedener, verwandter Bestimmung (der Dom zu Cöln hatte eine grosse und eine kleine Gerkammer, der zu Magdeburg einen geheimen und einen grossen Zither); kleinen Kirchen fehlt die Sacristei häufig ganz. — Schon das Beispiel von St. Gallen lehrt, dass die

1) Ueber Sacristeien: Kreuser, Kirchenbau 1, 212—217; vgl. Dr. Schäfer im Correspondenzbl. des histor. Gesammtvereins etc. II. Jahrg. (1854). S. 121.

Sacristei schon damals nicht stets in Norden lag, obwohl dies meistentheils der Fall ist; in Süden befindet sie sich z. B. an den Domen zu Bamberg und Magdeburg, an St. Victor zu Xanten, an St. Lorenz zu Nürnberg, an der Marienkirche zu Berlin etc. An der Nicolaikirche zu Jüterbog liegt die alte Sacristei südlich, die neue vom Ende des XV. Jahrh. nördlich, und ebenso liegen an St. Sebald zu Nürnberg die beiden Sacristeien einander gegenüber: die grosse südlich, die kleine nördlich.

Anmerkung 1. In den Zusätzen zur zweiten Auflage von Klein's Rheinreise von v. Lassaulx, S. 501 ff., findet sich eine Uebersicht des Flächenraumes der bedeutendsten (namentlich rheinländischen) Kirchengebäude, die wir, nach vorhandenen Grundrissen von einem befreundeten Architekten vervollständigt, mittheilen und dabei bemerken, dass das Maass nach rheinländischem Fuss (zu 313 Millimeter) im Lichten, nach Abzug aller Pfeiler und sämmtlicher nicht zum allgemeinen Gottesdienste bestimmten Anbauten, berechnet ist:

Dom in Cöln	62918 □′	Dom in Merseburg	12496 □′
» » Ulm	51831	Elisabethkirche in Marburg.	12322
» » Speier	45615	Stiftskirche in Oberwesel	12205
» » Strassburg	41702	Stephan in Mainz	12175
» » Metz	38163	Kirche in Schulpforte	12165
» » Mainz	37506	Stiftskirche in Cleve	12083
Marienkirche in Danzig	37060	Klosterkirche in Laach	11841
Dom in Lübeck	34491	Dom in Meissen	11442
Marienkirche daselbst	33469	Liebfrauenkirche in Trier	11367
Dom in Wien (Steph.)	32400	Klosterkirche in Jerichow	10357
» » Magdeburg	31006	Gross Martin in Cöln	10045
» » Freiburg	30101	Dom in Limburg a. d. Lahn	9835
Frauenkirche in München	29806	U. l. F. in Arnstadt	9753
Dom in Trier	29774	Klosterk. in Chorin (als Ruine)	9748
» » Paderborn	26833	Dom in Aachen (vor seiner Vergrösserung durch den Anbau eines neuen Chors nur 7536 □′)	9704
» » Verden	26335		
» » Regensburg	24315		
Abteikirche in Hersfeld	23755	Kirche in Memleben	9384
Dom in Bamberg	23499	Schlosskirche in Quedlinburg.	9370
» » Worms	22978	Martin in Münstermaifeld	9284
Lorenzkirche in Nürnberg	21730	Klosterkirche in Zinna	9068
Dom in Xanten	20659	Castor in Coblenz	8899
» » Basel	20382	K. auf dem Petersberg bei Halle	8711
Klosterk. in Limburg a. d. H.	19208	Pfarrkirche in Ahrweiler	8332
Maria auf dem Capitol in Cöln	19129	Gereon in Cöln	8084
Klosterkirche in Altenberg.	18432	Florin in Coblenz	7496
Dom in Halberstadt	18393	Liebfrauenkirche daselbst	6741
Sebaldskirche in Nürnberg.	17361	Pfarrkirche in Andernach	6700
Dom in Soest	16711	Franziscanerkirche daselbst	5937
» » Erfurt	15636	Pfarrkirche in Sinzig	5402
Apostelkirche in Cöln	15087	» » Mayen	5033
Dom in Naumburg	13990	» » Boppard	4812
Cunibertkirche in Cöln	13761	Stiftskirche in St. Goar	4336

Die vorstehende Zusammenstellung ergiebt, dass die Dome zu Cöln (gegr. 1248) und Ulm (als Pfarrkirche gegr. 1377) die beiden grössesten Kirchen in Deutschland sind, denen sich der schon um 1030 gegründete Dom in Speier als die dritte anschliesst. In Speier und Cöln finden wir dieselbe lichte Breite des Mittelschiffes von 44 F., und wenn es hauptsächlich die Maassverhältnisse des Mittelschiffes sind, wodurch eine Kirche im Innern grossartig erscheint, und namentlich die Breite desselben für die

übrigen Theile des Grundrisses maassgebend ist, so folgt, dass in Beziehung auf die Weiträumigkeit der Kirchen die frühere Zeit von der späteren kaum übertroffen worden ist: ja, die grösseste vorkommende Mittelschiffbreite von 50 F. hat der Dom zu Mainz, dessen ursprünglicher Grundplan vom Ende des X. Jahrh. stammt. Anders verhält es sich mit der Höhe der Kirchen, worin es die frühere der späteren Zeit nicht gleich gethan hat. Das nachstehende, chronologisch geordnete und aus den zuverlässigsten Quellen zusammengestellte Verzeichniss weist an vielen Beispielen nach, wie sich das Verhältniss der Breite des Mittelschiffes zur Höhe desselben im Laufe des Mittelalters und in verschiedenen Gegenden Deutschlands gestaltet hat: im XI. Jahrh. bleibt es noch etwas unter 1 : 2, hebt sich im XII. bis XIII. Jahrh. auf 1 : 2 (bei dem Gewölbebau des Speierer Domes schon auf 1 : 2½) und steigert sich nachher in der Gothik auf 1 : 2½ bis 3, vereinzelt selbst bis auf das schwindelnde Uebermaass fast von 1 : 5.

	Das Mittelschiff ist im Lichten		Entstehungszeit d. Grundplanes.		Das Mittelschiff ist im Lichten		Entstehungszeit d. Grundplanes.
	breit F. rh.	hoch F. rh.			breit F. rh.	hoch F. rh.	
Trier, Dom	50	80	IV. Jahrh.	Cöln, Dom	44	140	1248
Mainz, »	50	(c. 100)[1]	979	Halberstadt, Dom	31	86	um 1250
Münster, Dom	44	(74)	seit 990	Breslau, Elisabethk.	31½	95½	1253
Worms, »	35	(77)	seit 996	Altenberg, Klosterk.	30¾	82	1255
Bamberg, »	34	(78)	1006	Freiburg i. B., Münster	32	85	um 1260
Echternach, Klosterkirche	32¾	58	1017	Strassburg, Münster	42	96	desgl.
Limburg a. d. H., Klosterkirche	38½	75	um 1030	Xanten, Stiftsk.	35	75	1263
Speier, Dom	44	(110)	um 1030	Berlin, Klosterk.	29	50¾	1271
Hersfeld, Abteik.	40	75	1037	Chorin, »	29	57	1273
Bremen, Dom	35	(66)	1044	Regensburg, Dominicanerk.	36	90	1274
Paderborn, Dom	33	(60)	1058	Regensburg, Dom.	46	106½	1275
Minden, »	34	(69)	1062	Lübeck, Marienk.	44	134	1276
Paulinzelle, Klosterkirche	25	50	1106	Ebrach, Klosterk.	40	90	um 1280
Laach, Klosterk.	28	55	1110	Verden, Dom	41¾	65	1290
Huysburg, Klosterk.	25	42	um 1110	Heiligenkreuz, Klosterkirche	23	62	1290
Hamersleben, Klosterkirche	27	55	1112	Doberan, Klosterk.	36	90½	1291
Breitenau, Klosterk.	29	47	1119	Soest, Wiesenk.	35	76	1331
Petersberg, »	22	42	um 1130	Cleve, Capitelsk.	32	61	1334
Hildesheim, St. Godehard	29	59¾	1133	Danzig, Marienk.	29	90	1343
Halberstadt, Liebfrauenk.	30	54	1140	Wien, Stephansk.	34	89	1359
Jerichow, Klosterk.	25⅓	49	1149	Kolin, Bartholomäik.	21	100	1360
Quedlinburg, St. Wiperti	22	32	um 1150	Schwerin, Dom	39	100	um 1370
Brandenburg, Dom	30	(64)	um 1170	Ulm, Dom	47½	133½	1377
Braunschweig, »	28¾	56½	1172	Kuttenberg, Bartholomäikirche	30	100	1380
Magdeburg, »	35	102	1208	Brandenburg, Katharinenkirche	29¾	51	1401
Limburg a. d. L., »	25	68	um 1220	Esslingen, Frauenk.	25	53	um 1406
Marburg, Elisabethkirche	34	68	1235	Prag, Teynkirche	37	96	1407
				Wilsnack, Wallfahrtskirche	37⅜	83	um 1410
				Görlitz, Petrikirche	38	86	1417

1) Die Einklammerung des Höhenmaasses bezeichnet, dass der Aufbau und die Bedeckung des Mittelschiffes ganz oder theilweise aus späterer Zeit herrührt, als der ursprüngliche, im Breitenmaasse beibehaltene Grundplan.

Eingehende Rücksicht auf die Maassverhältnisse der Kirchen im Allgemeinen hat v. Wiebeking (Bürgerl. Baukunde; vergl. Bd. IV.) genommen, und in Beziehung auf die Kirchengebäude der Stadt Danzig schon Ranisch (Grund-Risse und Auff-Züge etc. 1695) und nach ihm J. C. Schultz (Danzig und seine Bauwerke etc. 1846. Lief. I. Bl. 6). Erwünschte Erleichterung solcher Zusammenstellungen und der daraus zu ziehenden mannichfaltigen Folgerungen [1]) bieten Hübsch (Die altchristl. Kirchen etc.) und Adler (Mittelalterl. Backstein-Bauwerke), weil in diesen Werken sämmtliche Zeichnungen nach einem und demselben Maasstabe entworfen sind; bei Adler z. B. alle Grundrisse in $^1/_{240}$, die Aufrisse in $^1/_{120}$, die Details in $^1/_{30}$ der natürlichen Grösse. Die Zusammenstellungen, die Puttrich (Systemat. Darstellung etc.) über die sächsischen Kirchen gegeben hat, beruhen zum Theil nur auf oberflächlichen Messungen. — Ausgedehntere Betrachtungen dieser Art leiden durch den Uebelstand immer an Unsicherheit, dass bisher in den deutschen Architekturzeichnungen die verschiedensten Werkmaasse [2]) in Anwendung gebracht worden sind, nicht selten sogar ohne die nothwendige Hinzufügung, welches Landesmaass gemeint ist. Der rheinische Fuss (= 313 Millimeter) ist der verbreitetste und wäre deshalb besonders empfehlenswerth; doch hat man sich neuerlich auf Architekten-Versammlungen für die allgemeine Einführung des französischen Metermaasses (beiläufig = 3 F. 2¼ Z. rh. oder 1½ Berl. Elle) ausgesprochen.

Anmerkung 2. Die Symbolik des Kirchenbaues [3]) findet sich bereits im christlichen Alterthume von Eusebius in der bei Einweihung der Kirche zu Tyrus (Hist. eccl. 10, 4 n. 24—26) vor der versammelten Geistlichkeit gehaltenen Rede in schöner, erbaulicher Weise fruchtbar gemacht, und zwar mit dem vollen, bei den Zuhörern vorausgesetzten Bewusstsein der freien Hineintragung des Symbolischen in die an und für sich davon ganz unabhängigen Bautheile; die Absicht des Baumeisters setzt Eusebius dagegen mit Bestimmtheit voraus, wenn er in der Beschreibung der Kirche

---

1) Vergl. Schnaase, in der Zeitschr. für christl. Archäologie u. Kunst 2, 187 zu Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné 1, 146.

2) Z. B. der grossh. Hessische Fuss = 250 Millimeter.
» Leipziger » = 283 »
» Braunschweiger » = 285 »
» Württemberger » = 286 »
» Kurhessische » = 287 »
» Bremer » } = 290 »
» Lübecker » }
» Bayerische » = 291 »
» Hannoverische » } = 292 »
» Römische » }
» Badische » } = 300 »
» Schweizer » }
» Wiener » = 316 »
» Pariser » = 324 »
Vergl. Schoedler, F., das Buch der Natur 10. Aufl. S. 4.

3) Vergl. Schnaase, C., Gesch. der bild. Künste IV. 1, 287 ff.: Symbolik der mittelalterl. Architektur. — Kreuser, J., der christl. Kirchenbau 1, 619 ff.: Symbolik der Bauformen. — Kallenbach, G. G., Dogmatisch-liturgisch-symbolische Auffassung der kirchl. Baukunst. Halle 1857. — Die Symbolik des german. Baustyls, nachgewiesen an der Nürnb. Lorenzikirche, im Nürnberger Anzeiger 1861. No. 4.

des heil. Grabes zu Jerusalem (de vita Constantini 3, 38), wo er, da kein erbaulicher Zweck vorliegt, sich sonst alles Symbolisirens enthält, die Zwölfzahl der die Kuppel tragenden Säulen auf die Apostel bezieht: *δυωκαίδεκα κίονες τοῖς τοῦ σωτῆρος ἀποστόλοις ἰσάριθμοι.* — Bei den mittelalterlichen Schriftstellern des VIII.—XIV. Jahrhunderts wird die mystisch-allegorische Deutung des Kirchengebäudes — vom Grundsteine bis zum Wetterhahn auf der Thurmspitze — bis ins Einzelnste ausgebildet: Anfangs mit einer, aus dem sich regenden Bewusstsein des Hineintragens erklärlichen gewissen Schüchternheit [1]), später, nachdem die nachfolgenden Liturgiker die Gedanken ihrer Vorgänger unablässig wiederholt und zum Theil wörtlich ausgeschrieben hatten, mit so grosser Zuversichtlichkeit, als ob nicht das gottesdienstliche Bedürfniss das Ursprüngliche wäre, sondern vielmehr das Symbolische, und die baumeisterlichen Gedanken schlechthin davon abhängig. Letzteres war in Beziehung auf manche Baugebräuche (die Orientirung nach dem Aufgang aus der Höhe, die ehrwürdige Grundform des Kreuzes, die zwölf Grundsteine oder zwölf Säulen der Kirche mit Beziehung auf die Apostel) und bei manchen einzelnen kirchlichen Bauwerken auch unläugbar der Fall, wie, nachdem die Deutung einmal gegeben war, bei dem symbolischen Grundzuge der christlichen Kunst leicht erklärlich ist.

Ein bemerkenswerthes Beispiel in dieser Hinsicht bietet die zu der Gattung der heil. Grabkirchen gehörige kleine Kapelle zu Drüggelte bei Soest, wo der Symbolik zu Liebe selbst gegen das Ebenmaass gefehlt ist. Es ist ein zwölfeckiges Gebäude, dessen Inneres von nur 33 F. im Gesammtdurchmesser zwei concentrische Säulenkreise enthält: den inneren von $7\frac{1}{2}$ F. D. mit vier eine Kuppel tragenden kurzen, den äusseren grösseren mit zwölf schlanken Säulen. Ohne Zweifel bezeichnen die letzteren, wie schon in der oben erwähnten Constantinischen Kirche des heil. Grabes, die zwölf Apostel, die vier inneren Säulen dagegen die vier Evangelisten, und zwar sind von diesen zwei auffällig stärker gebildet als die beiden andern: jene, die Evangelisten Matthäus und Johannes bezeichnend, die zugleich Apostel waren und deswegen von höherer Würde, diese, die beiden anderen Evangelisten Marcus und Lucas. [2])

Eine reiche Zusammenstellung solcher Deutungen findet sich in dem berühmten liturgischen Sammelwerke, das Bischof Wilhelm Durand von Mende († 1270) unter dem Titel *Rationale divinorum officiorum* abfasste, und welches im Mittelalter sehr viel benutzt wurde. Vieles darunter ist

---

1) Der gleichzeitige Fuldaer Mönch Candidus z. B. beschreibt die auf dem dortigen Klosterfriedhofe von dem Abte Aegil durch den Mönch Racholf um 820 erbaute kleine Rundkirche (s. oben S. 18) und fügt hinzu: »*Hoc siquidem aedificium pater iste venerandus ac supra commemoratus magister cum sociis nescio quid magni fingentes divino magisterio docti, quod tamen ipse salva fide Christi et ecclesiae puto praesignari posse figuram.*« Nun folgt die Deutung der acht den Mittelbau tragenden Säulen auf die acht Seligkeiten und der Rundform der Kirche auf das Reich der ewigen Herrlichkeit, in den bescheidenen Ausdrücken: »*Octo columnae .... mereantur haberi; circulus .... non incongrue significare videtur.*« — Brower, Sidera illust. et sanct. virorum Germaniae (Mogunt. 1616) p. 20; vergl. Dronke u. v. Lassaulx, die Matthias-Kapelle zu Kobern, S. 50.

2) Nach Erklärung des Domdechanten Nübel zu Soest; vergl. Zeitschr. für Bauwesen (1854) 4, 400 und den umstehenden Grundriss Fig. 34.

sinnreich und von bleibendem erbaulichem Werthe, ganz anders als die spielende, moderne, vorgeblich uralte Mystik, nach welcher das Kirchengebäude den gekreuzigten, gen Westen schauenden Christus darstellt und

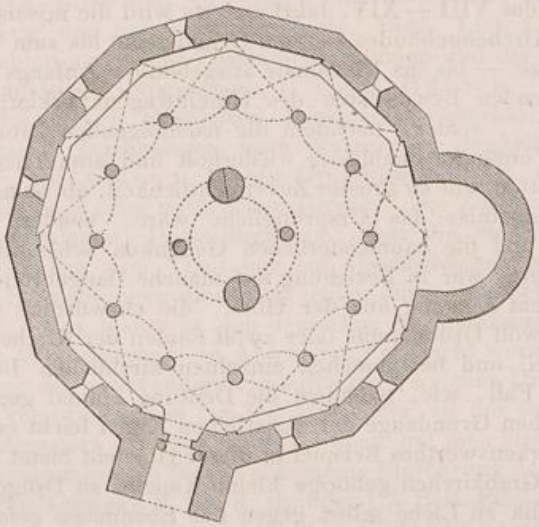


Fig. 34. Kapelle zu Drüggelte (nach Lübke).

der zuweilen von der Längenaxe der Kirche nördlich abweichende Chor (s. oben S. 29 Fig. 6.) das nach rechts geneigte Haupt des Heilandes (— aber die Kirchen in Offenbach am Glan, Maria Stiegen in Wien, Petri-Pauli in Görlitz z. B. neigen ihr Chorhaupt südlich!). Die beiden Westthürme sind die Nägel (sic!), mit denen die Füsse des Herrn an das Kreuz geheftet waren, und wo sich noch zwei Thürme über den Kreuzarmen erheben, werden dadurch die Nägel in den Händen Jesu bezeichnet. — Die dem Reiche der Finsterniss zugewendete Nordseite des Kirchengebäudes ist deshalb weniger reich geschmückt, als die Südseite (aber wie an den Domen zu Osnabrück und Trient findet auch am Dom zu Magdeburg der umgekehrte Fall statt, obgleich der in dieser Sinnbildnerei befangene Kreuser, a. a. O. S. 175, selbst in der zweiten Auflage noch immer das Gegentheil sieht)[1], und dergleichen sich selbst Widerlegendes mehr.

1) Wenn die eine Seite reicher und kostspieliger verziert ist als die andere, so ist das immer die von den Meisten gesehene Schauseite, am Dome zu Cöln z. B. die südliche, am Dome zu Magdeburg die nördliche: beide nach freien Plätzen belegen; ebenso ist in Brilon die dem grösseren Theile der Stadt zugekehrte Nordseite der Kirche als Hauptseite behandelt.

Anhang

über die baulichen Einrichtungen der Klöster bei den verschiedenen Hauptorden.

(Vergl. oben Anmerkung 3 zu § 13 S. 13 ff.)

Lenoir, Alb., Architecture monastique. I. Partie (Vol. 1), II. et III. Partie (Vol. 2). Paris 1846. — de Caumont, Abécédaire ou Rudiment d'Archéologie (Architectures civile et militaire) 2. Ed. Paris 1858. p. 4–202. — Vergl. oben § 29 u. Anmerk. 1 u. 2.

Der Typus der klösterlichen Anlagen ist dem Grundplane nach seit der ältesten bis in die neuere Zeit wesentlich gleich geblieben, und charakteristisch erscheint für dieselben ein freier rechteckiger Hofraum in der Mitte, welchen die verschiedenen, die eigentliche Clausur bildenden Baulichkeiten umgeben. Die eine, gewöhnlich die nördliche, seltener die südliche Seite wird von der Klosterkirche begrenzt, und der rings um gehende Kreuzgang (s. oben S. 77ff.) vermittelt die Communication. Mit Ausnahme des neuen Bestandtheiles der Kirche ist dies ganz der Grundtypus der antik-römischen *villa urbana*, während die neben der Clausur belegenen Wirthschaftsgebäude der mit dem herrschaftlichen Wohnhofe grenzenden *villa rustica* entsprechen; man ist daher zu der Annahme berechtigt, dass die bauliche Anlage der grossen römischen Villen den ersten Klöstern als Vorbild gedient hat.

Von den baulichen Einrichtungen einer grossen Benedictiner-Abtei der karolingischen Zeit ist uns durch den bereits oben S. 28 erwähnten, für das Kloster St. Gallen entworfenen Plan eine genaue Kenntniss überliefert. Die ganze Anlage bildet ein Viereck von 430×300 F. Fläche. Die verschiedenen, meist viereckigen und einstöckigen Häuser sind, ein förmliches Städtchen von etwa 40 Firsten bildend, durch Gassen von einander getrennt und umschliessen in ihrem Innern fast alle einen Hof. In der Mitte des Ganzen steht die Kirche mit der südlich anstossenden, aus drei zweistöckigen Flügeln bestehenden Clausur, theilweise durch eine Hecke von den übrigen Gebäuden abgeschlossen. Der östliche Flügel ist das eigentliche Wohnhaus der Mönche mit der Wärmstube (*calefactoria domus*) unten und dem Schlafsaale (*dormitorium*) oben. Der südliche Flügel enthält den mit der Kleiderkammer (*vestiarium*) übersetzten Speisesaal (*refectorium*), und der westliche im Erdgeschosse die Kellerei und oben verschiedene Vorrathskammern. Der vierte, an dem südlichen Seitenschiff der Kirche hinlaufende Flügel des Kreuzganges diente für die Berathungen des Convents und vertritt den späteren, seit dem X. Jahrh. vorkommenden Capitelsaal. Nördlich von der Clausur befinden sich das Gasthaus, die äussere Schule, das einer Basilica mit offenen Seitenschiffen gleichende Abthaus und die Wohnung der Aerzte; östlich sind das Krankenhaus und die Novizenschule mit ihren aneinanderstossenden Kirchen, der einem Garten gleichende Begräbnissplatz und zwei Gärten; südlich die Werkstätten der Künstler, Handwerker und

Knechte; auf der Westseite endlich befinden sich die Ställe. — Ganz dieselbe Anlage wie die der Benedictiner hatten auch die Clausuren der mit den Bischofsitzen verbundenen Domcapitel (*monasteria clericorum*) und der im X. Jahrh. entstandenen Collegiatstifter, deren Capitularen die nach dem heil. Augustinus benannte Regel befolgten. Wie in den Klöstern für den Abt eine besondere Wohnung ausserhalb der Clausur und oft auf der gegenüberliegenden Seite der Kirche errichtet war, so auch bei den Kathedralen die bischöfliche Pfalz (*palatium*), die oft befestigt war (*arx episcopalis*), und nachdem die Capitularen seit dem XII. und XIII. Jahrh. das gemeinschaftliche Leben allgemein aufgegeben und die Clausur den Vicarien überlassen hatten, wohnten auch sie auf besonderen Höfen (*curiae canonicales*), die innerhalb des bischöflichen Jurisdictions-Bezirkes (auf der Domfreiheit) belegen waren. Eine Domherrn-Curie aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrh. ist die *Curia St. Aegidii* am Domplatze zu Naumburg a. d. S.: ein zwei Stock hohes quadratisches Gebäude; im Obergeschoss, welches als Oratorium gedient haben wird, mit einer erkerartig vorgekragten Apsis. [1]) — Ausgedehnte, zum Theil noch aus dem XI., grösstentheils aus dem XIII. Jahrh. herrührende Stiftsbaulichkeiten finden sich auf der Südseite des Domes zu Trier: am nördlichen Flügel des Kreuzganges der langgestreckte zweischiffige Capitelsaal und am östlichen Flügel zwei ähnliche, aber breitere Räume von unbekannter Bestimmung. Am südlichen Flügel lag das 1806 abgetragene geräumige Refectorium; alle diese Gebäude waren ursprünglich zweistöckig, und das Dormitorium soll im Obergeschoss des ehemaligen Westflügels befindlich gewesen sein. [2])

Von Baulichkeiten der Prämonstratenser bietet das Liebfrauenkloster zu Magdeburg, welches von dem Stifter dieses Ordens, dem heil. Norbert selbst 1129 gegründet wurde, die ältesten Ueberreste noch aus der Stiftungszeit in einem vor der Nordseite des Kreuzganges lagernden mächtigen Bau. Derselbe besteht aus drei langen, 24 F. breiten Tonnengewölben über einander, von denen das oberste zu ebener Erde, mit dem Kreuzgange fast von gleicher Höhe, das Refectorium gewesen zu sein scheint, während die beiden unteren, tief in der Erde liegenden Gewölbe zwei Vorrathskeller übereinander bilden. Der nicht viel jüngere Kreuzgang selbst erweitert seinen westlichen Flügel in eine grosse, zum Theil von Marmorsäulen getragene Doppelhalle: der Ueberlieferung zufolge die ehemalige Gerichtstätte des Stiftspropstes. [3]) — Ueber die Tonsur s. Fig. 31 S. 79.

Bei den Bauten der Cisterzienser [4]), welche sich ebenfalls im XII. Jahrh. von Frankreich aus schnell über Deutschland verbreiteten, ist zunächst die eigenthümliche Grundrissbildung des östlichen Theiles der im XII. bis XIII. Jahrh. errichteten Kirchen dieses Ordens hervorzuheben, die auf zwei von einander verschiedene, aber unter sich verwandte französische Muster, die (nicht mehr existirende) Mutterkirche zu Citeaux selbst und die

1) Puttrich, Denkm. II. Serie Naumburg. Bl. 27.
2) Schmidt, Chr. W., Baudenkm. in Trier. Lief. II.
3) v. Quast, in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst. 1, 213.
4) Schnaase, Gesch. der bild. Künste 5, 408; vergl. Otte, Gesch. der deutschen Baukunst S. 293; besonders auch Feil, Jos., in den mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates 1, 1 ff.

Kirche des Klosters Fontenay, zurückzuführen ist. Beide haben den rechteckigen Schluss des Altarhauses (ohne Apsidenvorlage) mit einander gemein; bei ersterer Kirche jedoch bilden die Seitenschiffe einen niederen Umgang um den Chor, an den sich ein zweiter, aus kleinen noch niedrigeren Kapellen bestehender Umgang schliesst; bei letzterer Kirche laufen die Seitenschiffe des Langhauses zwar wie gewöhnlich in die Kreuzflügel aus, an deren Ostseite sich indess seitenschiffartig je zwei niedrige Kapellen schliessen. Das Vorbild von Citeaux findet sich in Deutschland befolgt an den Kirchen der Klöster zu Riddagshausen bei Braunschweig und zu Ebrach bei Bamberg, vereinfacht auch zu Arnsburg in der Wetterau und zu Marienfeld bei Gütersloh. Häufiger erscheint die Nachbildung des Musters von Fontenay: zu Loccum in Niedersachsen, zu Bebenhausen bei Tübingen und zu Kappel in der Schweiz; auch zu Maulbronn bei Bretten und zu Eberbach im Rheingau, wo jedoch die Zahl der kleinen Kapellen auf je drei an jedem Kreuzflügel gesteigert ist. An anderen Orten, wie zu Lehnin bei Brandenburg, liegt zwar das nämliche Schema zu Grunde, es erscheint aber dem Altarhause hier eine Apsis vorgelegt, und zu Zinna bei Jüterbog finden wir nicht allein diese, sondern neben derselben auch Apsidiolen an den vier Kapellchen. — Die Hinweglassung der Apsiden, der Mangel eines eigentlichen Thurmbaues (s. oben S. 63), sowie der einfache Aufbau und die bescheidene Ausstattung der Kirchen, sind Besonderheiten, die sich hinlänglich aus dem Nützlichkeitsprincipe des Cisterzienser-Ordens erklären; dagegen liegen die Gründe für die zuweilen vorkommenden übermässig gestreckten Verhältnisse des Langhauses (s. oben S. 48) um so weniger vor, als von dem Besuche der Klosterkirchen die Laien und besonders die Frauen völlig ausgeschlossen waren. Die Vorliebe für die Anlage vieler kleinen Kapellen hängt mit den Vorschriften für die Privatexercitien der Mönche zusammen. Gewissermaassen im Widerspruche mit der Einfachheit der Kirchen, die in den Ordensstatuten lediglich als Oratorien bezeichnet werden, steht die

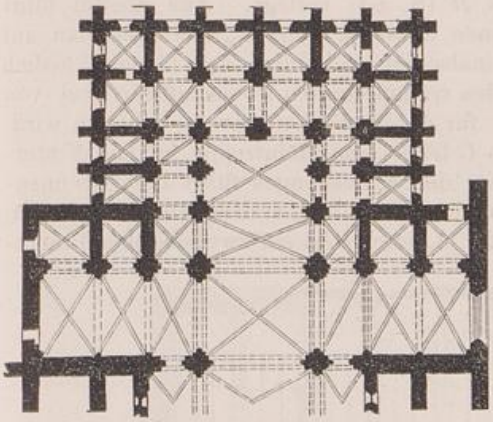


Fig. 35. Chorschluss zu Ebrach. *)

*) Nach einer mir gütigst mitgetheilten Zeichnung des Herrn F. v. Quast.

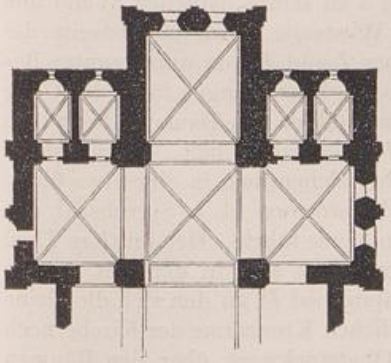


Fig. 36. Chorschluss zu Loccum (nach Lübke).

Grossartigkeit und Mächtigkeit der übrigen Klostergebäude, wovon die mit Mauern, Höfen und Wirthschaftsanstalten im Wesentlichen erhaltenen Baulichkeiten der Abtei Maulbronn [1]) aus dem XII. — XVI. Jahrh. ein sprechendes Zeugniss geben; s. den nebenstehenden, aus E. Förster's Denkmalen der Baukunst etc. Bd. VII. zu S. 23 ff. entlehnten Grundriss, auf welchem die verschiedenen Bauperioden durch verschiedene Schraffirungen ausgedrückt sind. Die Clausur liegt hier, wie dies auch sonst oft vorkommt, an der nördlichen Seite der Kirche *A*; der Kreuzgang aber, den etwa 90 F. im Quadrat grossen Hof *F* umschliessend, reicht nicht so weit nach Westen wie das gestreckte Langhaus der letzteren, welchem sich noch das Paradies *B* (S. 64) vorlegt. Aus diesem führt nördlich der offene Bogen *b* in einen äusseren Gang *C*, aus dem man auf der Treppe *c* in den Keller *D* hinabsteigt und durch den Gang *E* östlich in den Kreuzgang *d*, nördlich in den trümmerhaften zweischiffigen Saal (von 120×35 F.) *G* gelangt, welcher für das ältere Refectorium gehalten wird. Am nördlichen Ende des Ganges *C* leitet eine Steintreppe in das Winter-Refectorium *G'*. An der Nordseite des Kreuzganges führt dem Brunnenhause *e* gegenüber die Thür *β* in das hier (und anderwärts, corrumpirt) Rebenthal genannte Refectorium *H*. Letzteres ist ein zweischiffiger Pracht-

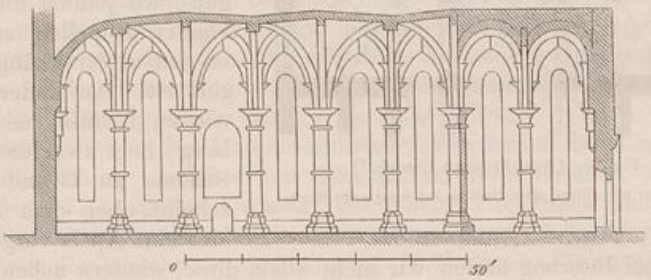
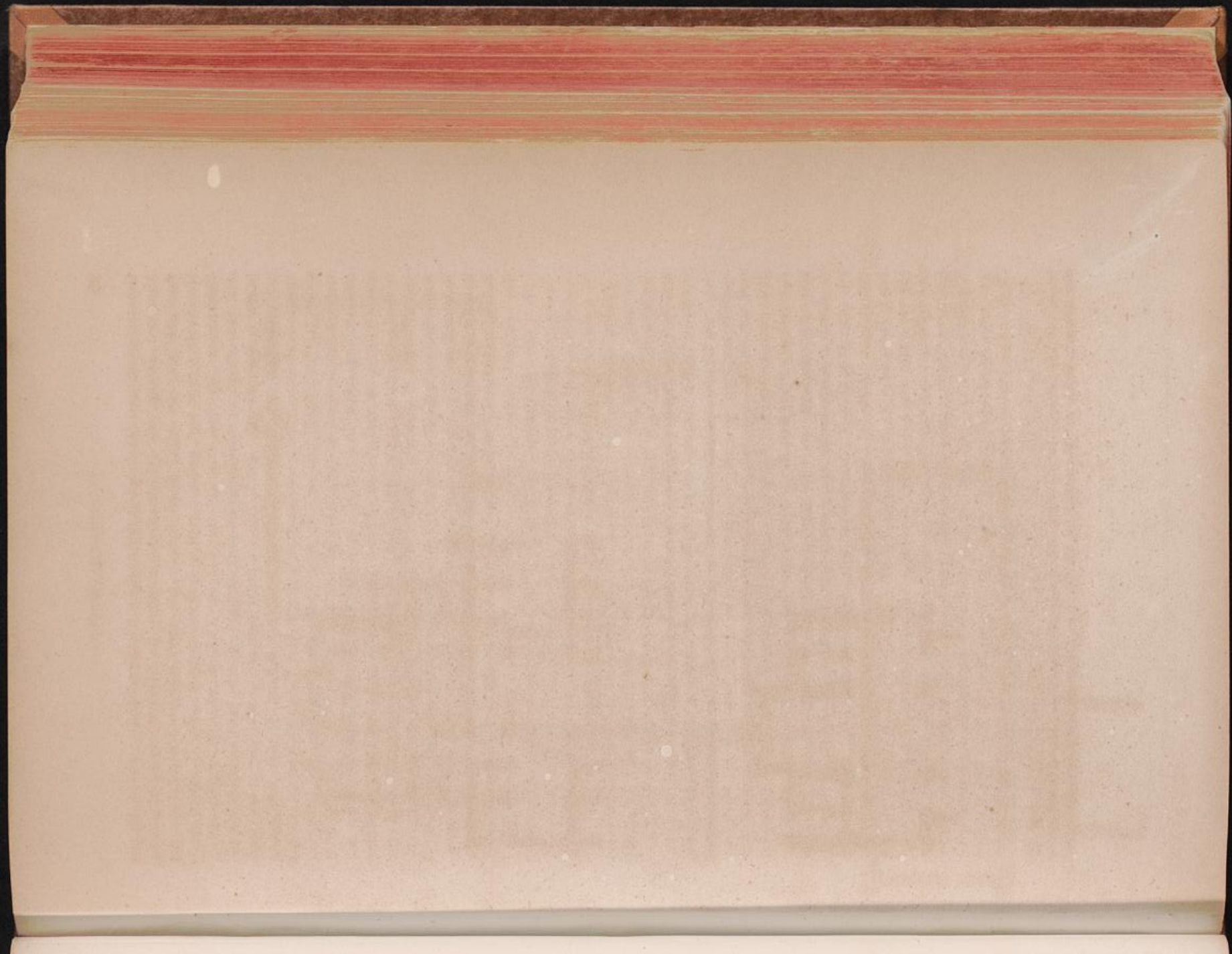
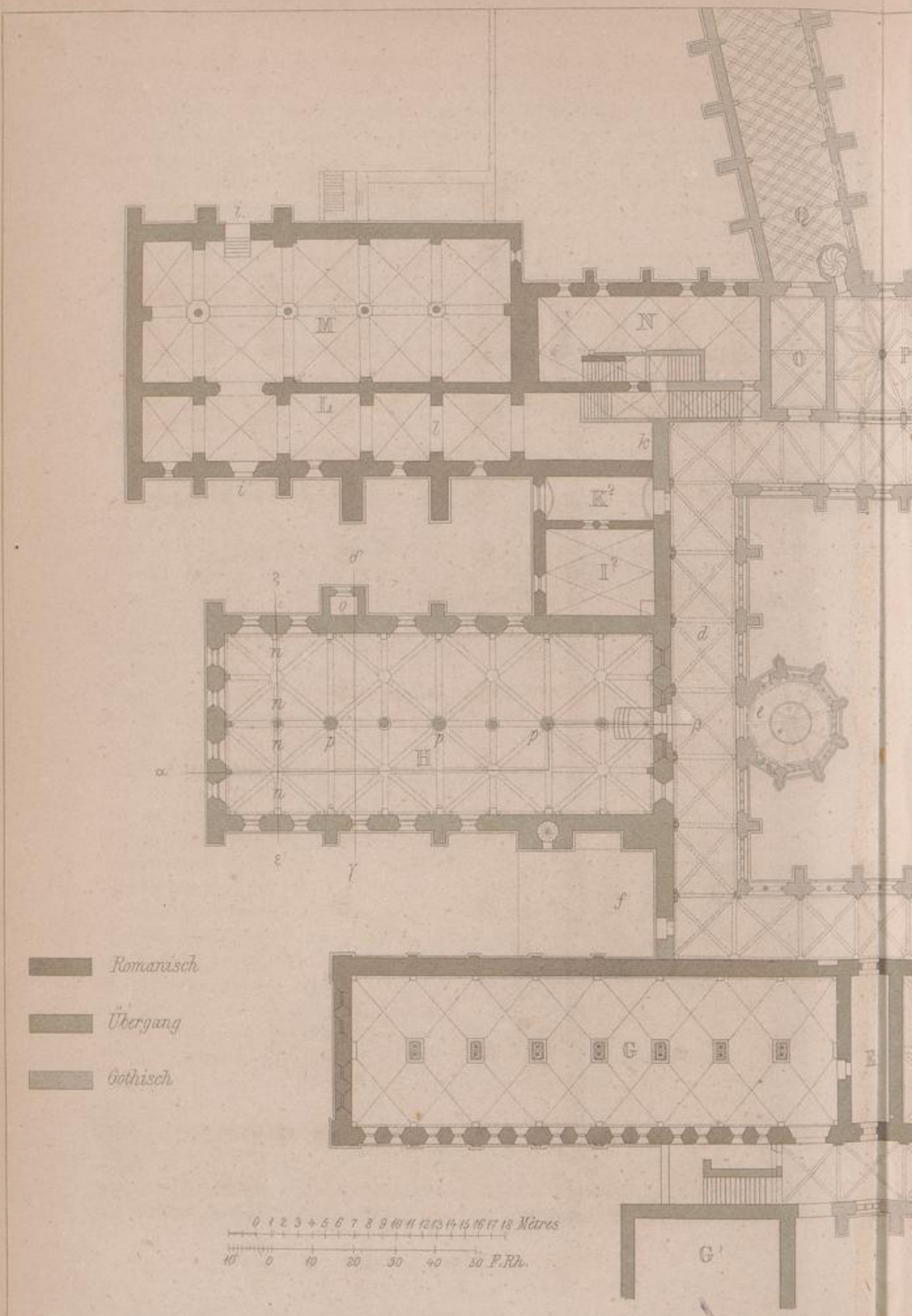


Fig. 37. Refectorium im Kloster Maulbronn (aus Leibnitz, Organisation der Gewölbe).

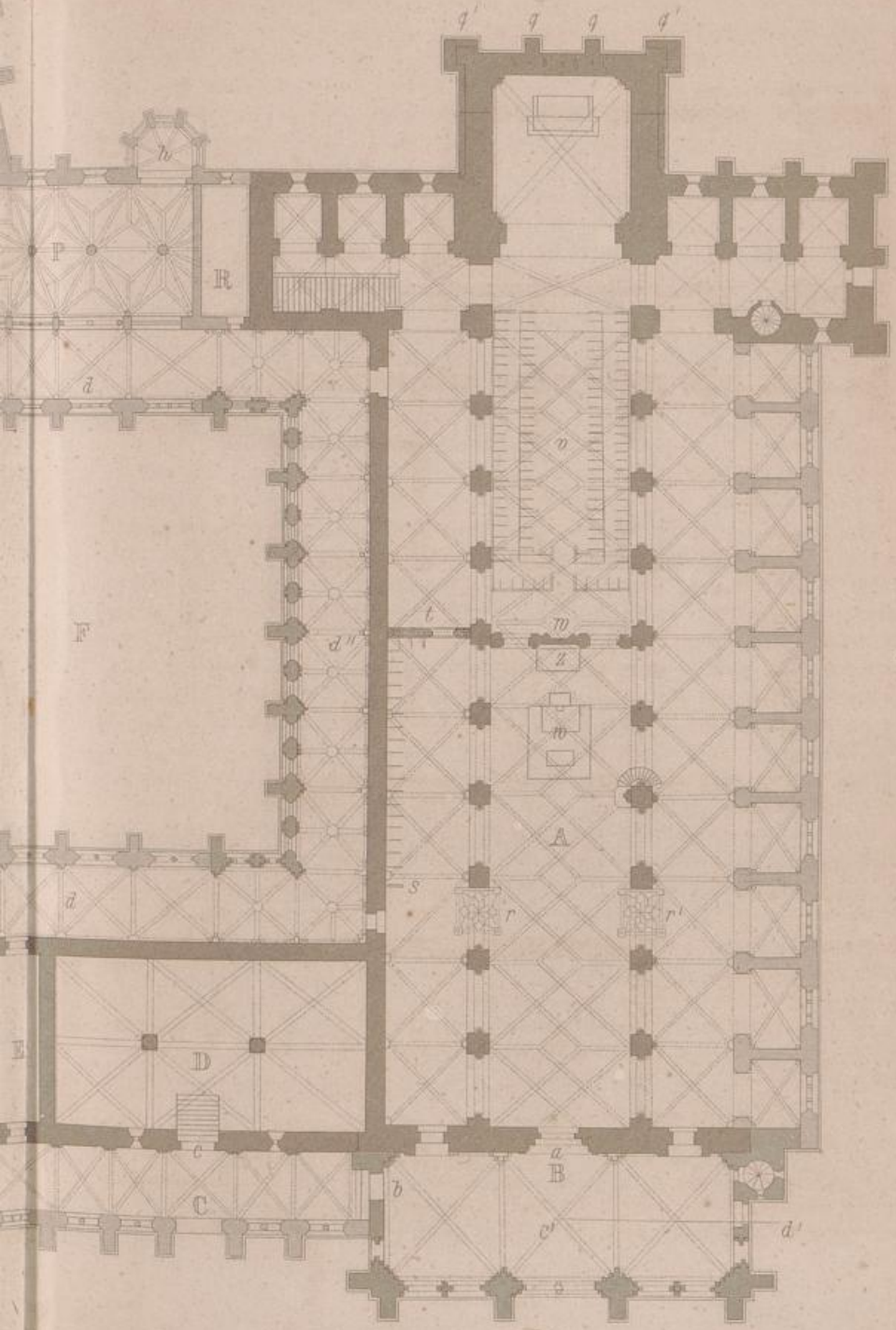
saal von 105×44 F. mit einer Lesekanzel *o* an seiner östlichen Wand und den Mauerresten der Küche *f* an seiner Westseite. An die Ostseite des Rebenthals reihen sich die beiden Gemächer *I* und *K* von unbekannter Bestimmung, und aus der nordöstlichen Ecke des Kreuzganges führt der Gang *L* in den grossen Keller *M*, neben welchem südlich ein Raum *N* befindlich ist, den man für die Geisselkammer (*flagellatorium*) hält. Daran stösst weiter nach Süden der Durchgang *O*, durch welchen man in eine etwa 66 F. lange Halle *Q* tritt, die mit dem Namen *Parleatorium* (d. i. Sprechsaal) bezeichnet wird und nach dem ehemaligen Abthause führte. Der mittlere Theil des östlichen Kreuzgangsflügels endlich erweitert sich in den mit reichen Sterngewölben gedeckten zweischiffigen Capitelsaal *P*, an den sich die kleine Kapelle *h* schliesst, und der von dem nördlichen Kreuzarme der Kirche noch durch die Kammer *R* getrennt wird. Im Oberstockwerk über den Räumen *M N O P R* befand sich, durch Steintreppen mit dem Kreuzgange und der

1) Vergl. Klunzinger, C., Artist. Beschr. der vormal. Cisterz.-Abtei Maulbronn. 3. Aufl. Stuttg. 1856. — Gleiches Interesse nehmen auch die sehr bedeutenden Klostergebäude von Bronnbach bei Wertheim in Anspruch.



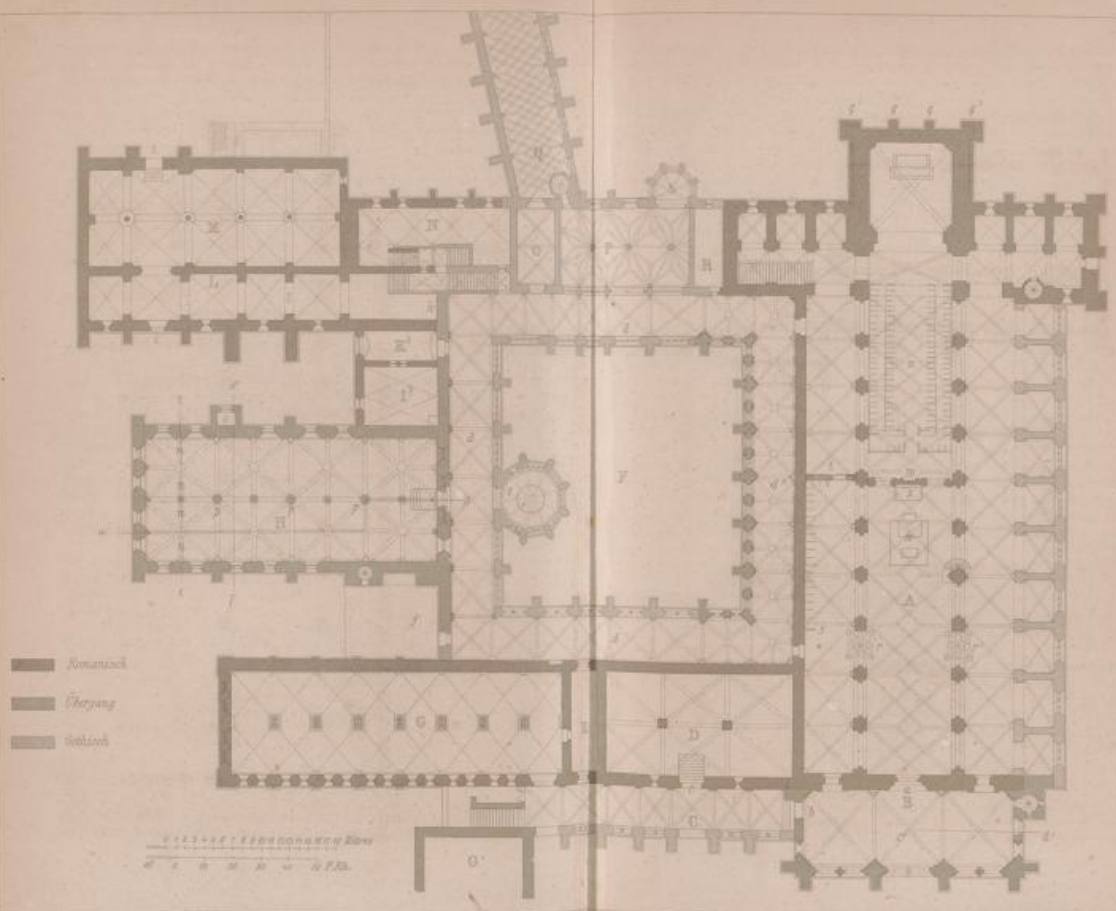


DIE CISTERZIENSER A
IM K.R.WÜRTT



ABTEI MAULBRONN

J. Poppel gest.



DIE CISTERZIENSER ABTEI MAULBRONN
IM K.R. WÜRTTEMBERG

Geisselkammer (in anderen Klöstern, z. B. ehemals in Altenberg bei Cöln auch direct mit der Kirche) verbunden, das Dorment (der Schlafsaal, oder später die Schlafzellen) der Mönche und im Dachstuhle noch ein grosser Saal. Ausserdem werden das Krankenhaus, das Haus des Verwalters und ein Gesindehaus erwähnt, die sich ausserhalb der Clausur auf dem Klosterterritorium befinden, welches mit einer durch Thürme befestigten Ringmauer umgeben und durch ein Doppelthor nebst Zugbrücke zugänglich war. An den nordwestlichen Eckthurm der Ringmauer schloss sich die Klostermühle, und ausserhalb lagen noch verschiedene Gebäude, darunter eine Herberge für die Gäste.

In Vergleich mit den weitläufigeren Anlagen der Benedictiner und Cisterzienser erscheinen die Klöster der sich seit dem XIII. Jahrh. ausbreitenden Bettelorden der Dominicaner und Franciscaner weniger bedeutend. Auf die Ansiedelung in den Städten durch ihre Zwecke angewiesen (s. oben S. 15) und Anfangs ohne Vermögen beschränkten sie sich auf einen bescheidenern Raum und befleissigten sich einer minder kostspieligen reducirten Bauweise. Ihre auf die Predigt berechneten Kirchen ersparen ausser dem Glockenthurm (s. oben S. 63) das Querhaus, im Langhause sogar wider alles Ebenmaass oft ein Seitenschiff (s. oben S. 51), und das Altarhaus von der Breite des Mittelschiffes legt sich einspringend und unter besonderer Bedachung dem Langhause vor. Den Männerklöstern glichen darin auch die Nonnenklöster, wie dies z. B. die dem 1615 durch Merian verfertigten Stadtplane von Basel entnommene Ansicht des ehemaligen Frauenklosters Klingenthal, Dominicaner-Ordens, veranschaulicht [1]), wenn auch die Baulichkeiten desselben bis auf die jetzt fast nur noch allein vorhandene Kirche und den Kreuzgang grösstentheils schon damals modernen Charakter hatten, weshalb sich die ehemalige Bestimmung der einzelnen Gebäude auch nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit angeben lässt. Das Kloster lag auf der nördlichen Grenze von Klein-Basel am Ufer des Rheins und war an den drei äusseren Seiten mit dem Graben *r* und hinter demselben mit einer gezinnten Ringmauer umgeben, die auf der Nordseite durch zwei hohe Eckthürme und einen niedrigeren Mittelthurm verstärkt war. Der östliche Flügel der Mauer steigt am südlichen Ende bis zur Höhe des anstossenden Gebäudes an, um eine hier befindliche in das Oberstockwerk des letzteren führende Treppe zu maskiren. Der Eingang *I* zum Kloster befand sich auf der (südlichen) Stadtseite und führte zunächst in einen schmalen zwischen zwei Mauern belegenen Raum und aus diesem neben dem Hause der Pförtnerin vorbei durch eine zweite, nicht in der Axe des äusseren Thores befindliche Thür in den äusseren Klosterhof, der durch eine niedrige Mauer von der Clausur geschieden war. Der Eingang zur letzteren und in den inneren Hof und Begräbnissplatz der Nonnen *d* führte durch das an der Nordseite des Kreuzganges *c* belegene Gebäude *o*, welches zu ebener Erde das Refectorium mit der Küche und dem Sprechzimmer und oben den Convent-

1) Wir entlehnen den nebenstehenden Holzschnitt, dessen Benutzung wir der Güte des Herrn Ch. Riggenbach in Basel verdanken, den Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterthümer in Basel VIII. (1860): Die Klosterk. Klingenthal in Basel von Dr. C. Burckhardt u. C. Riggenbach.

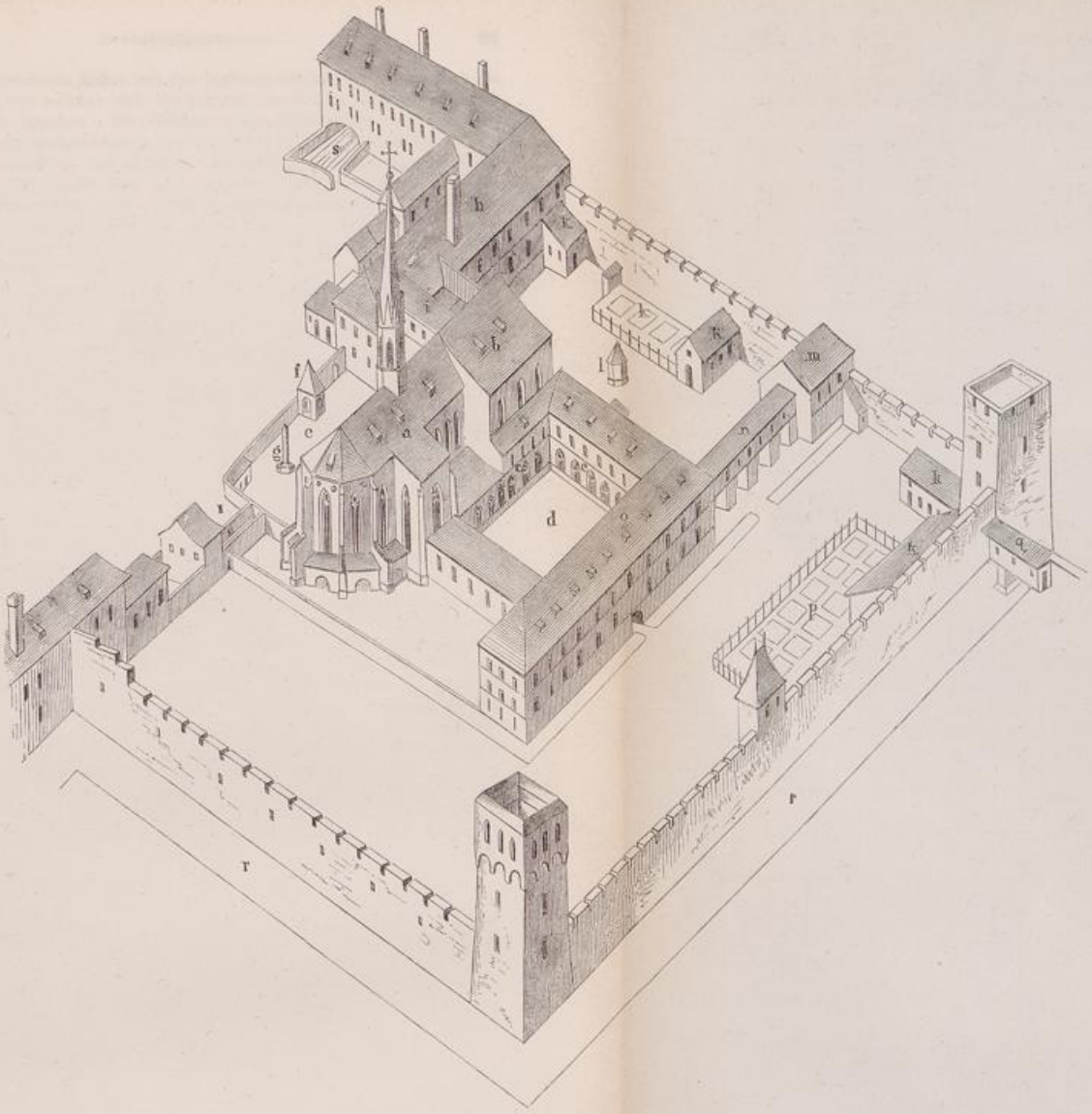
saal und das gemeinschaftliche Winter-Dormitorium enthielt, während im Sommer die Nonnen auf ihren Zellen über dem östlichen und westlichen Flügel des Kreuzganges schliefen. Die Südseite der Clausur wird von der Kirche begrenzt. Dieselbe besteht aus zwei Haupttheilen, der dreischiffigen Laienkirche *b* mit besonderem südlichem Eingang und der einschiffigen Nonnenkirche (dem hohen Chore) *a*, welche innerlich durch einen Lettner von einander getrennt sind; über dem Firste der Nonnenkirche erhob sich ehemals ein schlanker Dachreiter zur Aufnahme der nur gestatteten kleinen Glocke. Südlich von dem Kirchengebäude breitete sich der Laienkirchhof *e* aus mit besonderer Pforte nach der Stadt, dem Beinhause *f* und der Todtenleuchte (s. unten § 54) *g*. Von der Laienkirche führte ein Verbindungsgang *i* nach dem Hospitium *h*, dem sich südlich noch andere Oekonomiegebäude anschlossen, mit dem Wasserabflusse *s* in den Rhein. In dem westlichen Theile des äusseren Klosterhofes befand sich das durch den Gang *n* mit dem Conventsaale verbundene Haus der Priorin *m* und ausserdem mehrere an die Ringmauer gelehnte Wohnhäuser *k* für den Klosterknecht, den Gärtner etc. nebst zwei Gärten, einem kleineren *k* und einem grösseren *p* auf der Sonnenseite. Das achteckige Häuschen *l* überdeckte den Brunnen, und neben dem nordwestlichen Eckthurme führte ein Steg *q* über den Graben.

Gleiche Einfachheit wie die Bauten der Bettelorden zeigen auch die Klöster der erst seit dem XIV. Jahrh. in Deutschland vorkommenden Karthäuser; doch mussten diese nach ihrer das gemeinschaftliche Klosterleben mit dem einsiedlerischen der Eremiten verbindenden Regel ein verhältnissmässig grösseres Territorium in Anspruch nehmen, da zur Anlage einer Karthause nicht bloss eine Kirche mit der gewöhnlichen Clausur, an deren Kreuzgang sich indess nur ein Conventsgebäude lehnte, erforderlich war, sondern noch ein weiterer, gewöhnlich östlich von der Kirche belegener rechteckiger Raum mit dem Gottesacker in der Mitte und den einzelnen durch kleine Gärten von einander getrennten Zellen der Mönche auf den Seiten. In der (jetzt von dem german. Museum benutzten) Karthause zu Nürnberg ist der hinter der Kirche belegene freie Platz rings mit einem aus 72 Jochen bestehenden Kreuzgange umzogen, der mit dem vorderen kleineren, nur 29 Joche zählenden Kreuzgange an der Südseite der Kirche in Verbindung steht und sich letzterer gegenüber auf der Nordseite fortsetzt [1]; überhaupt erscheint als Eigenthümlichkeit der Karthausen die Anlage zweier, unter einander und mit der Kirche verbundener Kreuzgänge, eines kleineren und eines grösseren; dieser in den Karthausen zu Cöln und Basel *Galilaea major*, Gross-Galilaea, jener *Galilaea minor*, Klein-Galilaea [2]) genannt. An die *Galilaea major* lehnten sich die einzelnen in den

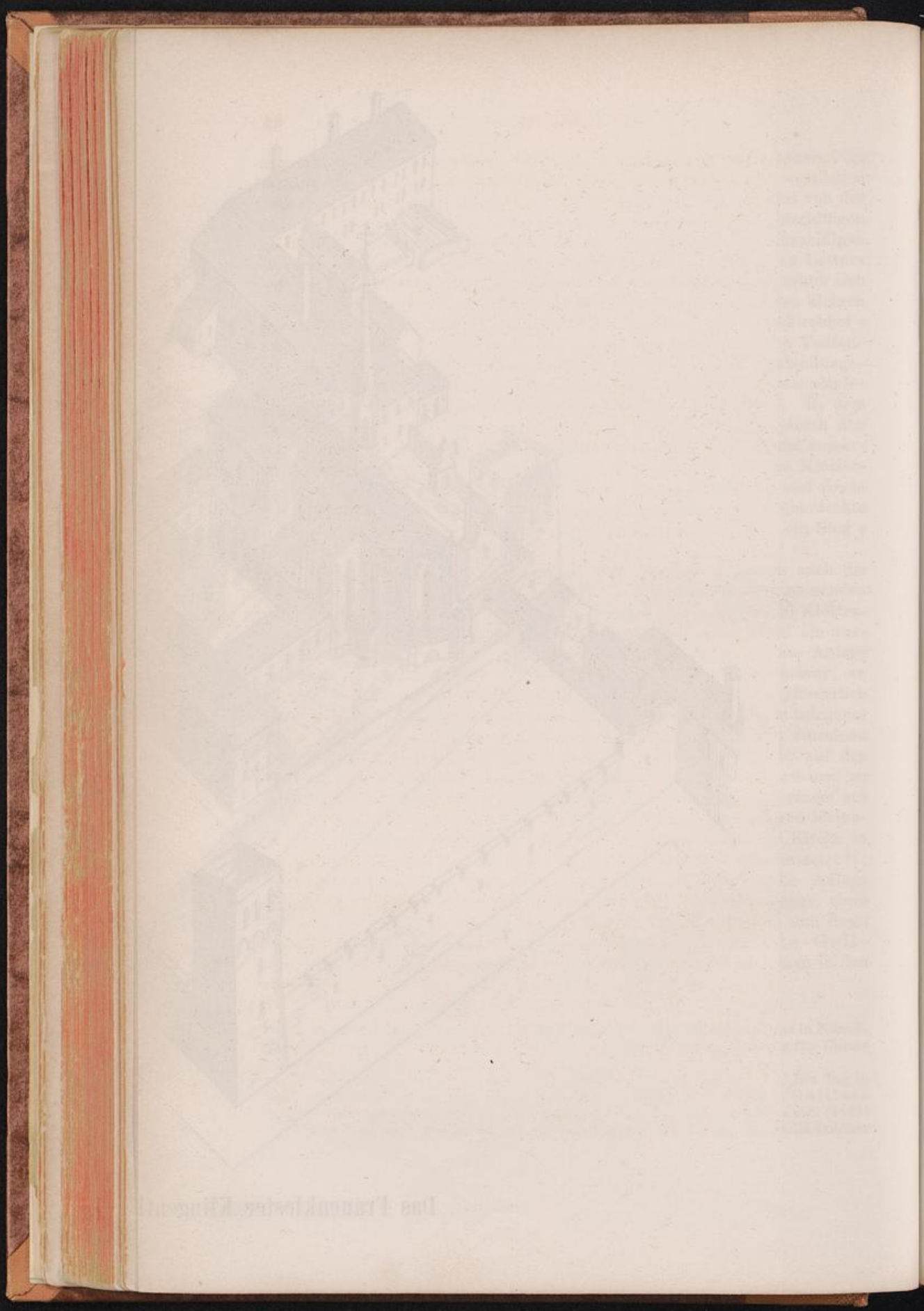
---

1) Siehe den Grundriss im Organismus des German. Nationalmuseums in Nürnb. 1855 u. die Ansicht der Karthause Ostheim im Archiv des histor. Vereins für Unterfranken u. Aschaffenburg IX, 1.

2) Vergl. Kreuser, der christl. Kirchenbau 1,239 u. (Röse, F.,) Ein Tag in Basel. Basel 1840. S. 92. — Ueber den schwer zu enträthselnden Namen Galilaea hat Jos. Ant. Messmer in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. (1861) 6,104 gute Erläuterungen gegeben: man nannte im XII. Jahrh. mit willkürlicher



Das Frauenkloster Klingenthal in Basel.



Garten hinaus gebauten Zellen mit der vorderen Giebelseite, worin sich die Thür befand, aus welcher sich die Mönche durch den Kreuzgang täglich nach der Kirche begaben. Die *Galilaea minor* betraten sie nur am Sonnabend Abend, um im Capitelsaale vor dem Prior zu beichten und ihre Angelegenheiten zu berathen, und an Sonn- und Festtagen, wo sie gemeinschaftlich im Refectorium assen und sich Abends in dem kleinen Kreuzgange unter Gesprächen ergehen durften. Die Basler Karthause zählte mit der des Priors 16 Zellen, und die Zellen der Mönche waren über den Thüren durch Bibelsprüche sinnig bezeichnet, deren Anfangsworte in alphabetischer Reihe auf einander folgten: **A**mbulate etc. (Joh. 12, 36). — **B**onum est etc. (Matth. 17, 4). — **C**aro etc. (1 Cor. 15, 50). — **D**iligite etc. (Matth. 5, 44). — **E**xistimo etc. (Röm. 8, 18). — **F**acite etc. (Luc. 3, 8. 9). — **G**audium etc. (Luc. 15, 7). — **H**umiliamini etc. (1 Petr. 5, 6). — **I**n omnibus etc. (Sir. 7, 40). — **K**aritas etc. (1 Tim. 1, 5). — **L**abora etc. (2 Tim. 2, 3). — **M**andatum etc. (Joh. 13, 34). — **N**olite etc. (Röm. 12, 2). Dies war die Zelle des Sacristans, aus der auch eine Thür nach der Kirche führte, über welcher ebenfalls eine mit **N** anfangende Sentenz stand. — **O**mnes etc. (2 Cor. 5, 10) an der Zelle des Schaffners. — **P**atientes etc. (Jac. 5, 7) an der Zelle des Subpriors, mit einer zweiten Thür ins Refectorium, über welcher stand: **P**raeparate (1 Sam. 7, 3). Die Eingangsthür zur Zelle des Priors war mit einem ✝ bezeichnet; darunter stand der Spruch Luc. 14, 27, und an der Thür ins Refectorium der verwandte Spruch Matth. 16, 24. [1]) — In der berühmten Karthause Mariaparadeis bei Danzig gehört ausser der unbedeutenden Kirche die charakteristische Anlage der in isolirter Folge belegenen Zellen erst der jüngsten Zeit an.

Wie die Karthäuser das Anachoreten-Leben mit dem klösterlichen zu vereinigen suchten, so verwirklichten die geistlichen Ritterorden die Vereinigung des kriegerischen mit dem Mönchsleben, und in baulicher Beziehung sind besonders die Schlösser des deutschen Ritterordens in Preussen[2]) bemerkenswerth. Der Typus des preussischen Ordensschlosses, wie sich derselbe seit der Mitte des XIV. Jahrh. festgestellt hatte, erscheint als ein von Gräben umzogener quadratischer Bau mit Eckthürmen und einem bis zur Zinnenkrönung des Gebäudes aufsteigenden Hauptportal, durch welches man in den, die Mitte einnehmenden gleichfalls quadratischen Hof tritt. Den letzteren umgiebt, wie in den Klöstern, ein sich gegen den Hof öffnender Kreuzgang, der aber, da die Haupträume des Schlosses niemals zu ebener Erde liegen, nothwendig zwei Geschosse über einander erhalten musste. Zu diesen Haupträumen gehörte zunächst die stets orientirte und mit dem östlichen Ende nach aussen liegende Schlosskapelle, der Convents-Remter genannte Capitelsaal und das Refectorium, welches Speise-Remter hiess. Das Erdgeschoss, unter dem sich in mehreren Etagen über einander mächtige Keller erstreckten, enthielt lediglich die zur Oekonomie erforderlichen

---

Anwendung von Matth. 28, 16 den Weg von der Zionskirche zu Jerusalem bis auf den Oelberg Galilaea, und vermöge Uebertragung konnten auch die den Processionen als Nachbildung jenes Weges dienenden Säulengänge bei den Kirchen mit diesem Namen bezeichnet werden.

1) Vergl. XVI. Neujahrs-Blatt für Basels Jugend. 1838. Beilage S. 2 ff.

2) Vergl. v. Quast, Denkm. der Baukunst in Preussen 1, 8 u. Bl. II—V.

Räumlichkeiten. Völlig übereinstimmend waren auch die Schlösser der Landes-Bischöfe und Domcapitel eingerichtet. Unter den Ordensschlössern, mit denen das ganze Land bedeckt war, zeichnet sich vorzugsweise aus das ehemalige Haupthaus zu Marienburg, das sich als Sitz des Hochmeisters durch grössere Ausdehnung und Pracht von den übrigen unterscheidet.

Mit den Ordenshäusern der Deutschherren und Johanniter, welche Ritterorden ja ursprünglich aus einfachen Hospitälern in Jerusalem hervorgegangen waren, so wie von Anfang an mit allen Klöstern und mit allen geistlichen Verbrüderungen, die nach Art der Mönche ein gemeinsames Leben in einem und demselben Gebäude führten, war stets eine besondere Abtheilung verbunden zur Aufnahme erkrankter Brüder und Angehörigen, so wie vor der Pforte eine Herberge für fremde Pilger. Seit etwa der Mitte des XII. Jahrh. scheinen indess diese klösterlichen Pflegeanstalten (*hospitalia, firmariae*) bei Zunahme der Bedürfnisse und bei der sich in Folge der Kreuzzüge nothwendig machenden strengeren Gesundheitspolizei nicht mehr ausgereicht und zur Gründung von besonderen Krankenhäusern geführt zu haben, die sich namentlich seit dem Anfange des XIII. Jahrh. durch die 1198 von Papst Innocenz III. bestätigten Brüder vom heiligen Geiste und unter Betheiligung der Magisträte schnell über die Städte Deutschlands verbreiteten. [1] In archäologisch-baulicher Beziehung ist über diese Hospitäler des heil. Geistes als gemeinsame Eigenthümlichkeit derselben zu bemerken die Anlage am Eingange der Stadt und am fliessenden Wasser, sowie die enge Verbindung des Krankensaales selbst mit einer Kapelle: ersteres aus Gesundheitsrücksichten, letzteres zur besseren geistlichen Pflege der Kranken. So wurde schon vielleicht die älteste Anstalt dieser Art in Deutschland, das Hospital Joh. des Ev. in Hildesheim (gegr. 1155) [2] auf einem freien, rings vom Wasser der Innerste umspülten Platze angelegt, und ebenso die Heil.Geist-Hospitäler zu Rom (als Mutterhaus) an der Tiber, zu Mainz am Rhein, zu Ulm an der Donau, zu Wetzlar an der Lahn, zu Frankfurt am Main, zu Berlin an der Spree, zu Nürnberg sogar über einem mit grossen Bögen überwölbten Arm der Pegnitz. Die unmittelbare Verbindung der Krankenhalle mit der vor derselben belegenen Kapelle ist bei den Hospitälern zu Frankfurt und Lübeck nachgewiesen. — Das grossartige Nicolaus-Hospital dagegen, welches der Cardinal Nicolaus von Cusa 1450 zu Cues a. d. Mosel für 33 Arme (nach der Zahl der Lebensjahre Christi) mit einem Aufwande von mehr als 10,000 Goldgulden gründete, folgt dem Typus der klösterlichen Clausuren: den offnen Hof in der Mitte umzieht ein Kreuzgang, an den die Wohnräume der Hospitaliten und drei Pfeilersäle grenzen, und die Kirche liegt südöstlich am östlichen Flügel. In dem Stiftungsbriefe ist die Bezeichnung der einzelnen Zellen mit den Buchstaben

Fig. 38. Hospital zu Lübeck (nach Verdier).

1) Vergl. Böhmer, F., im Archiv für Frankfurts Gesch. u. Kunst 3, 75 ff.
2) Kratz, J. Mich., der Dom zu Hildesheim 2, 150 f.

des Alphabets vorgeschrieben. [1]) — Eine besondere Gattung der Hospitäler sind die schon vor den Kreuzzügen in Verbindung mit den Klöstern (z. B. in St. Gallen wohl bereits um 750) [2]) vorkommenden Häuser für Aussätzige. Bei Wasserburg hat sich das Leprosenhaus St. Achaz sammt der dazu gehörigen Kirche erhalten, und auf einer Tafel an der Aussenseite stehen die Gesetze des Hauses. [3]) — Auch mit Brücken wurden zuweilen Hospize für Reisende verbunden, und Kapellen auf Ausbauten der Brückenpfeiler errichtet, in welchen Schiffer und Wanderer, Kaufleute und Pilger ihre Dankopfer für das Geleite Gottes und ihre Gaben zur Instandhaltung der Brücken, welche wie die Hospize für Wohlthätigkeitsanstalten galten, darbringen konnten. So gründete Bischof Konrad III. von Regensburg 1226 am Ende der dortigen Donaubrücke zu Stadtamhof ein zur Brücke gehöriges Hospital nebst Kapelle [4]), und auch auf der Neckarbrücke zu Esslingen, sowie auf der Dresdener Elbbrücke war früher eine (hier dem heil. Alexius gewidmete) Kapelle auf einem verstärkten Pfeiler. Solche Kapellen waren der Ursprung der später auf den Brücken errichteten Bildstöcke und Heiligenstatuen.

B. Innere Einrichtung und Ausschmückung der Kirchen.

Augusti, J. Chr. W., die gottesdienstl. Sachen der alten Christen (Bd. 12. der Denkwürdigkeiten) 1831.

Abbildungen von kirchlichen Mobilien aller Art in: Schmidt, Chr. W., Kirchenmeubles und Utensilien aus dem M. A. und der Renaissance in den Diöcesen Cöln, Trier und Münster. 1851 etc. — Höfling u. Merkel, die Künste des M. A. 2 Bde. Berlin. Ed. Reymann 1857—1861. — Vergl. auch Becker, C., u. Hefner-Alteneck, J. v., Kunstwerke u. Geräthschaften des M. A. u. der Renaissance. 36 Lief. in 3 Bdn. 1847 etc. (Neue Ausgabe 1859.) — Weerth, E. aus'm, Kunstdenkmäler des christl. M. A. in den Rheinlanden. I. Abtheilung: Bildnerei. Bd. 1. 2. 1857. 1860.

a. Altäre und Altarschmuck.

Thiers, J.-B., les principaux autels des églises. Paris 1688. — Voigt, Gthld., Thysiasteriologia, sive de altaribus veterum Christianorum. Hamb. 1709. — Heideloff, C., der christliche Altar, archäolog. und artist. dargestellt. 1838. — Laib, Fr., und Schwarz, Fr. Jos., Studien über die Gesch. des christl. Altars. 1857. — Kunsthistorisches üb. Altarbau, Landshuter Ztg. 1859. No. 236. — Kreuser, J., Skizze üb. den Altar u. seine Gesch., im Organ für christl. Kunst 1861. No. 16 ff. — Vgl. Sacken, Ed. v., der Flügelaltar zu St. Wolfgang in Ober-Oesterreich (die Einleitung über die Geschichte des christl. Altars) in: Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von Dr. G. Heider etc. 1, 125—129, und die über den

---

1) Schmidt, Chr. W., Baudenkm. in Trier. Lief. III.
2) Keller, Ferd., Bauriss des Klosters St. Gallen. S. 8.
3) Anzeiger des German. Museums (1860) 7, 231.
4) Schramm, C. Chr., Schauplatz der Brücken (Leipzig 1735). S. 173.

christlichen Altar in Didron, Annales archéologiques 4, 238. 285 und 8, 181 enthaltenen Abhandlungen von Didron, Texier und Bd. 11. Lief. 1 von Ramé, auch Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné de l'Architecture Française 2, 15—56.

31. Der Altar (*altare*), welcher in der alten Kirche frei vor der Apsis stand, trat im Mittelalter in die Chornische zurück und erhielt zur Unterscheidung von den schon im V. Jahrhundert erwähnten, im Laufe der Zeiten mit der allgemeinen Einführung der Privatmessen immer häufiger werdenden Seitenaltären (Votiv- oder Messaltären, *altaria minora*), die besonderen Heiligen von einzelnen Personen, Familien und ganzen Corporationen gewidmet wurden, den Namen Hochaltar, Fronaltar (*altare majus, summum altare, altare principale*).

Der Name Altar (*ara*, *θυσιαστήριον*) bezeichnet die Opferstätte, wo das Opfer des neuen Testamentes und die Gebete dargebracht werden. Eusebius (de vita Const. 4, 45) erwähnt, dass die zur Einweihung der Kirche des heil. Grabes nach Jerusalem entbotenen Bischöfe theils gepredigt und die Schrift ausgelegt, theils aber die Gottheit mit unblutigen Opfern und mit Gebeten versöhnt hätten (*θυσίαις ἀναίμοις καὶ μυστικαῖς ἱερουργίαις τὸ θεῖον ἱλάσκοντο*), und Paulinus von Nola (ep. 11. ad Severum) nennt diese Kirche reich an goldenen Altären. Schon die karolingischen Capitularien (capit. Carol. M. anno 805 c. 6, bei Hartzheim, Conc. Germ. 1, 388) untersagten zwar die übergrosse Anzahl, und das Mainzer Provinzial-Concil von 1261 (ibid. 3, 599) verordnete sogar die Hinwegnahme der überflüssigen Altäre aus den Pfarrkirchen, für welche höchstens drei zu gestatten seien [1]), allein dergleichen Verbote drangen nicht durch: auf dem Baurisse von St. Gallen (s. oben S. 43) sind in der Klosterkirche 17 Altäre angegeben, und zu Ende des M. A. hatten der Dom zu Magdeburg 48, die Marienkirchen zu Danzig 46, zu Stralsund 44, zu Frankfurt a. d. O. 36, die Cisterzienserkirche in Ebersbach 35, der Dom zu Meissen 32, die Frauenkirche zu München und die Nicolaikirche zu Jüterbog 30, St. Victor zu Xanten 24, die Stiftskirche zu Quedlinburg 22 Altäre, und die städtischen Pfarrkirchen wetteiferten also in dieser Beziehung mit den Kathedralen und Stiftskirchen. — Der Hochaltar steht regelmässig frei in der Apsis (oder, wenn die Kirche rechteckig schliesst, am östlichen Ende des hohen Chores), die an den Wänden und Pfeilern der Kirche errichteten Seitenaltäre dagegen sind gewöhnlich an einer Seite mit dem Mauerwerke verbunden. Auf dem Plane von St. Gallen sind die Nebenaltäre von Schranken umzogen und lehnen sich mit der Rückseite gegen die östliche Schranke. — Die Front der Altäre (*aspectus*) ist möglichst nach Westen gewendet [2]), mit Ausnahme des nach Osten schauenden in den Westchören (s. oben S. 44), wobei es jedoch zweifelhaft bleibt, welche Stellung hier der Liturg einnahm (s. oben S. 11). Diejenige Seite des Altars, welche rechts von dem auf dem Altare

1) Vergl. Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche. S. 67.
2) Vergl. Treiber, J. F., de situ altarium versus Orientem. Jen. 1668.

stehenden Crucifixe ist (also gewöhnlich die nördliche), heisst die Evangelien-, die linke (südliche) die Epistelseite (*cornu evangelii*, *cornu epistolae*), weil nördlich das Evangelium, südlich die Epistel verlesen wird. Die Evangelienseite heisst auch die Brotseite, und die Epistelseite die Kelchseite, weil links vom Priester das Brot, rechts der Kelch aufgestellt wurde. [1]) — Der Hochaltar steht um mehrere Stufen erhöht; bei den Seitenaltären genügt schon eine Stufe. — Jeder Altar ist einem oder mehreren Heiligen gewidmet, der Hochaltar stets dem Titelheiligen der Kirche, und nach Festsetzung eines Trierschen Provinzial-Concils von 1310 (Hartzheim a. a. O. 4, 142) soll in jeder Kirche vor oder hinter oder über dem Altare durch ein Bild oder eine Inschrift deutlich bezeichnet sein, zu Ehren welches Heiligen der Altar errichtet ist [2]); es finden sich daher auf den Altären in der Regel die Bilder derjenigen Heiligen, denen der betreffende Altar gewidmet ist.

Einen ausgezeichneten Rang unter den Nebenaltären nimmt der in den meisten grösseren Kirchen unter dem Scheidbogen zwischen Chor und Schiff errichtete Altar ein, welcher regelmässig dem heil. Kreuze gewidmet und in Stifts- und Klosterkirchen für die Laiengemeinde bestimmt ist (*altare s. crucis*, *altare laicorum*). Auf dem Baurisse von St. Gallen ist ein Altar »*s. salvatoris ad crucem*« und darüber ein grosses Kreuz »*crux pia, vita, salus miserique redemptio mundi*« mitten im Schiffe angegeben. Ueber dem Kreuzaltare war es Sitte, auf einem durch die Kirche gezogenen Querbalken, oder frei aufgerichtet, auch in Ketten hangend (in der Klosterkirche zu Wechselburg [XIII. Jahrh.], im Dome zu Halberstadt, in der Klosterkirche in Berlin, Johanneskirche zu Danzig), ein colossales, aus Holz geschnitztes Crucifix, das Triumphkreuz, *crux triumphalis* (weil unter dem Triumphbogen aufgestellt; vgl. oben S. 39) mit den Statuen der Maria und des Johannes zu den Seiten, im XVI. Jahrhundert zuweilen eine freistehende und deshalb auf beiden Seiten bemalte, die Kreuzigung und die darauf folgenden Scenen darstellende Tafel (im Dome zu Merseburg früher; jetzt über der südlichen Brüstungswand des Chores aufgestellt) anzubringen. In manchen Gegenden hat man in neuerer Zeit auch in katholischen Kirchen die Triumphkreuze fast überall mit besonderem Eifer beseitigt, doch finden sich noch viele, zuweilen sehr alte, sicher bis ins XII. u. XIII. Jahrh. hinaufreichende,

---

1) Thietmari Chronicon l. 6, rec. Wagner p. 251. Die Gründe für diese alte Sitte bei Gobelinus Persona p. 259. Nähere Auskunft geben auch die Verse Hildeberts von Tours († 1143):

Illa sacramenta modo vario ponuntur in ara.
Oblati panis dextra tenet calicem,
In cruce pendentis quoniam latus omnipotentis
Dextrum sanguineam vulnere fudit aquam.
— — — — — — — — — — —
Non reprehendendum si panis in anteriori
Parte locatur, habens posterius calicem.
Illius ordo prior tenet intuitum rationis,
Posteriorque favet usibus ecclesiae.

Vergl. Binterim, Denkwürdigkeiten etc. IV. 3, 388.

2) Jakob a. a. O. S. 69.

in den Vorhallen oder sonstigen Nebenräumen umherstehend: z. B. eine ganze Sammlung in einer dunklen Kammer im Thurme der Marienkirche zu Berlin. [1])

32. Die einfachste, seit dem VI. Jahrhundert gesetzlich gewordene Gestalt des Altars ist die eines sarkophagförmigen steinernen Tisches (*mensa*) [2]), der mit einer gewöhnlich aus Einem Steine gehauenen Platte bedeckt ist. In der Altarplatte, oder vorn unter derselben, befindet sich eine länglich viereckige, mit einem Steine (*sigillum*), gewöhnlich mit einer Marmortafel, verschlossene Vertiefung (Reliquiengruft, *sepulchrum*) zur Aufnahme eines bleiernen Kästchens (*capsa*) mit der Weihungsurkunde und den Reliquien, die, wenn auch noch so klein, nicht fehlen durften, da jeder Altar, im Anschlusse an die altchristliche Abendmahlsfeier über den Gräbern der Märtyrer, das Grab eines Heiligen vorstellt. In der griechischen Kirche ist der Altar ein auf Säulen ruhender Tisch, welche Form im Abendlande nur selten vorkommt.

Ein sehr alter Altar befindet sich in der Stephanskapelle (dem sog. alten Dom) des Domkreuzganges zu Regensburg [3]): ein aus einem Blocke gehauenes vierseitiges Prisma von 6 F. 8 Z. Länge, 4 F. 3½ Z. Breite und 3 F. 4½ Z. rhl. Höhe, innerlich ausgehöhlt und an den Seiten mit einer Reihe fensterähnlicher Oeffnungen versehen; man konnte also in dergleichen Altäre hinein und die darin befindlichen Reliquien sehen. Auch in der ehemaligen Klosterkirche von Petershausen war der alte Altar hohl und aus fünf Steinplatten zusammengesetzt [4]): sonst pflegen die mittelalterlichen Altäre massiv aufgemauert, und zuweilen am unteren Theile, hinten oder auf einer Seite, nur mit einem Schranke für Utensilien etc. versehen zu sein. Die meisten Altäre sind zwar ganz schmucklos und höchstens oben mit gegliedertem Simswerke versehen, doch finden sich auch solche, deren Vorderseite (oft in der Weise antiker Sarkophage) mit Bogenstellungen und Sculpturen verziert ist, z. B. der äusserst geschmackvoll mit Säulen, Blattgesimsen und Vierpass-ähnlichen Füllungen geschmückte spät-romanische Altar in der Michaeliskapelle (im Thurm) der kathol. Kirche zu

---

1) Die Abbild. eines, wenn auch nicht aus dem XI., doch mindestens aus dem XIII. Jahrh. stammenden Triumphkreuzes in der Stiftsk. zu Inichen in Tirol, s. Mittheil. d. k. k. Central-Commission etc. (1858) 3, 237.

2) Der Abendmahlstisch der alten Christen war aus Holz; die Donatisten zerstörten die Altäre und verbrannten sie (Optat. Milev. de schismat. Donat. l. 6). Ein steinerner Altar (*τὸ θυσιαστήριον .... λίθος ἐστί*) wird von Gregor von Nyssa erwähnt (Opp. 3, 369) und vom Conc. Epaon. anno 517 c. 26 (Altaria nisi chrismatis lapidea unctione non sacrentur) geboten. — Vergl. Rheinwald, Archäol. S. 136 f.

3) Schuegraf, Dom zu Regensburg Thl. 1, Taf. 1; vergl. Otte, Gesch. der deutschen Baukunst S. 235.

4) Chron. Petershus. in Mone, Quellensamml. der bad. Landesgesch. 1, 161 a; vergl. Wackernagel, W., in den Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterthümer in Basel VII. S. 3.

Heilbronn. [1]) Gleicher Zeit etwa scheint der Altar in der Westkrypta des Neumünsters zu Würzburg anzugehören; er ist ebenfalls mit Säulen umstellt, zwischen denen die Felder mit Malereien geschmückt sind, und durch Gitter kann man in das hohle Innere sehen, wo ein Sarg die Reliquien des heil. Kilian einschliesst. Ein sehr eigenthümliches Werk ist der im Museum des Grossen Gartens zu Dresden befindliche, aus der dortigen Bartholomäikirche herrührende gothische Altar mit einer statuarischen Darstellung des heiligen Grabes in dem vorn ganz offenen, hinten und auf den Seiten fensterartig durchbrochenen Innern. [2])

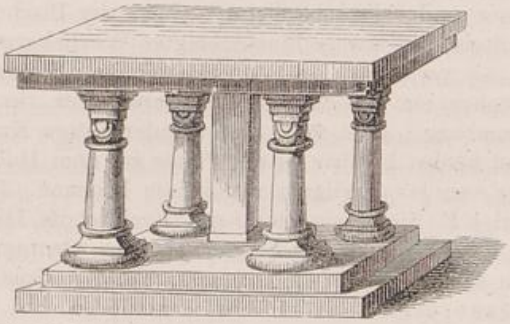


Fig. 39. Mensa in der Allerheiligenkapelle zu Regensburg.

Auf Säulen ruhende Altartische in der Weise der morgenländischen Kirche gehören, wo sie in Deutschland vorkommen, dem XI. und XII. Jahrh. an, und haben sich erhalten in den Krypten zu Limburg a.d.H. (nur in Bruchstücken), von St. Gereon zu Cöln und zu Gurk (woselbst zwei dergleichen), ausserdem in der Kirche zu Sindelfingen bei Stuttgart, in der Allerheiligenkapelle zu Regensburg, sowie im Dom zu Braunschweig. Letzterer, von Heinrich dem Löwen der heil. Maria gewidmet und ursprünglich in der Mitte des hohen Chores aufgestellt, ist unter den Mensen dieser Gattung der ausgezeichnetste: die Platte (4 F. 9½ Z. lang, 2 F. 4¾ Z. breit und 4 Z. rhl. dick) aus dunkelem Muschelmarmor ruht auf fünf hohlen, ehemals mit Reliquien gefüllten Bronzesäulen, deren Capitäle mit schön stilisirten Adlern geschmückt sind. In dem Capitäle der Mittelsäule befindet sich in einem bleiernen Gefässe die Dedicationsurkunde Bischofs Adelog von Hildesheim vom J. 1188. [3]) — Der sog.

1) Mauch, Einladungsschr. der polytechn. Schule in Stuttgart 1849 S. 18 Taf. 2; auch bei Laib und Schwarz, Studien etc. Taf. III. 8.

2) Bösigk, Fz. L., Führer durch das Museum im Palais des grossen Gartens. 1856, die Tafel zu S. 44.

3) Schiller, die mittelalterl. Architectur Braunschweigs S. 22; vergl. Görres, F., Beschreib. vom St. Blasius Dom zu Braunschw. 3. Aufl. S. 30. — Bei Jac. Goar, *Εὐχολόγιον* s. rituale Graecorum p. 614 findet sich die Vorschrift, dass die Errichtungsurkunde des Altars in die hohlen Säulen gelegt werden soll, welche die Platte tragen (Vgl. Laib und Schwarz, Studien etc. S. 17). — Heinrich der Löwe erbaute den Dom zu Braunschweig nach seiner Rückkehr von dem heil. Grabe, woher er viele Kostbarkeiten und Reliquien mitgebracht hatte; es ist nicht unwahrscheinlich, dass dem Marienaltar ein orientalisches Vorbild zu Grunde lag.

Crodo-Altar in der Vorhalle des ehemaligen Doms zu Goslar, ein Gusswerk aus Bronze, welches aus einem von vier knieenden Figuren getragenen, in einem Stücke gegossenen rechteckigen Kasten (3 F. 2 Z. lang, 2 F. 4 Z. breit, 2 F. 5½ Z. hoch; mit den Trägern 3 F. 9½ Z. hoch) besteht, hatte vermuthlich ursprünglich eine andere Bestimmung, ist jedoch, wie die mit den fünf Weihekreuzen versehene, den Deckel bildende Platte aus weissem Marmor und die unter derselben befestigte Capsa beweist, als Altar im kirchlichen Gebrauche gewesen. [1])

In jeder Altarplatte sind fünf kleine Kreuze (⁜) eingehauen, vier auf den Ecken und eines in der Mitte, in denen, nachdem sie zuvor mit Weihwasser und Salböl bezeichnet sind, der Bischof bei der Weihe des Altars mittelst kreuzweis hineingelegter Wachskerzenfäden 5 Weihrauchkörner (∴) verbrennt. — Altarplatten aus Sandstein, Kalkstein, Marmor, Porphyr etc., auch aus Glimmerschiefer (in der Krypta des Doms zu Naumburg), dem man eine wunderthätige Kraft beimaass. — Prachtvoll und höchst kostbar ist die Platte auf dem Hochaltar des Doms zu Magdeburg von jaspisartigem röthlichem Marmor, 14 F. lang, 6 F. 3 Z. breit und 1 F. dick, ein Geschenk Erzbischofs Dietrich († 1367). Das Gewicht derselben wird auf mehr als 118 Centner geschätzt, und der Werth in älteren Schriften auf zwei Tonnen Goldes angegeben. [2])

Die Grösse der Altäre ist sehr verschieden und richtet sich nach dem zu Gebote stehenden Raume. Das Trierer Concil von 1227 (Hartzheim, Conc. Germ. 3, 529) weist die Priester an nicht so kleine Altäre zuzulassen, an denen sie nur mit Furcht celebriren könnten. [3]) Der oben beschriebene Hochaltar des Magdeburger Doms gehört zu den grössesten, die überhaupt vorkommen, zu den kleinsten ohne Zweifel eine in der Klosterkirche zu Zinna an der Rückseite des Hochaltars angebrachte (also nach Westen gerichtete) romanische Steinconsole von 11¼×9½ Z. mit dem (ausgeleerten) 2½×2¼ Z. grossen Sepulchrum in der Mitte.

Anmerkung. Die völlige Schmucklosigkeit der meisten Altäre deutet auf die uralte Sitte dieselben an ihren Seitenwänden und besonders an der Vorderseite zu bekleiden (*vestire*), und man bediente sich dazu der mit bildlichen Darstellungen geschmückten Vorsetztafeln (*antipendia, frontalia*) aus edlen Metallen, aus Stein oder aus Holz, am häufigsten jedoch gestickter, auch bemalter Teppiche, die indess wohl nicht immer auf Rahmen ausgespannt wurden, sondern wahrscheinlich meist in freier Faltung herabhingen. — Goldene und silberne Antipendien sind grösstentheils unter den Stürmen der Zeit zu Grunde gegangen. Im Schatze des Münsters zu Aachen befinden sich angeheftet an den Gewänden des Schatzschrankes siebzehn getriebene Goldplatten, welche spätestens aus der Zeit der Ottonen herrühren und ehemals ein Antipendium des Hochaltars bildeten. [4]) Die goldene und silberne Vorsetztafel aus dem X. Jahrh., womit die Vorder- und die Hinter-

1) Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgesch. III. Abth. 1. Lief. S. 9 u. Taf. VII.

2) Koch, der Dom zu Magdeburg S. 92.

3) Vergl. Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche S. 67.

4) Weerth, E. aus'm, Kunstdenkm. des christl. M. A. in den Rheinlanden. I. Abth. Bildnerei. Bd. II. Taf. XXXIV. 1.

seite des Hochaltars im Kloster Petershausen geschmückt war, hat wiederholtes Geldbedürfniss des Klosters nicht einmal das XII. Jahrh. überdauern lassen. [1]) Der mit Edelsteinen besetzte goldene Altar, den K. Heinrich II. dem Dome zu Merseburg geschenkt hatte, wurde im J. 1547 eine Beute des Kriegsvolks. [2]) Dagegen hat sich das goldene Antipendium erhalten, das derselbe Kaiser in das Münster zu Basel gestiftet hatte, wo es erst in neuer Zeit unter den Hammer kam und sich jetzt im Hôtel-Cluny zu Paris befindet, während in Basel (im Besitze der Gesellsch. für vaterländ. Alterthümer) nur ein Gypsabguss zurückgeblieben ist. Es besteht aus einer etwa 3 Zoll starken Tafel aus Cedernholz von 5 F. $3\frac{1}{8}$ × 3 F. $9\frac{3}{8}$ Z. rhl., die mit Goldblech (von mehr als 400 Loth an Gewicht) in getriebener Arbeit überzogen ist, und diente bloss an sieben jährlichen Festen zum Schmucke des Altars, indem es (wie auch das silberne Antipendium zu Petershausen [3])) für gewöhnlich wahrscheinlich verhüllt gehalten wurde. [4]) An Ort und Stelle erhalten ist die mit Figuren und Emailstreifen verzierte, aus dem XII. oder XIII. Jahrh. stammende goldene Altartafel in der Klosterkirche von Comburg in Schwaben [5]), und ein etwa gleich altes, aber später verändertes Antipendium aus vergoldetem und emaillirtem Kupfer ist an die ehemalige Rathhauskapelle zu Cöln aus St. Ursula daselbst übergegangen. [6]) — Eine Vorsetztafel aus rothem Sandstein mit sechs Apostelfiguren, für eine Nebenseite eines Altars bestimmt gewesen und aus dem XI. Jahrh. herrührend, befindet sich im südlichen Seitenschiffe des Münsters zu Basel. [7]) — Ein auf Holz gemaltes Antipendium ist aus dem Walpurgiskloster zu Soest in das Provinzial-Museum zu Münster gekommen [8]), ein anderes hat sich am Altar der Kirche zu Lüne bei Lüneburg erhalten [9]): beide aus dem XIII. Jahrhundert. — Gestickte Altarbehänge im Nonnenkloster Göss in Steiermark (XIII. Jahrh.) [10]), im Domschatze zu Salzburg (XIV. Jahrh.) [11]), in der Wiesenkirche zu Soest, in der Lambertikirche zu Münster, in St. Mauritz daselbst, im Museum des Grossen Gartens zu Dresden (aus der Stadtkirche zu Pirna, XIV. Jahrh.) [12]), in der k. k. Schatzkammer zu Wien (XV. Jahrh.); andere im Dome zu Halberstadt, in der Marienkirche zu Danzig etc., im erzbischöfl. Museum zu Cöln etc.; auf Leinwand gemalte Altarbekleidungen

---

1) Chron. Petershus. in Mone, Quellensammlung etc. 1, 123 a. 156 b. 167.

2) Thietmari Chronicon, rec. Wagner p. 255.

3) Chron. Petershus. a. a. O. S. 156 b. »*nonnisi in maximis festivitatibus aperiebatur*«.

4) Wackernagel, W., die goldene Altartafel von Basel. (Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterth. in Basel VII.) 1857; vergl. Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 2, 83.

5) Boisserée Denkmäler. Taf. 27.

6) Bock, Fz., das heilige Cöln. Taf. XVIII. 69. — Ueber andere Frontalien dieser Gattung, die später zu Superfrontalien umgearbeitet worden sind, s. unten S. 106 Nota 1.

7) Förster, E., Denkmale etc. Bd. II. Bildnerei. Taf. zu S. 25.

8) Didron, Annales archéol. 17. Taf. zu S. 180; de Caumont, Abécédaire etc. (4. éd.) 1, 244.

9) D. Kunstbl. 1850 S. 148.

10) Mittheil. der k. k. Centralcommission etc. 1858. 3, 92.

11) Ebd. 1862. 7, 29.

12) Bösigk, Führer durch das Museum etc. Taf. zu S. 42.

aus dem XVI. Jahrh. im Museum des Grossen Gartens zu Dresden. — Von solchen Behängen sind zu unterscheiden die liturgisch gebotenen, feinen weissen Leintücher (*pallae, mappae altaris*), mit denen die Altarplatte bedeckt wird: auch kommen grössere gestickte Teppiche (*stragula, palludamenta altaris,* Vespertücher) vor, welche zur besseren Conservirung des Weisszeuges nach dem Morgengottesdienste besonders an Festtagen über die Mensa gebreitet wurden. [1]) — Eine Altardecke in Weisszeug-Stickerei aus dem XIII. Jahrh. besitzt das Kloster zu Zehdenik, zwei andere aus dem XV. u. XVI. Jahrh. die Stiftskirche und die Jacobikirche zu Straubing. — Zur Vollendung der liturgischen Zurüstung des Altartisches gehört die Aufstellung eines Crucifixes, einiger Leuchter und des Messbuches: der Hochaltar des Doms zu Magdeburg sollte nie mit gemalten oder gehauenen Bildern besetzt werden, sondern nur mit dem Crucifixe, Evangelien- und Messbüchern in Prachtbänden und (zu Zeiten) mit Reliquienschreinen.[3])

33. Ueber den Altären wurde schon frühzeitig auf vier Säulen ruhend ein Baldachin (*ciborium* [4]), *tabernaculum*, *umbraculum*) angebracht, von dem in der Mitte das Gefäss mit dem Weihbrote, oft in Gestalt einer Taube, herabhing, und Vorhänge (*tetravela*) an den Seiten gestatteten dem Ministranten sich und das heilige Mysterium profanen Augen zu entziehen. Dergleichen Ciborien kommen, vielleicht des Andenkens an die alte Sitte halber, auch im Mittelalter hin und wieder als kapellenartige Ueberbaue über Seitenaltären vor; sonst war es üblich den Altartisch gegen herabfallenden Staub durch einen über demselben ausgespannten Teppich zu schützen.

Die mit Ciborien überdeckten Altäre aus dem Mittelalter, die bis jetzt in deutschen Kirchen nachgewiesen sind, lassen sich zwar in der Form auf die altchristlichen in Italien (S. Clemente und Giorgio in Ve-

---

1) Vgl. Bock, Fz., in den Mittheil. der k. k. Centralcommission etc. 1858. 3,92.

2) Bock, Fz., u. Jakob, G., die mittelalterl. Kunst in ihrer Anwend. zu liturg. Zwecken. Regensb. (1857) S. 4.

3) Nach gefälliger Mittheilung des Herrn Director Wiggert zu Magdeburg heisst es in dem »*Liber ritualis ecclesie Magd.*« vom Ende des XIII. Jahrh. (Pergament-Hs. vom Anfange des XV. Jahrh. in der Bibliothek des Domgymnasiums) p. 65: »*Sciendum quod in Magdeburgensi ecclesia super majus altare nullae imagines pictae vel sculptae poni consueverunt praeter solam passionem salvatoris; sed libri evangeliorum et sacramentarium ornati et reliquiae sanctorum poni solent: imagines enim sunt res umbratiles et veritatem rei quam repraesentant in se non habentes, sed evangelia doctrinam vitae et veritatem continent, non umbram et signam rei. Res enim significata dignior est honore, quam res signans. Passio vero Jesu Christi nobis necessaria est ad salutem et nulla adversa superare possumus absque adjutorio passionis; ideo semper ipsam ante oculos mentis et corporis habere debemus et praecipue in celebrationibus missarum, quod missa nihil aliud est, quam commemoratio dominicae passionis, et nullus sapiens crucem depictam vel sculptam sed Christum crucifixum adorat, crucem tantum venerando salutat.*«

4) Das griech. κιβώριον bezeichnet die Saamenkapsel einer ägyptischen Wasserpflanze; das offenbar verwandte κιβώτιον ist = *arca*, und dieses = *tabernaculum*. Vgl. Durand, Rationale l. I. c. 2. n. 10. — Durch Uebertragung wurde das von dem Baldachin herabhängende Speisegefäss selbst später ebenfalls *ciborium* genannt.

labro in Rom; s. bei Laib u. Schwarz, Studien etc. Taf. III. 1. u. XI. 4.) zurückführen; es bleibt jedoch sehr zweifelhaft, ob dieselben mit jenen charakteristischen Vorhängen und mit dem über dem Altartische

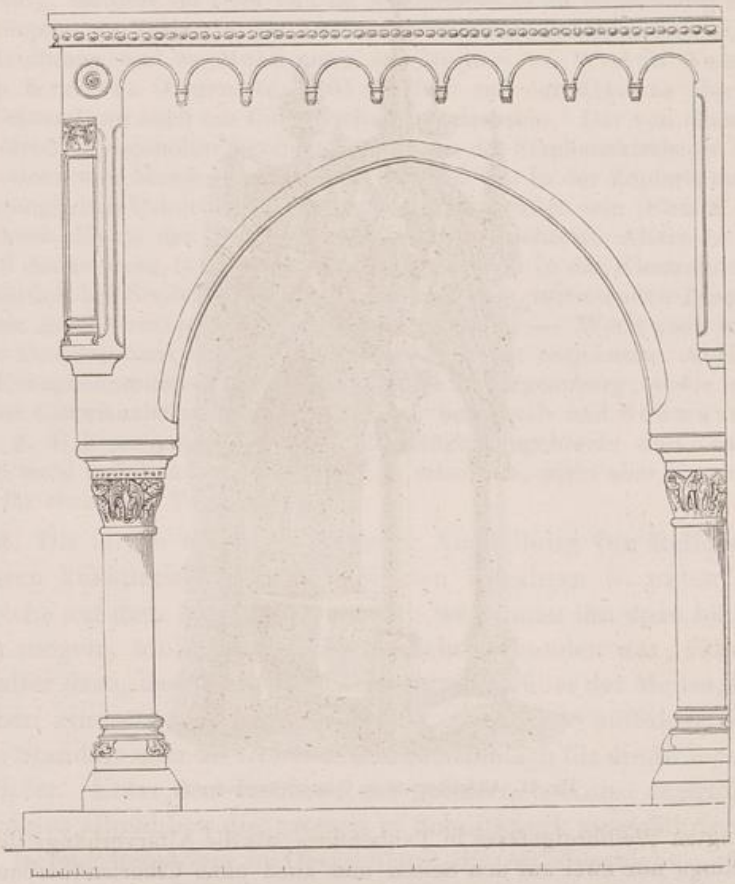


Fig. 40. Altarciborium in der Klosterkirche zu Hamersleben (nach v. Quast).

schwebenden Weihbrotgefässe jemals ausgestattet gewesen sind: sie haben vielmehr wesentlich das Gepräge von selbständigen Kapelleneinbauten und scheinen auch als solche gegolten zu haben. So wird der älteste bekannte, der Frühzeit des XIII. Jahrh. entstammende ciborienartige Altarüberbau in der Südostecke des südlichen Kreuzarmes in der Kirche des Augustiner Chorherrenklosters Hamersleben als »*Fünf-Wunden-Kapelle*« bezeichnet. Dessenungeachtet ist durch eine Stelle des sog. jüngeren Titurel [1]) und durch Abbildungen französischer Altäre (bei

1) »*Aller zierde wunder trugen die altare,*
Auf jeglichem besunder waren kefse, tafeln, bilder kostbare;
Ueber jeglichem stund ein ziborie
Gesimset über haubet viel mannichem himmelkind zu reicher glorie.

Laib und Schwarz a. a. O. Taf. VI. 4. VII. 6. 11. X. 3) erwiesen, dass sowohl das Ciborium mit dem über dem Altartische schwebend auf-

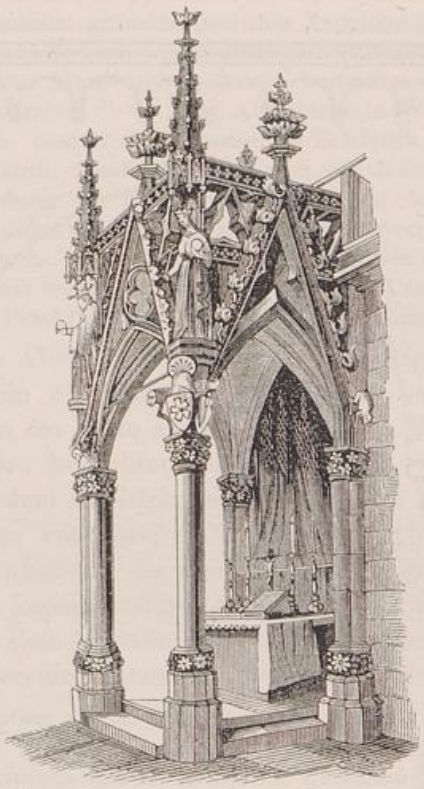


Fig. 41. Altarciborium im Dom zu Regensburg.

gehängten Weihbrotgefässe in Taubenform, als die Altarvorhänge (letztere allerdings nur zwei auf den Seiten und auch ohne Ciborienüberbau zwi-

---

Sammet der grüne gewebete, geschnitten über ringe
Ob jedem altar schwebete für den staub. Und swenne der priester singe
So ward ein seiden schnürlein da gezucket,
Ein taub einen engel brachte, der kam aus dem gewölb herabgepflucket.
Ein rad ihn wieder führte inmitten an der schnur
Mit fluge gen ihm rührte ein taub und nahm den engel, sam sie fuhr
Aus paradiese, geleich dem heren Geiste,
Der messe zu hohem werthe, daran Christen sälde liegt die meiste.«

Der jüngere Titurel 15—17. S. 341. — Die Phantasie des Dichters sieht hier ausser dem Ciborium nicht bloss Reliquienbehälter, Tafeln und Bilder, sondern auch den zur Abhaltung des Staubes über dem Altar ausgespannten Teppich (aus grünem Sammet), was sich in der That wechselseitig ausschliessen dürfte und nur beweist, dass der Dichter beides kannte, Ciborien- und Bilderaltäre. Die Ausspannung eines »*pannus lineus albus*« zum Schutze des Altars gegen herabfallende Unreinigkeiten schreibt die dem Gedichte gleichzeitige Synode zu Münster von 1279 (Hartzheim, Conc. Germ. 3, 646) vor. Vgl. Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche S. 68; Laib u. Schwarz, Studien etc. S. 58. — Ueber die »Taube« s. weiter unten § 46.

schen frei stehenden Säulen, also nicht der mystischen Verhüllung halber angebracht) noch bis in spätere Zeit des Mittelalters üblich waren. — Gothische Ciborienaltäre sind nachgewiesen in der Elisabethkirche zu Marburg, mehrere im Dom und im Niedermünster zu Regensburg und in St. Stephan zu Wien, in der Teinkirche zu Prag, zu Dinkelsbühl, zwei in Maulbronn und zu Mühlhausen am Neckar, zu Werl in Westfalen. Nach Kreuser (Organ etc. 1861 S. 210) soll der älteste Hochaltar im Cölner Dom auch ein Ciborienaltar gewesen sein. Der von demselben als letzter Ciborienaltar bezeichnete Altar in der Stephanskirche zu Mainz mit seinen vier Messingsäulen von 1509 soll erst in der Zopfzeit aus vier ursprünglichen Candelabern zusammengesetzt worden sein (Ebd. S. 240). — Auch die an der Westseite der Lettner errichteten Altäre (s. oben S. 39 Anmerkung 1) gehören, insofern sie (wie in der Klosterkirche zu Fredelsloh bei Eimbeck) unter der Wölbung des vortretenden Lesepultes stehen, gewissermaassen zu den Ciborienaltären. — Wenn nach unserer (dem Conversations-Lexicon für bildende Kunst entlehnten) Abbildung am Evangelienseiten-Altar aus dem Dome zu Regensburg, sowie an den beiden Ciborienaltären aus Mühlhausen (bei Laib und Schwarz Taf. XII. 3. 4) Eisenstangen zwischen den Bögen angebracht sind, hat man darin wohl lediglich Verankerungen zu erkennen, nicht aber Vorrichtungen für ehemalige Vorhänge.

34. Die immer beliebter werdende Aufstellung von Reliquien in kostbaren künstlerisch ausgeschmückten Behältern (s. unten § 38), für welche auf dem Altare selbst, auch wenn man ihn dazu hätte benutzen mögen, hinlänglicher Raum nicht vorhanden war, führte im Mittelalter dazu, dass man, statt des Ciboriums über der Mensa, hinter derselben eine etwas höhere Steinwand (*retabulum*) aufführte, als erhöhten Standort oder als Gehäuse und Schirmdach für die Reliquiarien und Bilder. Unter dem Einflusse der gothischen Kunst entwickelten sich hieraus allmählich die grossen in Schnitzwerk ausgeführten Aufsätze, welche besonders in Deutschland die oft überreiche und sich bis zur Decke der Kirche emporwipfelnde Umrahmung bilden für die Bilder- und Reliquienschreine: Bilderaltäre, Reliquienaltäre.

Der Zusammenhang der Altarrückwand mit der Aufstellung von Reliquiarien und Bildern scheint unleugbar [1]), doch kommt dabei auch in Betracht, dass die Errichtung eines Retabulums nur in dem Falle möglich war, wenn der Liturg vor dem Altare stand mit dem Gesicht gegen Osten, und nicht mehr, wie es die ältere, in den bischöflichen Kirchen wahrscheinlich am längsten bestehende Sitte war, hinter dem Altare, das Antlitz der Gemeinde zugekehrt: eine, zum Theil mit der Orientirung der Kirchen (s. oben S. 11 Anm. 1) zusammenhängende, noch nicht hinlänglich

1) Vgl. namentlich die Abbildungen französischer Altäre bei Laib u. Schwarz, Studien etc. Taf. VI. 2, 4, 10.

aufgehellte Frage. — Die Rückwand des Altars wurde in ähnlicher Weise, wie die Vorderseite der Mensa mit dem Frontale (s. oben S. 100 Anmerk.), mit einem beweglichen *Superfrontale* geschmückt, welches ebenfalls aus einer Metalltafel oder einem Teppiche bestand. Das älteste bekannte Superfrontale ist die berühmte *Pala d'oro* in S. Marco zu Venedig, eine mit getriebenen Darstellungen, Emails und Edelsteinen geschmückte Tafel aus vergoldetem Silber und feinem Golde von etwa 10 F. Länge und 7½ F. Höhe, welche im Jahre 976 in Byzanz verfertigt, 1105 erneuert und 1209 und 1345 hergestellt wurde. Ein ebenso kostbares und vielleicht ebenso altes Werk dieser Art besass in Deutschland die Michaeliskirche zu Lüneburg in der goldenen Tafel, welche anstatt des Bilderwerkes auf dem Altar stand und im XVII. Jahrh. gestohlen wurde. [1] Ein Retabulum, aus sehr dünnem vergoldetem und emaillirtem Kupfer getrieben und auf eine Holztafel gelegt, wurde in den letzten Kriegen in Coblenz von den Franzosen geraubt und befindet sich jetzt in St. Denis: es ist etwa 9 F. lang und ohne das in der Mitte angebrachte höher hinaufreichende Brustbild Christi 2 F. hoch. [2] — Den Maassen von 6¼ F. Länge und 2¼ F. Höhe zufolge dürfte auch die neuerlich über dem Epistelseiten-Altare der Wiesenkirche zu Soest hinter einem dem XIV. Jahrh. angehörigen Altarschreine entdeckte, ganz mit vergoldetem Pergamente überzogene bemalte Holztafel aus dem XIII. Jahrh. ursprünglich die Bestimmung eines Superfrontale gehabt haben: der obere Rand derselben erhebt sich in der Mitte in einem Flachbogen und auf beiden Seiten symmetrisch in je zwei Spitzen. [3] — Wahrscheinlich ist auch in einer etwa gleichzeitigen, aus der Gegend von Rosenhain in das National-Museum zu München gekommenen bemalten Tafel ein Superfrontale zu erkennen: dieselbe ist ungefähr 4—5 F. lang und 1 F. hoch und ladet am oberen Rande in ihrer Mitte ebenfalls in einem Halbrund aus. [4] — Das älteste bekannte, dem XII. Jahrh. entstammende unbewegliche Superfrontale befindet sich an dem die Mensa überragenden Theile der steinernen Rückwand des der Maria gewidmeten Altars in der Kirche St. Gervais zu Maestricht (s. den Holzschnitt): auch hier ist, wie in St. Denis, der mittlere, allein mit Bildwerk geschmückte Theil höher gehalten: die Seitenfelder enthielten wahrscheinlich Gemälde oder wurden mit Teppichen behängt. [5] — Als besonders lehrreich in Beziehung

1) Calvör, Csp., Saxonia inferior S. 436. Die hier auf 7 F. 9 Z. Länge und 3 F. 8 Z. Höhe angegebenen Maasse könnten darauf deuten, dass die Tafel ursprünlich ein Frontale gewesen und erst nachträglich als Superfrontale verwendet worden sei. — Gleiche Vermuthung hat man in Beziehung auf den sogen. Verduner Email-Altaraufsatz in Klosterneuburg ausgesprochen, welcher 1181 verfertigt wurde, aber erst 1320 seine jetzige Verwendung fand. Vgl. Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von G. Heider etc. 2, 117.

2) Viollet-le-Duc, Dictionnaire du Mobilier p. 233; vgl. Laib u. Schwarz, Studien etc. S. 53.

3) Vgl. Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 2, 283 u. Taf. 15 u. 16.

4) Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. (1861) 6, 114.

5) Reichensperger, A., Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchl. Kunst S. 136 u. Taf. VI nach einer Abhandlung von A. Schaepkens. — Der etwa gleichzeitige hohe Altarbau in der Kirche zu Wechselburg scheint ursprünglich ein Lettner gewesen zu sein und befindet sich nicht mehr an seiner ursprünglichen Stelle.

auf die ursprüngliche Bestimmung und Bedeutung der Rückwände erscheint der gleichfalls steinerne Bau von 1290, der sich, künstlerisch

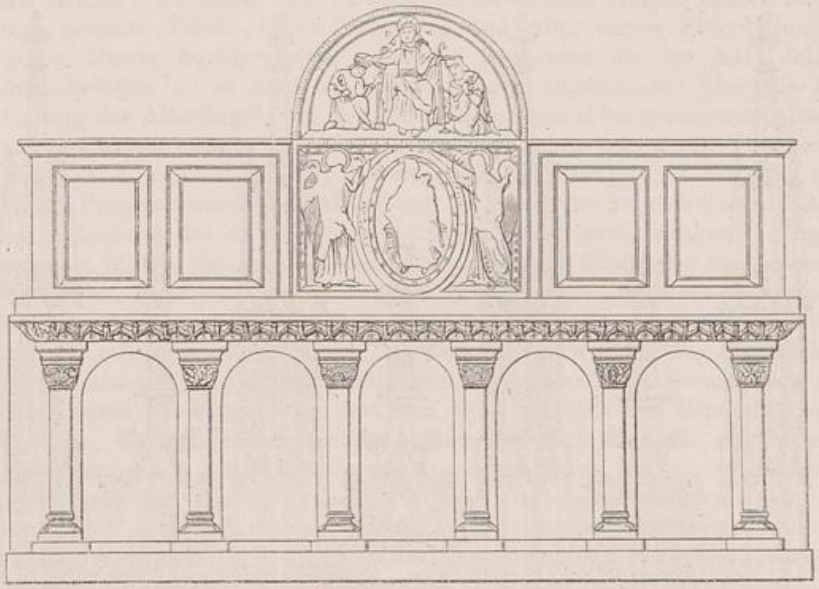


Fig. 42. Altar in St. Gervais zu Maestricht (nach Reichensperger).

ausgezeichnet, hinter dem Hochaltar der Elisabethkirche zu Marburg erhebt; s. umstehend Fig. 43. Das Motiv, wesentlich dasselbe zwar wie zu Maestricht, doch in der durch den gothischen Stil bedingten Ausbildung, erinnert an die Formen gothischer Reliquienbehälter: wie denn auch die Reliquien in einem Sarge befindlich sind, welcher nach dem Chorschlusse hin aus dem Altare hervorspringt und brückenartig auf diesem einerseits und einem freistehenden Pfeiler andererseits ruht. Die Nischen des Retabulums sollten Statuetten oder Reliquiarien aufnehmen, und das Ganze war auf gemustertem, rothem und blauem Grunde reich vergoldet. [1]) — Dieser steinerne Altarbau deutet schon auf die in dem Wesen des gothischen Stils begründete Tabernakelbildung der späteren, selten in Stein (wie z. B. die in drei Pyramiden endenden Altarbauten in der Stiftskirche St. Maria auf dem Berge bei Herford, in der Wiesenkirche zu Soest (aus dem XIV. Jahrh.) und in der Kirche zu Unna (aus der Spätzeit des XV. Jahrh.; auch in der Martinskirche zu Landshut von 1424 [2]) gewöhnlich in polychromatischem Schnitzwerk ausgeführten Altaraufsätze, deren

1) Ebd. S. 137 u. Taf. VII u. VIII. — Laib und Schwarz, Studien etc. geben Taf. X, 1 a. u. b. die Abbild. eines romanisirend-frühgothischen Altars aus der Firminiuskap. in St. Denis, an dessen wagerecht abschliessende steinerne Rückwand sich hinten ein vergittertes Gehäuse lehnt, in welchem man den Reliquiensarg und eine darüber hängende Lampe sieht.

2) Vgl. N. Münchener Zeitg. 1859 No. 52 ff.

mittlerer Hauptbestandtheil ein Schrein ist, welcher mit zwei Thürflügeln (Lider, *ostia*) geschlossen werden kann und nur an Festtagen

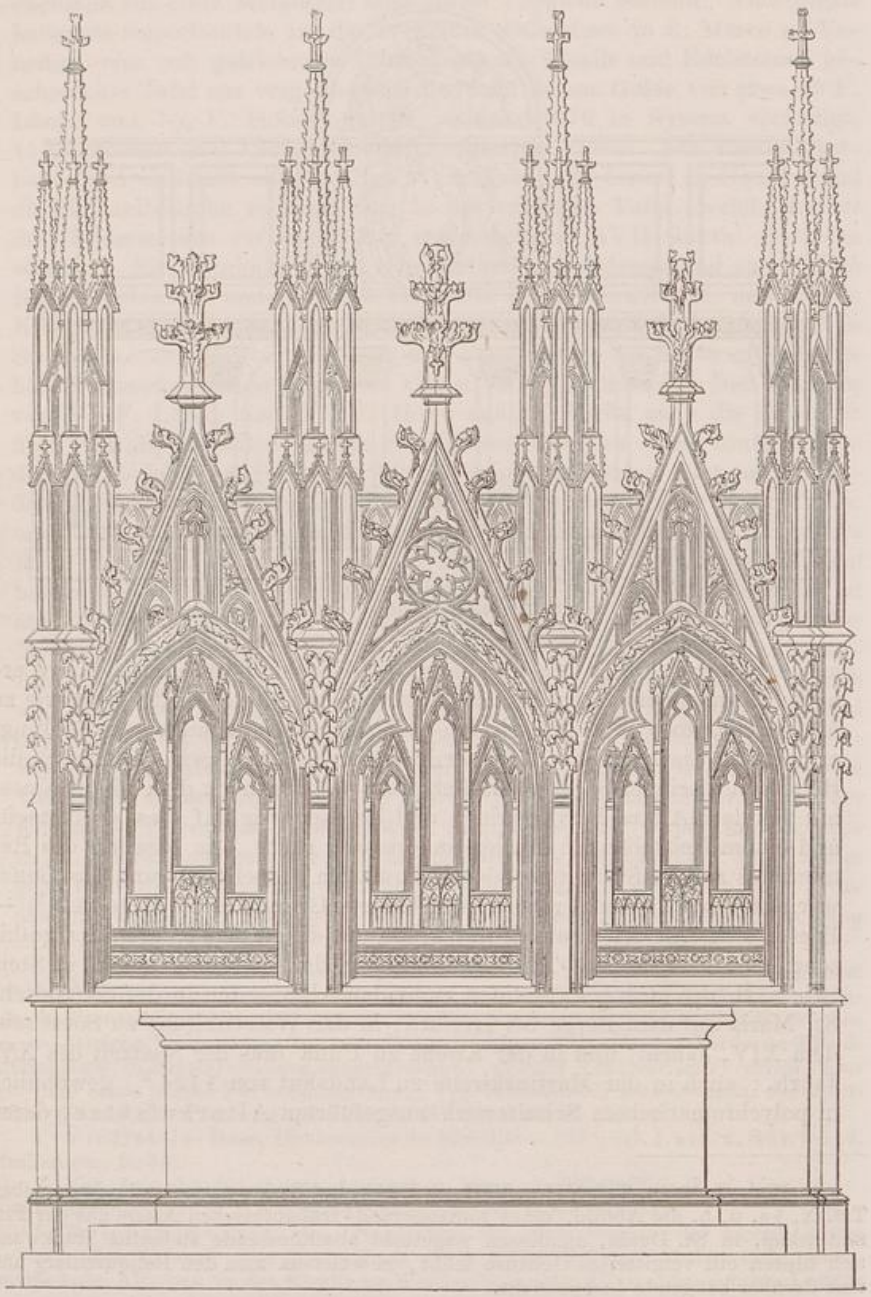


Fig. 43. Altar in der Elisabethkirche zu Marburg (nach Reichensperger).

geöffnet wurde. Das Innere des Schrankes ist mit figürlichem Schnitzwerk gefüllt, und die Flügel erscheinen auf beiden Seiten mit Gemälden geschmückt, insgemein mit den Abbildungen der Patrone des Altars oder der Kirche; die Stelle des eigentlichen Schrankes vertritt indess häufig eine gemalte Tafel. Ueber Ursprung und Alter dieser Flügelschreine, deren älteste nachgewiesene Beispiele höchstens bis ins XII. Jahrh. hinaufreichen [1]), ist man auf Vermuthungen angewiesen: über die Bemalung der Altarflügel, die in vielen Fällen, zumal bei geringeren Altären nur aus einem blossen Anstriche bestanden haben mag, vgl. Theophilus Presb. l. 1. c. 17. [2]) Nicht unwahrscheinlich aber war es die Sitte den vollen Prachtschmuck der Altäre nur an Festtagen zu enthüllen, welche zur Erfindung der dazu besonders praktischen verschliessbaren Flügelschreine führte, die Anfangs vermuthlich weniger Bildwerke als Reliquien enthielten. [3]) Auch kann es der Fall gewesen sein, dass man jene kostbaren, mit Gold und Edelsteinen geschmückten Superfrontalien zu ihrem Schutze mit Holzthüren versah, woraus sich dann später die Flügelbilder entwickelten. Einer anderen wohl minder annehmbaren Vermuthung zufolge wären die Flügelaltäre aus den alten bischöflichen Diptychen entstanden, da dergleichen Kirchenbücher und Kalender mit geschnitzten Elfenbeindecken auf den Altären aufgestellt wurden, die mannichfachsten Verwandlungen erlebt haben, und endlich zu den Altarbildern erwachsen sein sollen, wie sie noch heute sind. [4]) Richtig ist es, dass geschnitzte, zum Zusammenklappen eingerichtete Elfenbeintafeln im Privatgebrauche vielfach zum Schmucke der Hausaltäre verwendet wurden. — Das Streben, den Altar bei verschiedenen Veranlassungen auch in verschiedenem Schmucke erscheinen zu lassen, führte im XV. Jahrh. dazu, den Mittelschrein mit mehr als zwei Thüren zu versehen, die beliebig auf beide Seiten gewendet werden können und mannichfache Verwandlungen zulassen; man hat daher diese Schreine Wandelaltäre genannt, und finden sich solche z. B. in der Moritz-, Ulrichs- und Lorenzkirche zu Halle a. d. S. Von neueren Kunstschriftstellern sind die Flügelaltäre je nach der Anzahl der Theile, aus welchen sie bestehen: zweitheilige Diptycha, dreitheilige Triptycha, viertheilige Tetraptycha, fünf-

1) In der Nicolai (Tauf-) Kapelle am Dome zur Worms befinden sich zwei mit Heiligengestalten bemalte Altarflügel, die dem Ende des XII. Jahrh. angehören sollen (Kugler, Kl. Schriften 2, 736).

2) Kugler, Gesch. der Malerei 2. Aufl. 1, 168.

3) In dem ehemaligen Kloster Mettlach a. d. Saar hat sich aus dem XIII. Jahrh. ein ganz mit vergoldetem Messingblech überzogener, äusserlich mit Gravirungen, innerlich mit Emaillen, Glasflüssen und Perlen geschmückter viereckiger Schrank aus Eichenholz erhalten, von 14½ Z. Höhe, 11 Z. Breite und 3½ Z. Tiefe mit zwei Flügelthüren. Die Mitte des geöffneten Schrankes nimmt in Gestalt eines Kreuzes mit zwei Querbalken die Umschliessung eines nicht mehr vorhandenen Partikels des wahren Kreuzes ein, umgeben von 20 mit kleinen Klappthürchen aus Messing verschliessbaren Behälterchen mit den Reliquien verschiedener Heiligen. Auf der oberen Fläche des Kastens war ein bügelförmiger Handgriff befestigt, an welchem derselbe bequem getragen werden konnte, und es leidet wohl keinen Zweifel, dass er zum Aufstellen über einem Altare bestimmt war. Vgl. Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 1, 230 ff.

4) Förster, Gesch. der deutschen Kunst 1, 32 u. 141.

theilige Pentaptycha genannt worden. — Vermuthlich wurden die Flügelschränke ursprünglich nicht unmittelbar auf die Mensa selbst gesetzt, sondern auf das Retabulum, welches ihnen als Sockel diente, und woraus dann die Altarstaffel (*predella*) hervorging. Letztere bildet entweder ebenfalls einen offenen oder verschliessbaren Kasten zur Aufnahme von Reliquiarien, oder besteht lediglich aus einer schmalen, mit Malereien geschmückten Quertafel. Die unter letzterer angebrachten Stufen (*gradini*) zur Aufstellung des Crucifixes und der Leuchter scheinen erst der Renaissance anzugehören. Ueber dem Mittelschreine bauen sich zuweilen noch mehrere Stockwerke auf, und in der Krönung des Ganzen ist oft noch ein Gemälde oder Schnitzwerk angebracht. Auch die vom Volke abgewendete Kehrseite frei stehender Altaraufsätze enthält oft noch Malereien.

Ausser den, die grosse Mehrzahl der spätmittelalterlichen Schnitzaltäre ausmachenden Bilderaltären finden sich auch andere Aufsätze, bei denen der Bildschmuck entweder ganz fehlt oder doch sehr zurücktritt, und deren eigentlicher Zweck die Aufstellung von Reliquiarien war. Solche Reliquienaltäre haben sich nur selten erhalten, z. B. im Dom zu Paderborn, wo der steinerne Aufsatz des ehemaligen Hochaltars (bei Laib und Schwarz a. a. O. Taf. XVI. 7) unter einer thurmartigen Krönung fünf vergitterte Schreine neben einander enthält; im Dom zu Münster, wo der gegenwärtige Aufsatz des Hochaltars einen Schrein mit vielen mittelalterlichen Reliquiarien verdeckt [1]; in der Johanneskirche zu Essen ein grosser vorzüglich schöner Schrank, von vergoldeten gothischen Eisengittern verschlossen; in der Kirche zu Doberan zeigt der Schrein des Hochaltars 6 tiefe Fächer, nach hinten mit Thüren versehen. Auch der Choraltar von St. Ursula zu Cöln lässt auf der Rückseite noch einen von vier Säulen getragenen hölzernen Schrein erkennen mit drei aus dem XII. Jahrh. stammenden (verdorbenen) Prachtsärgen. — Bilderaltäre, deren Predellen zur Aufnahme von Reliquien bestimmt waren, finden sich in der Stiftskirche zu Moosburg, in Blaubeuern, in der Lorenzkirche zu Nürnberg, in der Oberkirche zu Frankfurt a. O.

Entweder vollständig oder doch in einzelnen, an den daran befindlichen Haspen leicht kenntlichen Theilen finden sich Schrank- und Flügelaltäre noch sehr häufig. — Berühmte Schnitzaltäre spätgothischen Stils, im südlichen Deutschland: in Blaubeuern [2], Ulm, Rottenburg a. d. Tauber, Nördlingen, Moosburg [3]; St. Wolfgang in Oberösterreich [4];

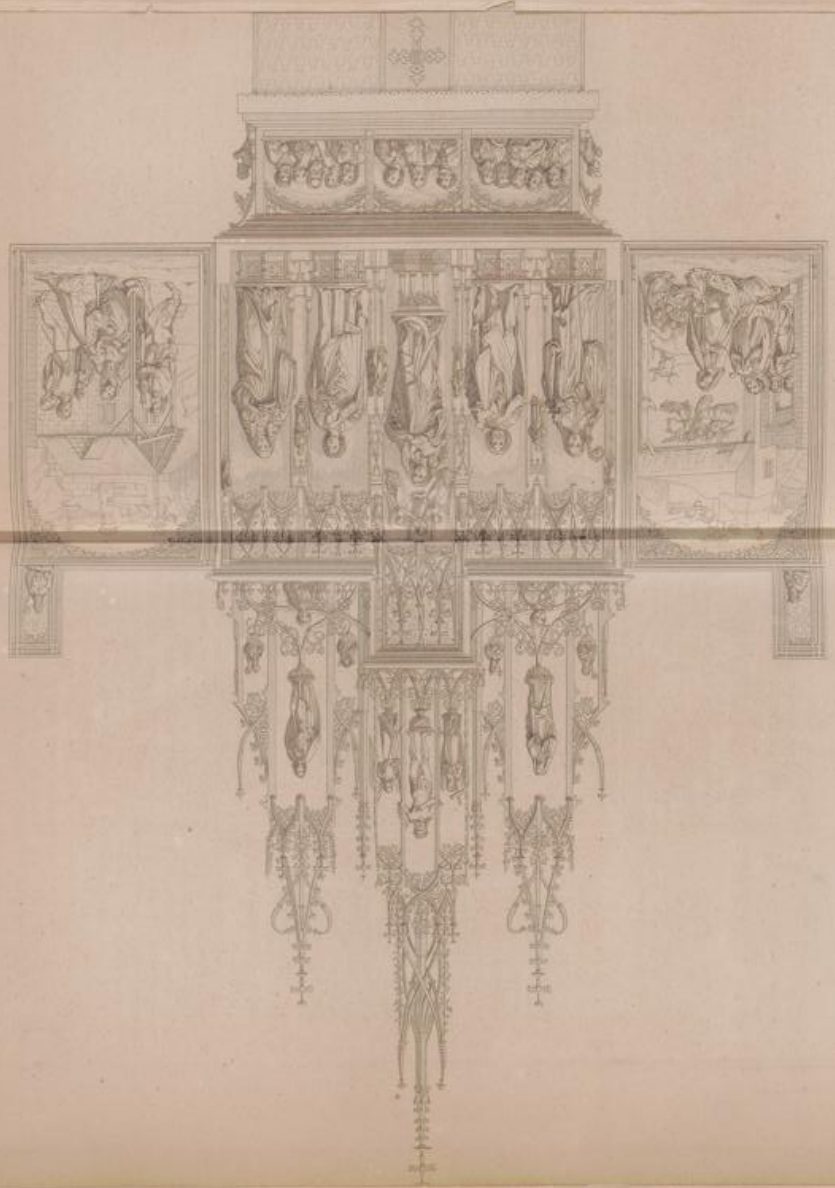
---

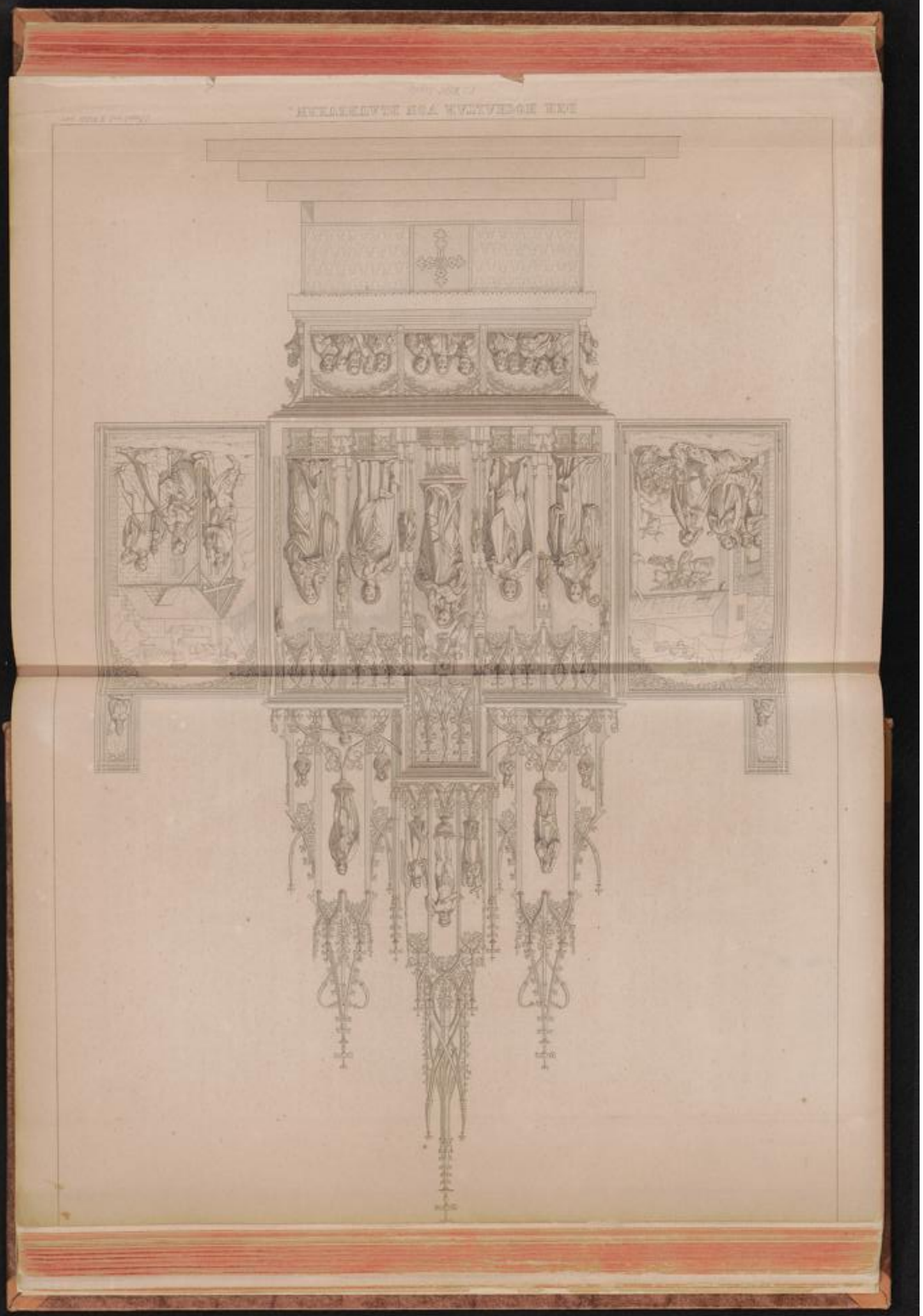
1) Vgl. Didron, Annales archéol. 18, 284 sqq.

2) Heideloff, C. u. M., der Hochaltar zu Blaubeuern 1846; vgl. den Kupferstich von Wagner und Walther, mit Commentar von Reis (Nürnb. 1846), auch den von uns aus Förster, E., Denkmale Bd. VI. Baukunst S. 1 entlehnten Stahlstich dieses in den decorativen Theilen an Reichthum, Adel und Schwung vielleicht unerreichten Werkes, von welchem auch ein von Fz. Gremser verfertigtes Modell von 2 F. Höhe existirt. — Vgl. den Schwäb. Mercur No. 266.

3) Harrer, A., Beiträge zur Holzarchitektur des M. A. Details des berühmten Hochaltars in der Stadtpfarrk. zu Moosburg 1. Lief. (Lindau 1857). Vgl. N. Münchener Ztg. 1857. Abendbl. No. 16 u. 22.

4) Sacken, Ed. Frh. v., Der Flügelaltar zu St. Wolfgang in Oberösterreich, in: Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von Dr. G. Heider etc. 1, 125 ff. u. Taf. XIX.





am Niederrhein: zu Calcar und in St. Victor zu Xanten [1]; in Westfalen: in der Petrikirche zu Dortmund, in der Kirche zu Schwerte; im Dom zu Schleswig [2]; in Pommern: zu Triebsees [3], in der Nicolaikirche zu Stralsund [4]; in Preussen: in der Marienkirche zu Danzig, im Dom zu Frauenburg.

Anmerkung 1. Tragaltäre (*altaria viatica, itineraria, portatilia, motoria, gestatoria*) [5], deren sich in Folge päpstlicher Privilegien seit dem VII. Jahrh. nur Könige und Fürsten, hohe Geistliche, Missionare und die Aebte einiger Mönchsorden auf Reisen etc. bedienen durften, bestehen aus einem kleinen in Holz oder Metall gefassten Steine, auf welchem nur Raum für die Hostie und einen kleinen Reisekelch ist. Der Stein (*lapis, tabula*) ist gewöhnlich ein edler (*litium honestissimum*): Onyx, Achat, Verde antico, Amethyst, Serpentin, Porphyr etc., oft in Gold oder doch in vergoldetes Kupfer gefasst, welches emaillirt oder sonst reich verziert und auf einer ebenfalls ornamentirten hölzernen Unterlage befestigt ist. Die Reliquien, deren Vorhandensein wesentlich ist, sind entweder unter der Steinplatte oder in den vier Ecken der Umrahmung geborgen, und bei grösseren Reliquien nimmt das Altärchen die Form eines sarkophagartigen, zuweilen auf Metallfüssen (Thierklauen) ruhenden hölzernen Kästchens an, welches mit Elfenbeinsculpturen, getriebenen Silber- und Goldplättchen, Emails etc. belegt ist. Die meisten Tragaltäre sind zwar rechteckig, doch kommen auch runde vor. Obgleich in alten Schatzverzeichnissen vielfach erwähnt, sind doch die Reisealtärchen verhältnissmässig selten auf unsere Zeit gekommen, z. B. im Museum zu Darmstadt (angeblich X. Jahrh.) [6], in München (aus Bamberg stammend) [7] und zwei im Stift Melk (XI. Jahrh.) [8]; im Dome zu Paderborn [9], im Privatbesitz zu Cöln [10], aus St. Maria auf dem Capitol in

---

1) Weerth, E. aus'm, Kunstdenkm. des christl. M. A. in den Rheinlanden I. Abth. Bildnerei Bd. I. Taf. XI—XIV u. XX.

2) Hans Brüggemann's Altarschrein in der Schleswiger Domkirche, gez. von C. Chr. A. Böhndel. Hamburg o. J. — Vergl. Schleswigsche Kunstbeiträge (Beschreib. des Brüggemann'schen Altars im Dom zu Schleswig aus der Kirche von Bordesholm). Schleswig 1792.

3) Eine Farbenskizze befindet sich im Christl. Museum der Universität zu Berlin. — Werner, Beschr. des Altarschnitzwerks zu Triebsees. 1860.

4) Rosen, C. v., der Hochaltar der Nicolaikirche in Stralsund, in den Balt. Studien XVI. 2. Vgl. Kugler, im D. Kunstbl. 1856. S. 233 u. Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 2, 36.

5) Kaiser, J. B., diss. hist.-eccles. de altaribus portatilibus. Jen. 1695. — Darcel, Alfr., les autels portatifs, in den Annales archéol. par Didron 16, 77—89; vgl. ebd. 4, 289; auch Laib u. Schwarz, Studien etc. S. 44 ff. u. Weerth, E. aus'm, Kunstdenkm. I. Abth. Bd. II. S. 51.

6) No. 690; abgebild. in Müller, Hub., Beiträge etc. 2, 1. Taf. 3. S. 6.

7) Abbild. bei Labarde, Peinture en émail. Pl. V.; vgl. Sighart. Gesch. der bild. Künste in Bayern 1, 127.

8) Jahrbuch der k. k. Central-Commission etc. 2, 32; vgl. Mittheilungen derselben (1861) 6, 24.

9) Abbild. im Organ für christl. Kunst 1861. Artist. Beilage zu No. 7. Daselbst (S. 77) wird auch noch ein zweiter in Paderborn befindlicher Tragaltar aus Kloster Abdinghof erwähnt.

10) Abbild. bei Heideloff, Ornamentik etc. Lief. 8. Bl. 3.

Cöln [1]), aus der Abteikirche zu Gladbach [2]), zwei aus der Pfarrkirche zu Siegburg [3]) im erzbischöflichen Museum zu Cöln, zwei im Domschatze zu Bamberg, in der Schatzkammer zu Hannover [4]) (sämmtlich XII. Jahrh.); aus Kloster Sayna bei Coblenz im Privatbesitz (XIII. Jahrh.) [5]), im Stift Admont in Steiermark (XIV. Jahrh.). [6]) Der Reisealtar des heil. Willibrord in der Liebfrauenkirche zu Trier ist ein Kästchen, welches mit Elfenbein- und Metallplättchen von roh byzantinischer und streng romanischer Arbeit bekleidet ist, untermischt mit gothischer des XIV. Jahrhunderts. [7]) Im Dom zu Xanten befindet sich ein Reliquienkästchen aus dem XII. Jahrh., welches ursprünglich ein Tragaltar war, dessen geweihten Stein man später entfernt und durch eine Silberplatte ersetzt hat. [8]) Auch besitzt das German. Museum zu Nürnberg einen Tragaltar von 1479, der aus einem mit bunten Hölzern eingefassten polirten Solenhofer Kalksteine besteht. [9])

Zum ferneren Schmucke der beweglichen Altäre gehörten oft kleine Aufsätze in Form der Flügel- und Klappaltäre, Diptycha und Triptycha aus Elfenbein oder edlem Metall, bemalten Tafeln etc., die unter dem Namen der Reisealtäre häufig in Museen und Galerien vorkommen, z. B. die Elfenbeine No. 734. 794—796. 804. 832. 849. 863. 865. 872—874. aus verschiedenen Jahrhunderten des M. A. auf der Kunstkammer im N. Museum zu Berlin; ein Triptychon in vergoldetem Rothkupfer mit eingegossenem Email (XII. Jahrh.) im Erzbischöflichen Museum zu Cöln (Catalog von 1855 No. 261); ein Diptychon in vergoldetem Silber des Hauscomtur Heinrich Dagister von Lorich zu Elbing v. J. 1388, welches in der Schlacht von Tannenberg 1410 erbeutet und von den Polen an den Dom zu Gnesen geschenkt wurde, von wo es neuerlich wieder nach Marienburg gekommen ist [10]); ein aus einer Menge kleiner quadratischer in Holz geschnitzter Felder bestehendes Flügelwerk, deren jedes eine durch eine Glasscheibe geschützte Reliquie enthält, in der Kirche zu Kirchlinde bei Dortmund aus dem XIV. Jahrh. [11]) u. a. m. — Sehr häufig kommen in Kunstsammlungen (z. B. in der Kunstkammer zu Berlin unter No. 59—75, 81—96, 100—106) kleine 3—4 Z. hohe in Bronze gegossene byzantinisch-russische Klappaltärchen, sämmtlich von ganz gleichem Typus, vor.

Anmerkung 2. Bei aller Mannichfaltigkeit des Bildschmuckes der Altäre kehren doch gewisse ikonographische Grundzüge regelmässig wieder. Auf den romanischen Antipendien erscheinen unter Bogenstellungen einzelne Figuren: der verherrlichte Christus nimmt stets den mittleren

---

1) Abbild. bei Bock, Fz., das heilige Cöln T. XXIX. Fig. 94 u. 94a.
2) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXI. 9. 9a—c.
3) Abbild. im Organ für christl. Kunst (1856) 3, 186.
4) Abbild. bei Vogell, C. A., Kunstarbeiten aus Niedersachsens Vorzeit Hft. 3. Bl. 16—18. Ausser diesem sind in der Schatzkammer zu Hannover noch 14 andere Tragaltäre vorhanden, mehrere nicht publicirte auch in Hildesheim.
5) Abbild. bei Laib und Schwarz a. a. O. Taf. X. 6.
6) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. (1860) 5, 21.
7) Vgl. Kugler, Kl. Schriften etc. 2, 328.
8) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. I. Taf. XVII. 4; vgl. Bd. II. S. 4.
9) Anzeiger etc. (1856) 3, 236.
10) Abbild. in den Pr. Provinzialbl. IV. zu S. 30—41.
11) Lübke, W., Kunst in Westfalen S. 391.

Ehrenplatz ein, auf beiden Seiten umgeben von den Erzengeln Gabriel und Michael und einzelnen Heiligen, oder von den in einer Doppelreihe angebrachten Aposteln. — Auf gestickten Altartüchern der gothischen Periode sind die gewöhnlich dem Leben Jesu und der Maria entnommenen Darstellungen oft als Rundbilder behandelt. — Die Flügelschreine zeigen die grösseste Mannichfaltigkeit, doch nimmt der Mittelschrein stets die Hauptdarstellung auf, die aus der neutestamentlichen Geschichte, zuweilen mit Gegenüberstellung der alttestamentlichen Typen, oder aus der Legende des Heiligen, dem der Altar gewidmet ist, gewählt ist; auf den Flügeln erscheinen häufig einzelne Heilige, deren Reliquien in dem Altare enthalten waren, oder die von den Donatoren (die ebenfalls oft in betender Stellung dargestellt werden) besonders verehrt wurden, vorzugsweise häufig die Patrone der betreffenden Kirche, Stadt, des Landes oder Stiftes. Auf der Predella kehrt namentlich das Schweisstuch der Veronica, auch das heilige Abendmahl oft wieder, und auf der Rückseite des Altars, hinter dem man Beichte zu sitzen pflegte, eine Darstellung des jüngsten Gerichts. — Auf Tragaltären umgeben den mittleren Stein einzelne Figürchen von Heiligen etc. auf der Umrahmung und die Evangelistenzeichen oder die Paradiesesflüsse auf den vier Ecken; die Rückseite zeigt häufig eine Ornamentation in sich wiederholendem Muster (*à diapré*). Bei den Altärchen in Kastenform sind die Bilder der Seitenflächen ganz nach dem Vorbilde der Antipendien entworfen.

35. Ein Kreuz, dazu bestimmt, dass Priester und Volk den Opfertod Christi stets vor Augen haben sollen, gehörte seit den ältesten Zeiten zur liturgischen Zurüstung der Altäre. Wie das Ciborium selbst oft aus edlem Metalle verfertigt, stand es Anfangs, den architektonischen Abschluss des ersteren bildend, oben auf demselben oder hing über dem Altare schwebend von dem Ciborium herab, wurde später auf dem Retabulum und endlich auf der Mensa selbst zwischen den Leuchtern als Altarcrucifix aufgestellt, welchen Platz es bis heute behauptet.

Nachrichten mittelalterlicher Schriftsteller, besonders aus dem Pontificalbuche des Bibliothekars Anastasius, über das Kreuz auf dem Ciborium in römischen Basiliken, s. bei Laib und Schwarz, Studien etc. S. 24 u. 31 ff., und damit übereinstimmend die Abbildungen der Ciborienaltäre in SS. Nereo ed Achilleo, S. Maria in Toscanella und S. Giorgio in Velabro (Taf. III. 5, XI. 2. 4). Das Kreuz, welches hier lediglich als passender ornamentaler Abschluss des Ciboriums erscheint, konnte indess auch fehlen, wie die Beispiele von S. Clemente und St. Agnes ausserhalb der Stadt, auch S. Ambrosio in Mailand (Taf. III. 1. 13. 7) beweisen. — Belegstellen über Kreuze, die zuweilen in Verbindung mit Kronleuchtern, über dem Altare hingen, ebd. S. 32. Nach dem Visitations-Protokolle vom J. 812 (Monumenta Boica 7, 83) hing in der Michaeliskirche zu Staffelsee über dem Altare eine Krone von vergoldetem Silber, 2 Pfund schwer, in deren Mitte auf einer Krystallkugel ein Kreuz aus vergoldetem Kupfer glänzte, und fünfunddreissig bunte Perlschnüre umgaben die

Krone im Kreise. — Von der Aufstellung eines Kreuzes auf dem wagerechten Retabulum sind bei Laib und Schwarz a. a. O. Taf. III. 9, VI. 4, IX. 7 Beispiele aus Frankreich gegeben. Die Aufstellung eines Crucifixes auf dem Altartische selbst erscheint schon auf der Abbildung zweier Ciborienaltäre aus dem letzten Viertel des XII. Jahrh. (de Caumont, Abécédaire etc. 4. éd. 1, 246 sq.) und beweist durch Vergleichung mit den oben angeführten, zum Theil gleichzeitigen und späteren Beispielen von Kreuzen auf dem Ciborium und auf dem Retabulum, dass eine chronologische Sonderung dieser verschiedenen Aufstellungsarten nicht streng durchgeführt werden kann; doch wird man annehmen dürfen, dass mindestens seit dem XIII. Jahrh. das Crucifix allgemein seine Stelle auf der Mensa erhielt. [1] — Von den Altarkreuzen sind zwar die Reliquien- und Vortragekreuze zu unterscheiden, fallen jedoch mit diesen oft insofern in dieselbe Klasse, als man Reliquien- und Vortragekreuze auch als Altarkreuze zu gebrauchen pflegte, indem man letztere von der Stange herabnahm und mit der unten daran befindlichen Spitze in ein Postament steckte. [2] So ruht das wohl vom Anfange des XI. Jahrh. stammende Lotharkreuz im Schatze des Münsters zu Aachen zwar jetzt auf einem spätgothischen Fusse, war aber ursprünglich wohl ein Processionskreuz, und ebenso verhält es sich mit einem Prachtkreuze in St. Mauritz zu Münster vom Ende des XI. Jahrh., welches jetzt auf einem gothischen Untersatze befestigt ist. [3] Beide Kreuze sind, wie dies in der romanischen Epoche gebräuchlich war, und wie vier Prachtkreuze aus dem X. u. XI. Jahrh. im Stiftschatze zu Essen (s. S. 117 Fig. 44) auf uns gekommen sind, aus Holz, mit Goldblech in getriebener Arbeit bekleidet, mit Edelsteinen und Emails geschmückt. Anderweitig begnügte man sich mit vergoldeten Platten unedlen Metalls, und besonders kommen in Westfalen Crucifixe aus Kupfer vor, die einen sehr alterthümlichen Charakter haben: im Bischöflichen Museum zu Münster (mehrere), in der Kirche zu Brilon etc. Silberne Crucifixe romanischer Zeit in der evangel. Stiftskirche zu Herford, ein messingenes in der Kirche zu Attendorn. Alle diese Kreuze sind auf der Rückseite mit gravirten Darstellungen verziert. — Höchst merkwürdig ist ein grosses (restaurirtes) Crucifix aus Elfenbein (19½ Pfd. schwer) im Dom zu Bamberg, der mehrhundertjährigen Tradition zufolge ein Geschenk K. Heinrich's II. Die Kunstkammer im N. Museum zu Berlin besitzt eine ganze Sammlung älterer Crucifixe (Bildwerke aus Metall

1) Durandi Rationale l. 1 c. 3 n. 31: »*Inter duo candelabra crux in altari media collocatur.*« — Als bei der Krönung K. Rudolf's I. 1273 kein Scepter bei der Hand war, ergriff er anstatt dessen das auf dem Altare stehende Kreuz. Vergl. aus'm Weerth, Kunstdenkm. Abth. I. Bd. II. S. 132. — Dessenungeachtet fehlt das Crucifix auf vielen Abbild. geschmückter Altäre aus dem späteren M. A.; z. B. bei Laib und Schwarz a. a. O. Taf. VIII. 1. 2. 3. 5. 7. 8.

2) Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche S. 87.

3) Umgekehrt finden sich auch jüngere Kreuze auf älteren Füssen, z. B. ein Fuss aus dem XII. Jahrh. aus dem Schatze von St. Michael zu Lüneburg in der Goldkammer zu Hannover (abgebildet bei Vogell, C. A., Kunstarbeiten aus Niedersachsens Vorzeit, Heft 1) und ein anderer aus dem XII. Jahrh. in der Kathol. Kirche zu Basel (abgebildet in den Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterth. in Basel IX, 8. 9), beide mit den Figuren der vier Evangelisten geschmückt.

No. 1—11 u. 39) von 1 bis 2 F. Höhe, meist aus vergoldeter Bronze, theils mit Reliefs, Medaillons und Emails, theils mit Steinen verziert; die Mehrzahl waren Vortragekreuze, einzelne von Altären (besonders No. 39, mit Emailverzierungen am Fusse). — Auch im National-Museum zu München finden sich mehrere Crucifixe dieser Art. — Aus gothischer Zeit haben sich sehr viele Kreuze erhalten, welche zuverlässig bereits ursprünglich zu Altarcrucifixen bestimmt waren, obgleich ein grosser Theil derselben zugleich auch in die Kategorie der Reliquienkreuze fällt: sie sind aus edlem oder gemeinem Metall, aus Elfenbein, am häufigsten aber aus bemaltem Holz verfertigt. Als eines der mustergiltigsten und schönsten frühgothischen Beispiele kann das von K. Ottocar von Böhmen († 1278) herstammende, als Altarkreuz behandelte Reliquienkreuz im Domschatze zu Regensburg angeführt werden. [1]) Der bewegliche Obertheil desselben (das eigentliche Kreuz) soll von gediegenem Golde sein und ist auf der Vorderseite mit vielen böhmischen Steinen, auf der Rückseite mit der Kreuzigung in Niello verziert; das Fussgestell ist von vergoldetem Silber und war ehedem mit Emails geschmückt. Nicht viel jünger dürfte das aus Bergkrystallstücken zusammengesetzte und in vergoldetes Silber gefasste, 2½ F. hohe Altar- (und Processions-) Kreuz sein, welches aus der grösseren Sammlung des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen im Erzbischöfl. Museum zu Cöln befindlich war (Catalog von 1855 No. 269). Ein Crucifix in Gestalt einer Lilie aus dem XV. Jahrh. ist aus dem Basler Domschatze in die Kunstkammer zu Berlin gekommen (Bildwerke aus Metall No. 122).

Ausser den zum Schmucke des Altars selbst verwendeten Kreuzen kam es im früheren Mittelalter auch vor, dass man vor dem Altare ein grösseres monumentales Prachtkreuz frei aufstellte. So stiftete Leo III. (795—816) in St. Peter zu Rom ein Crucifix vom reinsten Silber, 72 Pfund schwer, welches mitten in der Kirche stand, und einen anderen Crucifixus von bewundernswerther Grösse, ebenfalls von Silber und 52 Pfund schwer, liess er vor dem Hochaltar aufstellen. [2]) Von dieser Art dürfte das Kreuz gewesen sein, welches der Dom zu Mainz besass, und welches Benna [3]) genannt wurde Es war aus Holz und ganz mit Gold-

1) Vgl. Bock, Fz., u. Jakob, G., die mittelalterl. Kunst in ihrer Anwendung zu liturg. Zwecken. Regensb. (1857) S. 14. No. 57, und die Abbild. bei Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche Taf. IX. 10.

2) Nach dem Lib. pontif. des Anastasius bei Laib u. Schwarz a. a. O. S. 33.

3) Der Name Benna (als Abkürzung von Beranharda, wie Benno von Beranhard? vgl. Wackernagel im Wörterb. zu seinem Lesebuche s. v. Bennunhovin) könnte die Donatrix bezeichnen. Davon, dass Kreuze und andere Prachtgeräthe der Kirchen mit Eigennamen belegt wurden, finden sich mehrere wenn auch spätere Beispiele. Im Inventarium der Georgskapelle zu Windsor kommt vor eine »*crux nobilis, vocata Gouch*« (vgl. Pugin, Glossary p. 84; Laib u. Schwarz a. a. O. S. 61), und das Würzburger Heiligthumsbuch von 1483 führt an das Kreuz Meybronn und das gar reich gezackte Kreuz Gamaher, ausserdem Reliquienmonstranzen unter den Namen Bybelrieth, Montater und Infuli, während andere nur mit Nummern oder nach äusseren Merkmalen oder mit dem Beisatze des Donators bezeichnet sind. (Vgl. Niedermayer, And., Kunstgesch. der Stadt Wirzburg S. 240 f.) Es ist wohl unzweifelhaft, dass das Bedürfniss, die verschiedenen Exemplare, die von derselben Gattung in einem Kirchenschatze vorhanden waren, mit Leichtigkeit von einander

blech überzogen. Das daran befestigte Christusbild von übermenschlicher Grösse war aus dem reinsten Golde gearbeitet und konnte gliedweise auseinander genommen werden; der Leib war hohl und mit Edelsteinen und Reliquien gefüllt; in den Augenhöhlen glänzten zwei Karfunkel von Eidottergrösse. Dieses Kreuz wurde nur selten, bei besonders feierlichen Veranlassungen aufgestellt, und zwar in der Höhe auf einem Balken, wohin kein Fremder gelangen konnte; für gewöhnlich lag der Crucifixus auseinandergenommen in einem dazu bestimmten besonderen Kasten (*area*). Erzbischof Rudolf nahm 1160 einen Arm davon zur Bestreitung der Reisekosten mit nach Rom und starb unterwegs. Das Gewicht des Ganzen wurde in einer Inschrift auf nicht weniger als 600 Pfund an reinem Golde angegeben. [1])

Anmerkung. Die zum Schmucke des Altars (wie die zum Vortragen bei Processionen und zu Reliquienbehältern) bestimmten Kreuze sind regelmässig von der sogen. lateinischen Form (†) und entweder ornamentale oder historische, d. h. sie zerfallen in Beziehung auf die Art der Behandlung in zwei wesentlich von einander verschiedene Klassen, je nachdem sie entweder im Anschlusse an die altchristliche Sitte nur als Darstellung des Kreuzeszeichens erscheinen, oder den geschichtlichen Act der Kreuzigung selbst zur Anschauung bringen. Erstere, die in älterer Zeit die häufigsten waren, haben einen lediglich ornamentalen Charakter, und das Bild des Gekreuzigten fehlt entweder ganz oder nimmt, wenn es ja vorkommt, eine durchaus untergeordnete Stellung ein, z. B. als kleine Emaillirung auf dem Kreuzfelde, oder (wie auf dem Lothariuskreuze zu Aachen und auf dem Regensburger Ottocarkreuze) nur auf der Rückseite, wo jedoch sonst das Symbol des Gotteslammes die regelmässig das Mittelfeld einnehmende Andeutung des Kreuzestodes Christi zu sein pflegt. Die zweite Klasse ist die der eigentlichen Crucifixe, an denen die Figur des Gekreuzigten als die Hauptsache erscheint, und deren Vorkommen bis jetzt erst seit der Zeit Karl's des Grossen nachgewiesen ist. Vergl. Laib und Schwarz, Studien etc. S. 33. Das Kreuz behält indess auch hier gern den ornamentalen Charakter insofern bei, als die äussersten Enden desselben in älterer Zeit (X—XII. Jahrh.) in breitere Ansätze (vgl. Fig. 44), später in die Kleeblattform auslaufen und regelmässig mit den Evangelistenzeichen geschmückt sind. — Das Nähere über die Art und Weise, wie sich die Bildung des Kreuzes und des Crucifixus im Laufe der Zeiten verschiedentlich gestaltet hat, gehört in die Ikonographie (s. unten Abschn. III. C).

Ein anziehendes Beispiel von der Umgestaltung eines ornamentalen in ein historisches Kreuz [2]) bietet ein der Kirche St. Maria-Lyskirchen zu Cöln

---

unterscheiden zu können, zu dergleichen Namengebungen geführt hat, die wohl am häufigsten von dem Namen des Donators, Verfertigers oder Ursprungsortes (wie Meybronn und Bybelrieth), oder (wie der Name Gamaher: *gamahin* = Camee; vergl. Otte, Wörterbuch etc. S. 250) von bestimmten auffälligen Merkmalen hergenommen wurden.

1) Vgl. Chron. vetus rer. Mogunt. autore Conradi ep. aus der Mitte des XIII. Jahrh., bei Urstisius, Chr., German. historicor. illustr. 1, 568 lin. 46 sqq. et p. 572 l. 25 sqq.

2) Abbild. bei Bock, Fz., das heilige Köln Taf. XXXVI. 104.

gehöriges, im Erzbischöfl. Museum daselbst (Catalog von 1855 No. 21) befindliches Crucifix dar: die aus Silber getriebene Christusfigur nach dem

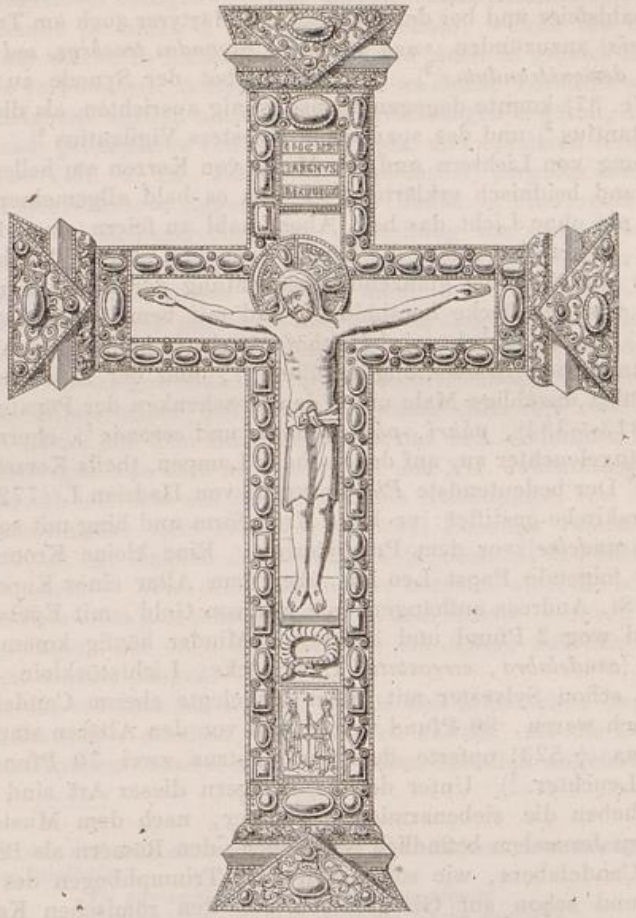


Fig. 44. Goldenes Vortragekreuz vom Ende des X. Jahrh. im Stiftschatze zu Essen (nach aus'm Weerth).

älteren Typus ist hier ohne Rücksicht auf die dadurch zum Theil verdeckten Gravirungen des aus Kupferblech gearbeiteten, dem XII. Jahrh. angehörigen Kreuzes auf letzterem befestigt.

36. Das Alter der Sitte, auf den Altären neben dem Kreuze zwei Leuchter aufzustellen, lässt sich zwar nicht näher bestimmen, doch kommen die Altarleuchter mindestens seit dem XII. Jahrhundert sicher vor und erscheinen im XIII. Jahrhundert allgemein eingeführt, neben den in früherer Zeit anscheinend allein üblichen, vor dem

Altare aufgehängten Lichtkronen und grossen Standleuchtern, die wenigstens in einzelnen Kirchen beibehalten wurden. [1])

Nachweislich pflegte man bereits zu Anfang des IV. Jahrh. bei der Abendmahlsfeier und bei den Gräbern der Märtyrer auch am Tage Lichter (*luminaria*) anzuzünden, »*non utique ad fugandas tenebras, sed ad signum laetitiae demonstrandum*« [2]), und das Verbot der Synode zu Elvira im J. 305 (c. 37) konnte dagegen ebenso wenig ausrichten, als die Einwürfe des Lactantius [3]) und des spanischen Priesters Vigilantius [4]), welche die Anzündung von Lichtern und die Masse von Kerzen am hellen Tage für sinnlos und heidnisch erklärten, so dass es bald allgemeiner Gebrauch wurde, nie ohne Licht das heil. Abendmahl zu feiern: zum Bilde jenes Lichtes, dessen Sacrament die Kirche spendete. Im V. Jahrh. schildert Paulinus von Nola die glänzende Erleuchtung der Altäre durch Leuchter, die von der Decke herabhingen und mit bemalten Kerzen besteckt waren. [5]) Im VI. Jahrh. wird Bischof Agericus von Verdun als Erfinder einer künstlichen Erleuchtung gerühmt [6]), und der Bibliothekar Anastasius führt unzählige Male unter den Geschenken der Päpste, seit Sylvester (313—334), *phari*, *pharicanthari* und *coronae* [7]), eherne und silberne Hängeleuchter an, auf denen theils Lampen, theils Kerzen gebrannt wurden. Der bedeutendste *Pharus* wurde von Hadrian I. (772—795) in die Peterskirche gestiftet: er hatte Kreuzform und hing mit seinen 1370 Kerzen (*candelae*) vor dem Presbyterium. Eine kleine Krone (*regnum*) liess der folgende Papst Leo III. über dem Altar einer Kapelle in der Basilika St. Andreas aufhängen: sie war von Gold, mit Edelsteinen besetzt und wog 2 Pfund und 3 Unzen. Minder häufig kommen Standleuchter (*candelabra*, *cereostati*, Lichtstöcke, Lichtstöcklein) vor; doch schenkte schon Sylvester mit Silber eingelegte eherne Candelaber, die 10 F. hoch waren, 30 Pfund wogen und vor den Altären standen, und Hormisdas († 523) opferte dem heil. Petrus zwei 70 Pfund schwere silberne Leuchter. [7]) Unter den Lichtträgern dieser Art sind besonders hervorzuheben die siebenarmigen Leuchter, nach dem Muster des im Tempel zu Jerusalem befindlich gewesenen, den Römern als Beute zugefallenen Candelabers, wie sölcher an dem Triumphbogen des Titus erscheint und schon auf Glasgefässen aus den römischen Katakomben nachgeahmt vorkommt. [8]) Andere vielarmige Leuchter (*arbores*) sind baumartig gestaltet, indem die zwar sämmtlich parallelen Lichtarme nach

---

1) Ueber Leuchter: Martin et Cahier in den Mélanges d'archéol. 3, 1 und Springer, Ant., in den Mittheil. der k. k. Central-Commiss. etc. (1860) 5, 309.

2) Hieronymus adv. Vigil. c. 7.

3) Lactantius de vero cultu l. 6 c. 2. 4) Hieron. l. c. c. 2.

5) »*Clara coronantur densis altaria lychnis*«. Paulin. Nol. poem. 14 v. 99; cf. 22 v. 124; 26 v. 389.

6) Venant. Fortun. carm. 3, 30; vgl. Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands 1, 527.

7) Vgl. die Belegstellen aus Anastasius bei Laib und Schwarz, Studien etc. S. 40 ff. u. 63.

8) Springer a. a. O. S. 315. — Vgl. Münter, Sinnbilder u. Kunstvorstellungen etc. I. No. 21.

der Mitte zu einander übersteigen und nicht wie an dem Jerusalemischen Muster oben in wagerechter Linie abschliessen. Die Stelle dieser Armleuchter war vor dem Altare, und die sieben Arme wurden auf die sieben Cardinaltugenden bezogen. [1]) Ein ausgezeichneter Lichtträger war auch die am Ambo (s. unten § 49) stehende Säule, welche die Osterkerze trug [2]), wie solche in italienischen Basiliken noch in grosser Menge und Schönheit vorkommen. Ausser diesen sich an antike Vorbilder schliessenden Candelabern werden noch andere Vorrichtungen erwähnt, die vor den Altären eine ganze Reihe von Kerzen trugen, und aus deren verschiedenen Namen (in VIII. u. IX. Jahrh. bei Anastasius) *pergulae* = Spaliere [3]), 1198 in Paris *herciae* = Eggen [4]), im XIV. Jahrh. in Frankreich *rastella* = Rechen [5])) man sich ungefähr eine Vorstellung von ihrer Form machen kann. Zu dieser Gattung gehört auch die *hercia ad tenebras*, der dreieckige Teneberleuchter mit seinen dreizehn oder funfzehn Kerzen. [6]) — Im Deutschen kommt für grosse, viele Kerzen tragende Standleuchter im XV. Jahrh. die Benennung »*Kerzstall*« vor. [7]) — Das älteste bekannte Beispiel der später gewöhnlichen und vorschriftsmässigen auf der Mensa stehenden Altarleuchter giebt die Abbildung eines mit zwei Leuchtern besetzten Altars auf dem Reliquienkasten des heil. Calminius zu Mauzac in der Auvergne aus dem letzten Drittel des XII. Jahrhunderts. [8]) Bemerkenswerth ist, dass auf den zahlreichen Abbildungen von Altären aus dem Spätmittelalter stets nie mehr als zwei Leuchter vorkommen, wie dies auch mit der Angabe des Durandus (s. oben S. 114 Note 1) völlig übereinstimmt. — Wie die Altarleuchter kommen auch die sogen. Akoluthenleuchter stets paarweise vor, welche dem Messpriester von Ministranten vorgetragen und nach der Ankunft am Altare auf den Fussboden gestellt zu werden pflegen. [9])

Aus der romanischen Periode haben sich in manchen Gegenden nur wenige Lichtträger erhalten, was insofern auffällt, als die Leuchter der deutschen Kirchen äusserst selten aus edlen Metallen angefertigt wurden

---

1) Nach der auf dem ehemals zu Cluny befindlichen siebenarmigen Leuchter angebrachten Inschrift:

»*De quo septenae sacro spiramine plenae*
Virtutes manant, et in omnibus omnia donant.«

Vgl. Texier, Dictionnaire d'orfévrerie (Paris 1857) p. 328.

2) Durandi Rationale l. 6 c. 80 n. 4: »*Cereus super columnam illuminatus.*«

3) Laib und Schwarz a. a. O. S. 63.

4) de Laborde, Notice des émaux etc. du musée du Louvre (Paris 1853) 2, 340.

5) Laib und Schwarz ebd.

6) Otte, Wörterbuch S. 124; vgl. die Abbild. des eisernen Teneberleuchters (XV. Jahrh.) im Osnabrücker Dom bei Gailhabaud, die Baukunst Bd. 3 Taf. 24.

7) Kaiser Sigismund kaufte in Constanz von einem Meister aus Nürnberg einen »*Kerzstall*« aus Messing für 1100 Goldgulden und schenkte ihn an den König von England. Der Meister hatte für die treffliche Arbeit 2000 Gulden gefordert. Vergl. Ulrich von Reichenthaler, Constanzer Concil. Fol. 28 b.

8) Texier a. a. O. p. 977; vgl. auch die bereits oben S. 114 aus de Caumont, Abécédaire angeführte Abbild. eines Altars von einem anderen gleichzeitigen Reliquiarium desselben Heiligen in Riom, wo mitten auf der Mensa der Kelch, auf der Evangelienseite das Kreuz und auf der Epistelseite ein Leuchter steht.

9) Durandi Rationale l. 4 c. 6 n. 7.

und deshalb die Habsucht nicht eben reizen konnten; es kann daher nur veränderte Geschmacksrichtung zur Verwerfung und Einschmelzung der als unbrauchbar beseitigten älteren Inventarienstücke dieser Gattung geführt haben, wenn man nicht annehmen will, dass etwa ausser Bronze, Messing und Eisen schon frühzeitig das vergängliche Holz zu Lichtgestellen verwendet worden sei. Romanische Kron- oder Radleuchter (*coronae, rotae*), von welchen Frankreich kein einziges Exemplar mehr aufzuweisen hat, sind in Deutschland bis jetzt vier nachgewiesen: zwei im Dom zu

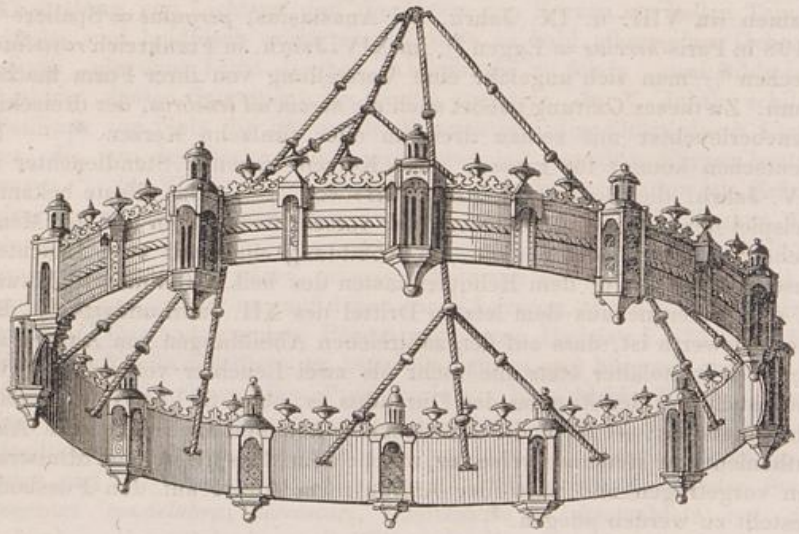


Fig. 45. Kronleuchter im Dom zu Hildesheim.

Hildesheim, ein grösserer, etwa 60 F. im Umfange, zu 72 Kerzen, und ein um die Hälfte kleinerer [1]), zu 36 Kerzen, beide aus der Zeit Bischof Acelins (1044—1054) und mehrfach restaurirt, der (in Folge eines im J. 1848 erlittenen Unfalls schön hergestellte) Leuchter in der Klosterkirche zu Comburg aus der Mitte des XII. Jahrh. und der im Münster zu Aachen [2]), ein Geschenk K. Friedrichs Barbarossa, von 13 F. Durchmesser zu 48 Lichten. Diese Kronen (wie auch eine nicht mehr vorhandene im Dom zu Speier vom J. 1038) sind alle aus Eisen, vergoldetem Kupferblech und Silber nach wesentlich gleichem Typus gearbeitet und versinnbildlichen nach den auf ihnen befindlichen ausführlichen hexametrischen Inschriften das himmlische Jerusalem, das droben ist (Gal. 4, 26), auf Grund der in der Apokalypse (21, 10—25) davon gegebenen Beschreibung. Der in Hildesheim und Comburg einfach runde, in Aachen

1) Abbild. bei Kratz, J. Mich., der Dom zu Hildesheim Thl. 2 Taf. 8 Fig. 2, wonach der obige Holzschnitt.

2) Abbild. bei Cahier u. Martin a. a. O. und bei aus'm Weerth, Denkm. I. Abth. Bd. II. Taf. XXXV zu S. 98 ff.; Details auch bei Schnaase, Gesch. der bild. Künste 5, 788.

mit Rücksicht auf das Octogon des Münsters aus acht gleich grossen Kreisabschnitten gebildete Reifen (*canthus*) mit den Lichttellern auf dem Kamme bezeichnet die Mauer der Gottesstadt mit ihren 12, als offene laternenartige Thürmchen dargestellten Thoren, denen in Aachen, die vier Ecken der Stadt bezeichnend, noch vier grössere, und in Hildesheim noch 12 kleinere hinzukommen, in welchen sich silberne Statuetten der Apostel und Propheten befanden. Ob die durchbrochen gearbeiteten Thürme ebenfalls zu einer Beleuchtung durch hineingestellte Lampen bestimmt waren, ist zwar wahrscheinlich, aber nicht erwiesen. Die schönen gravirten Details an den Kronen zu Comburg und Aachen können leider von unten nicht erkannt, und die Inschriften nicht gelesen werden. — Ein ausgezeichneter gothischer Radleuchter von c. 9 F. D. mit der Inschrift »*Gert Bulsinck* 1489« (jüngst restaurirt) in der Pfarrkirche zu Vreden er-

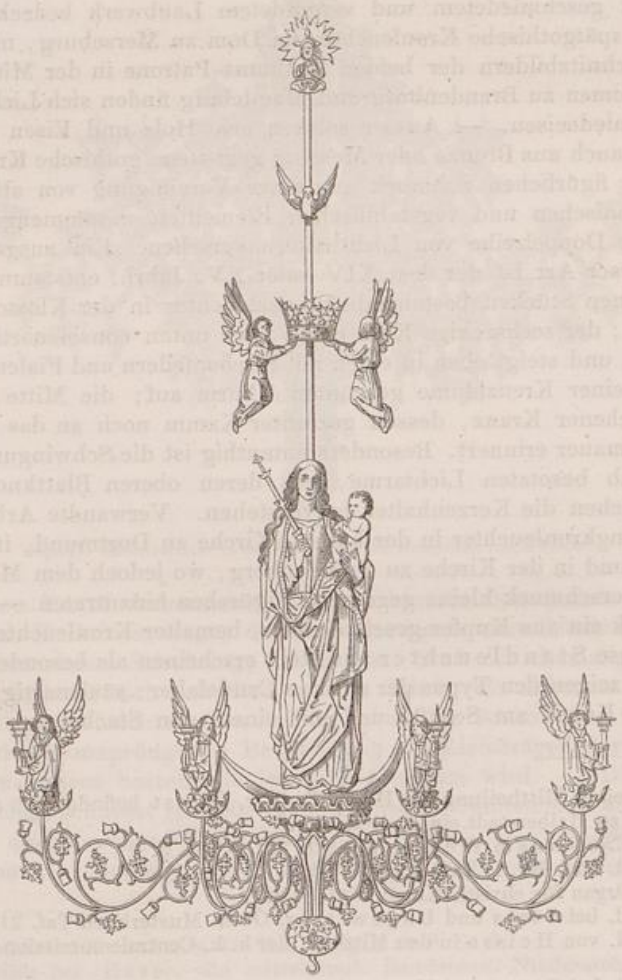


Fig. 46. Muttergottesleuchter in der Kirche zu Kempen (nach aus'm Weerth).

innert durch seine Thürme und seine Apostelstatuen noch an den alten Typus [1]: es ist ein aus Eisen geschmiedeter sechsseitiger Doppelreifen mit einem aus Holz geschnitzten Marienbilde unter einem Baldachin in der Mitte. Durch das Marienbild in der Mitte charakterisirt sich diese Krone als ein sogen. Muttergottesleuchter, deren sich noch mehrere aus dem XV. und XVI. Jahrh. anführen lassen (in Kempen [2]), Calcar [3]), Erkelenz 1517 [4]), Ratzeburg [5])), die einander darin gleichen, dass sich von einem, insgemein sechseckigen hölzernen Mittelstück rings herum die aus Eisen geschmiedeten, mit Blattwerk besetzten Lichtarme herabschwingen, und dass eine geschnitzte und bemalte Statue der Maria sich über dem Lichtkranze erhebt. Die Krone in Kempen ist 11 F. hoch und hat 7 F. im Durchmesser. Das reizende Motiv der die Leuchter haltenden geschnitzten Engelstatuetten wiederholt sich auch bei gothischen Standleuchtern. — Uebereinstimmend in der Technik ist auch der grosse, eine ganz mit geschmiedetem und vergoldetem Laubwerk bedeckte Kuppel bildende spätgothische Kronleuchter im Dom zu Merseburg, mit den bemalten Schnitzbildern der beiden Bisthums-Patrone in der Mitte. Auch in den Domen zu Brandenburg und Magdeburg finden sich Lichterkronen aus Schmiedeeisen. — Ausser solchen aus Holz und Eisen gebildeten kommen auch aus Bronze oder Messing gegossene gothische Kronleuchter vor ohne figürlichen Schmuck aus einer Vereinigung von stilgemässen architektonischen und vegetabilischen Elementen zusammengesetzt und mit einer Doppelreihe von Lichthaltern versehen. Ein ausgezeichnetes Werk dieser Art ist der dem XIV. oder XV. Jahrh. entstammende, aus 69 einzelnen Stücken bestehende Bronzeleuchter in der Klosterkirche zu Seckau [6]; der sechseckige Kern endet nach unten consolenartig (*en cul-de-lampe*) und steigt oben in einen mit Strebepfeilern und Fialen besetzten und mit einer Kreuzblume gekrönten Thurm auf; die Mitte bildet ein durchbrochener Kranz, dessen gezinnter Kamm noch an das alte Motiv der Stadtmauer erinnert. Besonders anmuthig ist die Schwingung der mit Eichenlaub besetzten Lichtarme, aus deren oberen Blattknospen und Fruchtkelchen die Kerzenhalter hervorstehen. Verwandte Arbeiten sind die Messingkronleuchter in der kathol. Kirche zu Dortmund, im Dom zu Münster und in der Kirche zu Fröndenberg, wo jedoch dem Maasswerk- und Blätterschmuck kleine gegossene Figürchen hinzutreten. — Im Dom zu Lübeck ein aus Kupfer geschmiedeter, bemalter Kronleuchter. [7])

Grosse Standleuchter aus Stein erscheinen als besondere Seltenheit. Sie zeigen den Typus der antiken Candelaber: säulenartig mit einem mittleren Knauf am Schafte und mit einem den Stachel zur Aufnahme

---

1) Nach einer Mittheilung des Herrn Ferd. v. Quast befindet sich auch in der Marienkirche zu Halberstadt ein Radleuchter.
2) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXII. 5.
3) Abbild. ebd. Bd. I. Taf. XVI. 1.
4) Vgl. Organ für christl. Kunst 1861 S. 227.
5) Abbild. bei Statz und Ungewitter, Goth. Musterbuch Taf. 216.
6) Abbild. von Heisse in den Mittheil. der k. k. Centralcommission etc. (1859) 4, 139.
7) Abbild. bei Statz und Ungewitter a. a. O. Taf. 60.

einer grossen Kerze tragenden vasenartigen Capitäl. Das älteste bekannte romanische Beispiel ist die sogen. Irmensäule vor dem Kreuzaltare des Doms zu Hildesheim [1]: auf einem gegliederten Steinsockel ruht eine attische Basis aus Metall, welche den aus zwei durch einen ebenfalls

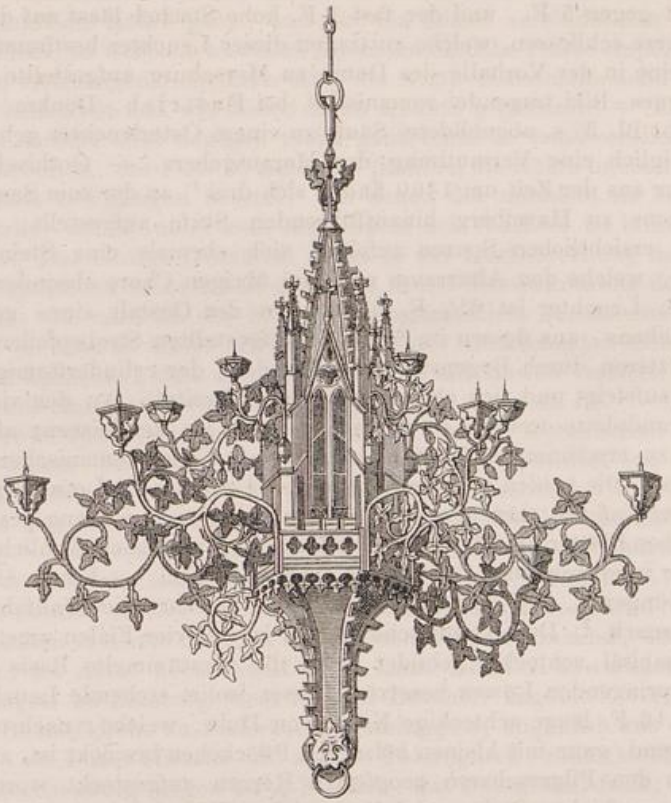


Fig. 47. Kronleuchter in der Klosterkirche zu Seckau (nach Heisse).

metallenen Knauf verbundenen Stücken bestehenden Schaft von braunröthlichem Kalksinter trägt, der oben mit einem metallenen Kelche über einem ebensolchen Schaftringe gekrönt ist. Statt des ehemaligen Kerzenstachels befindet sich seit dem vorigen Jahrh. ein silbernes Marienbild als Muttergottesleuchter oben auf der (ohne den Sockel etwa 8 F. hohen) Säule, deren ursprüngliche Bestimmung als Lichtträger durch eine aus drei Hexametern bestehende Inschrift erwiesen wird. — Diesem frühromanischen schliesst sich ein spätromanischer Sandstein-Candelaber an, welcher sich in einem Nebenraume der Stiftskirche zu Königslutter erhalten hat. [2] Der eigentliche Kerzenstock zeigt ganz dasselbe Muster,

1) Abbild. bei Kratz a. a. O. Taf. 7 Fig. 2 zu S. 91 ff.
2) Abbild. bei (Hase), die mittelalterl. Baudenkm. Niedersachsens Heft 2. Bl. 12 Fig. 2 u. 3.

nur dass Schaft und Knäufe gewunden und theilweise mit Perlen belegt sind; höchst originell dagegen ist der auf einer runden Grundplatte ruhende Sockel behandelt, welcher ein kreuzförmiges Häuschen darstellt, das sich auf den vier Giebelfronten in Kleeblattnischen öffnet und oben dachziegelartig abgedeckt erscheint. Die Höhe der ganzen Lichtsäule beträgt gegen 5 F., und der fast 1 F. hohe Stachel lässt auf die Grösse der Kerze schliessen, welche zu tragen dieser Leuchter bestimmt war. — Dass eine in der Vorhalle des Doms zu Merseburg aufgestellte (jetzt ein St. Agnes-Bild tragende) romanische (bei Puttrich, Denkm. II. Serie Merseb. Bl. 5. s. abgebildete) Säule zu einem Osterleuchter gehört habe, ist lediglich eine Vermuthung des Herausgebers. — Gothische Steinleuchter aus der Zeit um 1400 finden sich drei [1]) an der zum Sanctuarium des Doms zu Havelberg hinaufführenden Stufe aufgestellt, zwischen denen, ersichtlichen Spuren zufolge, sich ehemals eine Steinbrüstung hinzog, welche den Altarraum von dem übrigen Chore absonderte. Der mittlere Leuchter ist 6¼ F. hoch, von der Gestalt eines gothischen Thürmchens, aus dessen im Sechseck aufgestellten Strebepfeilergruppen, mit letzteren durch Bogenstreben verbunden, der cylinderförmige Lichtträger aufsteigt und sich oben kelchartig ausbreitet. An den vier Ecken der Grundplatte treten Löwenköpfe hervor, als Reminiscenz an die sogleich zu erwähnenden Bestienbildungen am Fusse romanischer Bronzeleuchter. Die beiden seitwärts stehenden Leuchter sind etwa einen Fuss niedriger und bestehen ganz einfach aus einer Säule mit lang gestrecktem gothischen Blättercapitäl, gehalten von zwei jugendlichen männlichen Figuren, die in sprechender Gebärdung dargestellt sind. — Einen ähnlichen, etwas jüngeren, 7 F. hohen Steinleuchter bewahrt die Wallfahrtskirche zu Wilsnack. [2]) Der cylindrische Körper ist mit vier Fialen umstellt, das Blättercapitäl achteckig gebildet, und die verstümmelte Basis mit vier hervorspringenden Löwen besetzt. Dieser isolirt stehende Leuchter trug eine c. 16 F. lange achteckige Kerze von Holz, welche, nach oben sich verjüngend, ganz mit kleinen hölzernen Pflöckchen bespickt ist, auf denen die von den Pilgerscharen geopferten Kerzen aufgesteckt worden sein sollen. — Andere Steincandelaber aus dem XV. Jahrh. in der Martinskirche zu Wesel [3]), in der Johanneskirche zu Billerbeck, in der Wiesenkirche zu Soest [4]) und zu Asbeck. — In Steinfüsse eingelassene, über 9 F. hohe, spätgothische Lichthalter aus Schmiedeeisen befinden sich in St. Columba zu Cöln. [5])

Häufiger als steinerne kommen metallene Leuchter, seltener grosse als kleine, in Kirchen und Sammlungen vor, unter welchen besonders die der romanischen Zeit angehörigen von archäologischem und Kunst-Interesse sind. Der Leuchterfuss besteht aus einem drei-, seltener vierfüssigen Ständer, dessen Ausgestaltung der animalischen Natur entlehnt

---

1) Abbild. von v. Quast in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 2, 286 Taf. 18. Fig. 1–3.
2) Abbild. ebd. Fig. 4.
3) Abbild. bei Statz u. Ungewitter a. a. O. Taf. 139, 1. 2.
4) Abbild. ebd. Taf. 114.
5) Abbild. bei Bock, Fz., das heilige Köln Taf. XXI. 79.

ist: geflügelte Drachen, Löwen und andere lichtscheue Bestien sind im Kampfe mit einander oder mit nackten Menschengestalten dargestellt. Auf dem Fusse ruht die, sich nach oben verjüngende, mit Knäufen besetzte, ornamentirte Röhre, welche oben in die Lichtvase mit dem Kerzenstachel ausmündet. Bei den kleinsten, oft nur eine Spanne hohen Exemplaren fehlt die Röhre ganz, und nur ein Knauf verbindet den Fuss mit dem Kelche, an welchem zuweilen eidechsenähnliche Thiere emporzüngeln. Bei den vielarmigen Leuchtern sind die Arme übereinstimmend mit dem Schaft behandelt und wie dieser durch Knäufe gegliedert. — Die gothischen Leuchter sind dagegen meist ganz einfache handwerkliche Gelbgiesserarbeiten: der Fuss ist rund und profilirt, die Röhre in ebenmässigen Abständen mit Ringen besetzt, von denen der mittelste am kräftigsten hervortritt, die Schüssel zum Aufnehmen des Wachses ist breit und gegliedert. Das einzige Ornament pflegt in der Durchbrechung des Fusses mit Vierpässchen zu bestehen und etwa in der Zinnenkrönung des Schüsselchens, die noch an die Mauer des himmlischen Jerusalems erinnern könnte (s. oben S. 121). Grössere Leuchter unterscheiden sich dadurch von den kleineren, dass der Fuss zuweilen mit Löwen verziert, und der Schaft mit einer grösseren Anzahl von Ringen versehen ist.

Siebenarmige Bronzeleuchter (S. 118) romanischen Stils sind nachgewiesen: im Münster zu Essen (inschriftlich gestiftet von der Aebtissin Mathilde, gest. um 1003; ohne den Marmorsockel 8 F. 2 Z. hoch: auf den vier Ecken des Fusses die [verstümmelten] Statuetten der vier Winde) [1], im Dom zu Braunschweig (urkundlich als vorhanden erwähnt 1223, traditionell Geschenk Heinrichs des Löwen, gest. 1195; 14½ F. hoch, 7 Centner schwer und aus 71 einzelnen Stücken bestehend; der reich mit Drachen verzierte Fuss auf vier liegenden Löwen ruhend, das Uebrige einfach; die Arme nach der Mitte zu kaum merklich anwachsend) [2], in St. Gangolf zu Bamberg (dem Essener Leuchter angeblich verwandt) [3], in der Bustorfkirche zu Paderborn (Messingguss, angeblich aus dem XII. Jahrh.; am Fusse Hirsche und andere Thierfiguren; rohe Ornamente) [4], zu Klosterneuburg (gegen 13½ F. hoch; das Fussgestell fehlt; die Arme deutlich baumartig angeordnet; reich verziert) [5] und im Dom zu Prag der ungemein reich mit kämpfenden Bestien und römisch costümirten männlichen Figuren geschmückte Fuss eines nicht mehr vorhandenen Candelabers. [6] — Siebenarmige Leuchter aus gothischer Zeit und meist weniger bedeutend finden sich vor in der Marienkirche zu Colberg (gegossen von Johannes Apenghetere 1327; 12 F. hoch; Sockel

1) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. II. Taf. 28; s. umstehend Fig. 48.
2) Abbild. bei Görges, Beschreib. vom St. Blasius-Dom zu Braunschw. Taf. 3 und bei Kallenbach, Album etc. 2, 6.
3) Vgl. Weiss, C., in den Mittheil. der k. k. Centralcommission etc. (1861) 6, 331.
4) Vgl. Lübke, die mittelalterl. Kunst in Westfalen S. 421; Abbild. bei Statz und Ungewitter, a. a. O. Taf. 194, 1 – 6.
5) Weiss a. a. O. S. 332 ff.
6) Abbild. bei C. Weiss in den mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates etc. Taf. XXXV zu 1, 197.

aus drei Löwen bestehend, darüber drei Hundsköpfe; am Schaft die Apostel; von den Armen zwei aus Holz hergestellt) [1], in der Marienkirche zu Frankfurt a. d. O. (angeblich von 1376; 13 F. hoch; der Fuss

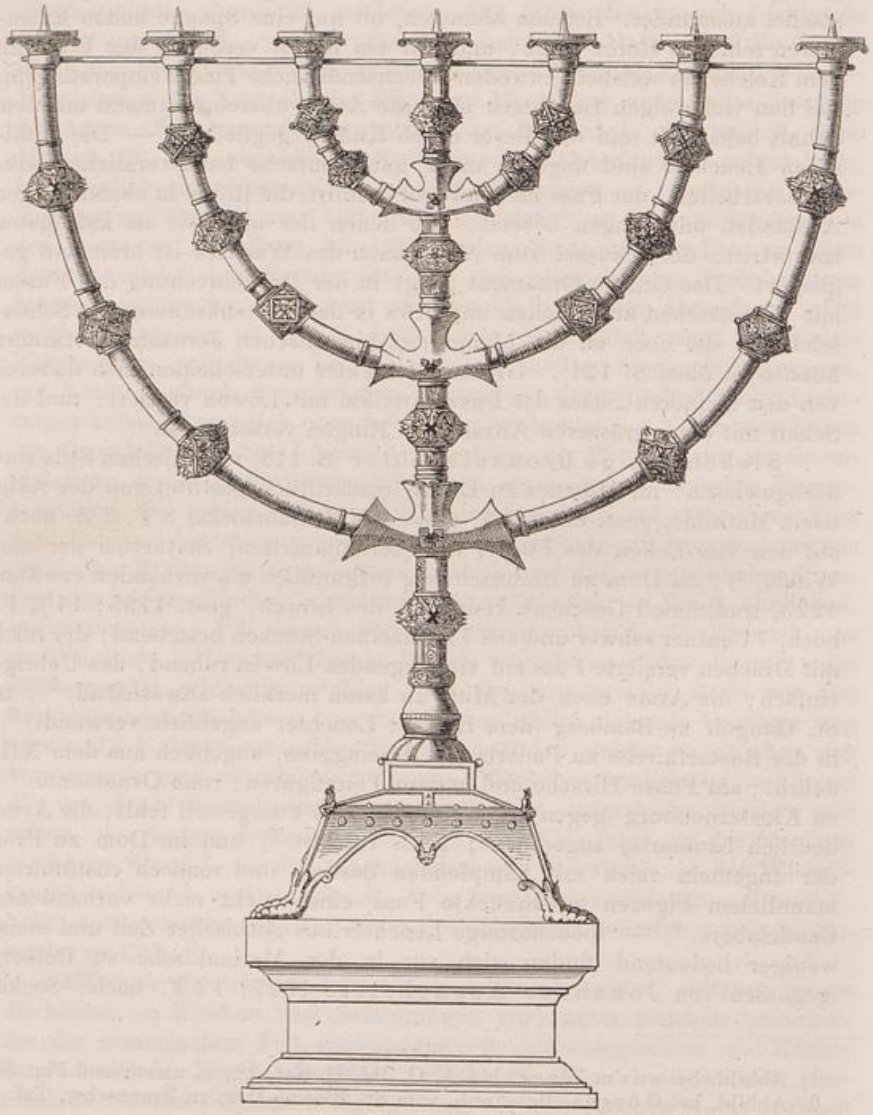


Fig. 48. Siebenarmiger Leuchter zu Essen (nach aus'm Weerth).

besteht aus vier Adlern mit ausgebreiteten Flügeln, darüber Weinlaubgewinde; die Knäufe des mit biblischen Scenen unter Spitzbögen verzierten Schaftes sind aus Weinblättern gebildet; an den Armen heraldische

1) Vgl. Kugler, Fz., Kl. Schriften 1, 784.

Adler und Helme; restaurirt)[1], in der Augustinerkirche zu Brünn ($10\frac{3}{4}$ F. hoch und ganz einfach; am runden Fusse drei Löwenköpfe, sonst am Schafte und an den in wagerechter Linie schliessenden, unter sich maasswerkartig verbundenen Armen nur profilirte Knäufe)[2], im Dome zu Magdeburg (von 1494; $6\frac{3}{4}$ F. hoch und ganz einfach nur mit Knäufen verziert; die Arme übersteigen einander und sind paarweise mit etwas schräg ansteigenden Bändern verbunden; der profilirte runde Fuss steht auf einem $2\frac{1}{2}$ F. hohen antiken Säulenfragmente aus Marmor).[3] — Ein fünfarmiger Messingleuchter aus dem XV. Jahrh., 5 F. hoch, in Form eines Baumes mit abgestutzten Aesten und mit der Figur eines Crucifixus (also wohl mit Beziehung auf die fünf Wunden) befindet sich

Fig. 49. Romanischer Altarleuchter in Klosterau (nach Sighart).

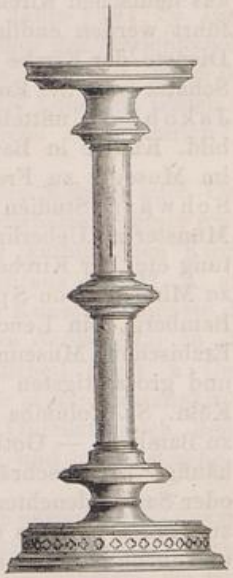


Fig. 50. Gothischer Altarleuchter aus Regensburg (nach Jakob).

in St. Cunibert zu Cöln[4], ein anderer von 1475 (über 9 F. h.) in der Jacobskirche zu Perleberg, ein dreiarmiger (etwa 9 F. h.) aus dem XVI. Jahrh. im Dome zu Xanten[5], andere dreiarmige im Dome und in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt.

1) Vgl. Spieker, Chr. W., Beschreib. u. Gesch. der Marien- oder Oberkirche zu Frankfurt a. d. O. S. 59 ff.

2) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Centralcommission etc. (1862) 7, 20.

3) Nachzutragen ist der 5 F. 5 Z. hohe siebenarmige Leuchter in der Nicolaikirche zu Mölln bei Ratzeburg vom J. 1436, abgebild. in den Jahrbüchern für die Landeskunde von Schleswig etc. I. Fig. 2 a u. b.

4) Abbild. bei Bock, Fz., das heilige Köln Taf. XIV. 54.

5) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. I. Taf. XVIII. 6.

Von romanischen Altarleuchtern (wie die Akoluthenleuchter oft noch paarweise erhalten; S. 119) finden sich (unter mehreren anderen) vielleicht die beiden grössesten, von 2½ F. Höhe, im Bischöfl. Museum zu Münster [1]), der kleinste (eine rohe Thiergestalt, die den Lichtteller auf ihrem Rücken trägt) mit mehreren anderen im National-Museum zu München. [2]) — Die ältesten Exemplare würden die beiden sogen. Thassiloleuchter in Kremsmünster [3]) sein, wenn deren Alter (VIII. Jahrh.) nicht bezweifelt würde. — Ausserdem nennen wir nach den vorliegenden Abbildungen die Leuchter in der Magdalenenkirche zu Hildesheim (verfertigt auf Geheiss Bischof's Bernward († 1022) von einem seiner Schüler) [4]), in der Stiftskirche zu Fritzlar [5]), in Klosterau am Inn [6]), in der Jacobskirche zu Stendal [7]), aus der Stiftskirche zu Wissel im Bischöfl. Museum zu Münster [8]), zwei verschiedene im Jahre 1852 auf der mittelalterl. Ausstellung zu Crefeld befindlich gewesene [9]) und zwei ebenfalls verschiedene aus deutschen Kirchen stammende Leuchter in Frankreich. [10]) — Angeführt werden endlich noch romanische Leuchter von Jakob (Kunst im Dienste der Kirche S. 91) in St. Afra zu Seligenthal bei Landshut, im Schatze von St. Emmeram zu Regensburg (beschrieben von Bock und Jakob, die mittelalterl. Kunst etc. S. 72); von Sighart (Gesch. der bild. Künste in Bayern 1, 193) in der Kapelle des Klosters Scheyern, im Museum zu Freising, in St. Moritz zu Augsburg; von Laib und Schwarz (Studien etc. S. 63) in der Stiftskirche zu Comburg und im Münster zu Ueberlingen; von Giefers (Prakt. Erfahrungen, die Erhaltung etc. der Kirchen betr. S. 67) drei kleine, kaum 4 Z. hohe im Dome zu Minden; von Springer (a. a. O. S. 314) in der Gangolfskirche zu Bamberg, ein Leuchterfuss in Göttweih und in Chur; im Catalog des Erzbischöfl. Museums zu Cöln unter No. 59 u. 270. Für die schönsten und grossartigsten Lichtträger in Deutschland erklärt Bock (das heil. Köln. St. Columba S. 15) zwei grosse spätroman. Standleuchter im Dome zu Bamberg. — Gothische Altarleuchter gewöhnlicher Art sind fast überall häufig, wir beschränken uns daher auf Erwähnung der grossen Chor- oder Sanctusleuchter, wie dergleichen paarweise vor dem Altar aufgestellt zu werden pflegten und sich z. B. in St. Columba zu Cöln [11]) (7 F. hoch), und (nach Bock a. a. O. S. 15) auch in den Domen von Xanten, Münster und Braunschweig, ein Paar frühgothische auch in der Magdalenenkirche zu Hildesheim erhalten haben. Als abweichend von der gewöhnlichen

1) Vgl. Lübke a. a. O. S. 421.
2) Vgl. Mittheil. der k. k. Centralcommission etc. (1861) 6, 113.
3) Abbild. ebd. (1859) 4, 44; vgl. Springer ebd. (1860) 5, 310.
4) Abbild. bei Kratz a. a. O. Taf. 4. Fig. 2.
5) Abbild. bei Statz u. Ungewitter a. a. O. Taf. 203, 1—5, u. ein anderer in den Mittheil. der k. k. Centralcommission etc. (1860) 5, 314. Fig. 6.
6) Abbild. bei Sighart, J., die mittelalterl. Kunst in der Erzdiöcese München-Freising Taf. VII; vgl. S. 209 über einen anderen daselbst befindlichen Leuchter.
7) Abbild. bei Adler, F., Mittelalterl. Backsteinbauwerke etc. Heft IV. S. 64.
8) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. X. 8.
9) Abbild. im Organ für christl. Kunst 1853. Artist. Beilage zu No. 7.
10) Abbild. in Didron, Annales archéol. 18, 161 und in den Mittheil. der k. k. Centralcommission a. a. O. S. 313. Fig. 3. u. 4.
11) Abbild. bei Bock, das heil. Köln Taf. XXI. 81.

Art ist ein achteckiger, in den einfachen Formen des gothischen Steinbaues gehaltener Leuchter in St. Afra zu Seligenstadt [1]) zu nennen, dem sich zwei silberne vergoldete Altarleuchter vom Ende des XIV. Jahrh. im Münster zu Aachen insofern anschliessen, als hier der untere Theil des Schaftes ebenfalls ein architektonisches Motiv befolgt, während die sonstige Form sich der gewöhnlichen anreiht. [2]) Endlich ist auf solche Leuchter zu verweisen, die von Engeln gehalten werden und z. B. in St. Sebald zu Nürnberg, in der Pfarrkirche zu Rottweil (aus Holz geschnitzt), im Domschatze zu Cöln (in Silber getrieben) [3]) und in St. Martin daselbst (aus Holz geschnitzt und vergoldet) [4]) vorkommen.

Als einzig in ihrer Art ist die prachtvolle 15 F. hohe Pergula (s. oben S. 119) zu erwähnen, welche vor dem Altare des Doms zu Xanten über die 30 F. betragende Breite des ganzen Chors geht, und aus drei Arkaden besteht, von denen die mittlere 12, jede Seitenarkade 6 Leuchter trägt; es ist ein Messingguss aus Maestricht vom Jahre 1501. [5]). Dem Ende des XV. Jahrh. gehören die Lichtrechen im Chor der Marienkapelle zu Nürnberg an: rechts und links vom Hochaltare zieht sich längs der Wand ein Balken hin, auf dem knieende Engel die Leuchter tragen. [6]) Ein Kerzstall aus Eisen befindet sich in der Kirche zu Kiederich [7]); derselbe ist sechseckig und ruht auf vier Füssen.

Anmerkung 1. Obgleich im M. A. ausser den Kerzen auch Oellampen im kirchlichen Gebrauche waren, und die Unterhaltung einer ewigen Lampe vor der geweihten Hostie jetzt in der katholischen Kirche allgemeine Sitte ist, so fällt es doch auf, dass Lampen aus dem M. A. anscheinend selten nachgewiesen sind; nur Jakob (die Kunst im Dienste der Kirche S. 91) erwähnt eine Lampe (»*ohne besondere Schönheit*«) in der Kirche zu Usterling a. d. Isar, und Bergmann (Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. [1857] 2, 307) die ewigen Lichte in der Laurenzkirche zu Lorch bei Ens und in der Kirche zu Freistadt in Oberösterreich, denen sich die gothischen Chorlampen im Dom zu Lübeck [8]) und in der Kirche zu Haarbrück (Kr. Höxter) anreihen.

Anmerkung 2. Ausser den in näherem oder entfernterem Zusammenhange mit dem Apparat und Schmuck der Altäre stehenden Hänge- und Standleuchtern bedurfte man bei nächtlichen Gottesdiensten, bei Exequien, in Folge von Stiftungen vor Votivbildern oder besonders gefeierten

---

1) Abbild. bei Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche Taf. IX. 8.

2) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. (1862) 7, 116. — Abbild. von gothischen Leuchtern in holsteinischen Kirchen bei Statz und Ungewitter a. a. O. Taf. 203 u. 204.

3) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. X. 43; vgl. Domschätze S. 22.

4) Abbild. ebd. Taf. XVI. 60. — Bei Laib und Schwarz, Studien etc. Taf. XVI. 1, findet sich die Abbild. eines grossen Lichtträgers des XVI. Jahrh. aus der Kirche zu Schwerte bei Dortmund, ohne Angabe des Stoffes; es ist eine gewundene Säule, auf deren polygonem Capitäl ein Engel steht, welcher den Leuchter in den Händen trägt.

5) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XVIII. 5.

6) Vgl. Laïb und Schwarz a. a. O. S. 76.

7) Abbild. bei Statz und Ungewitter, Goth. Musterbuch Taf. 193, 3—7.

8) Abbild. ebd. Taf. 59, 4.

Reliquien u. s. w. noch anderweitiger Beleuchtung und bediente sich dazu namentlich auch der Wandleuchter in Form beweglicher Arme, die, insofern am Tage der Kirchweihe vor den zwölf Weihekreuzen der Kirche Wandleuchter aufgehängt zu werden pflegten [1]), auch Apostelleuchter genannt werden. Romanische Beispiele von solchen sind äusserst selten. Sighart, die mittelalterl. Kunst in der Erzdiöcese München-Freising S. 211, erwähnt im Chore der Kirche zu Fürstenfeld bei München zwei romanische (Wand-) Armleuchter »*mit zierlicher Darstellung des Kampfes mit dem Drachen*«. Auch gothische aus Metall gegossene Wandleuchter (wie in St. Cunibert zu Cöln [2])) sind nicht eben häufig; spätgothische, aus Eisen künstlich geschmiedet und polychromirt, kommen dagegen öfter vor; wir verweisen auf die Abbildungen zweier Wandleuchter im Rathhausthurme zu Cöln aus dem XV. Jahrh. im Organ für christl. Kunst 1861. Artist. Beilage zu No. 19, und zweier aus Till und Wankun aus dem XVI. Jahrh. bei aus'm Weerth, Kunstdenkmäler etc. Abth. I. Bd. I. Taf. VI. 10 und Bd. II. Taf. XXI. 12. — In der vor dem Zither des Domes zu Halberstadt belegenen Kapelle bemerkt man an den auf die Wand gemalten Weihekreuzen noch die zum Anhängen der Leuchter bestimmt gewesenen Haken.

37. Die Verehrung für den heiligen Inhalt der zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmten Bücher führte bereits im christlichen Alterthume zur prachtvollen äusseren Ausstattung derselben durch die Kunst, und als Gegenstand öffentlicher Verehrung gehörte schon frühzeitig ein kostbar eingebundener Evangeliencodex zum ständigen Schmucke der Altäre. [3]) Gleicher Ehre genoss zunächst das Missale. [4])

Den mit prächtigen Pergament-Codices und kostbaren Einbänden der Bücher getriebenen Aufwand, den man mehr liebe, als das fleissige und andächtige Lesen des göttlichen Wortes, rügen bereits Chrysostomus und Hieronymus. [5]) — Man darf annehmen, dass im Gegensatze zu den antiken Schriftrollen die zwischen Tafeln gebundenen Bücher ihren Ursprung gehabt haben in den spätrömischen Elfenbeinschreibtafeln, mit Reliefs auf der äusseren Seite (*diptycha consularia*, von Magistraten beim Antritte des Amtes verschenkt und mit Consularbildern etc. geschmückt,

---

1) Pelliccia, Alex. Aur., de christ. eccl. politia, ed. Ritter 1, 129.

2) Abbild. bei Bock, das heil. Köln. Taf. XIII. 52.

3) Pelliccia, a. a. O. 1, 143: »*Evangeliorum codex super ipsum altare perpetuo erat.*« Cf. p. 157. — Das Chronicon Conradi ep. aus der Mitte des XIII. Jahrh. (bei Urstisius, Chr., German. historicor. illustr. 1, 568 lin. 31) sagt in Beziehung auf den Dom zu Mainz: »*Erant libri, qui pro ornatu super altare ponebantur, ut evangeliorum, epistolarum, plenariorum etc., aliqui vestiti ebore sculpto, alii argento, alii auro et gemmis.*« — Vgl. oben S. 102.

4) Ueber den Einband der Ritualbücher: Texier, Dictionnaire d'orfévrerie, Art. »*Couvertures et reliures de livres*« (nach Dom Guéranger, Institutions liturgiques und Guénebault, Dictionnaire iconographique) p. 529—549. Vgl. auch d'Agincourt, Histoire de l'art etc. 6, 107; Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche S. 97 f. — Die Namen der verschiedenen Ritualbücher sind erklärt in Otte, Archäol. Wörterbuch S. 99 ff.

5) Neander, A., Joh. Chrysostomus 1, 190; Augusti, Denkwürdigkeiten 12, 289.

und *diptycha ecclesiastica*, kirchliche Namenverzeichnisse und mit biblischen Gegenständen geschmückt)[1], zwischen welche man beschriebene Pergamentblätter legte, da beide Gattungen der Diptycha nur als Deckel kirchlicher Handschriften auf uns gekommen sind, und bis ins XIII. Jahrh. vorzugsweise Elfenbeintafeln zu Prachtbuchdeckeln verwendet wurden. Die Buchdeckel selbst bestehen aus Holz, worauf man die Elfenbeintafeln festnietete. Gewöhnlich jedoch bilden letztere nur den mittleren Theil der Deckel, und die Ränder, als Umrahmung des meist etwa 7 Z. hohen und 5 Z. breiten Elfenbeinreliefs, sind mit Gold- oder Silberblech überzogen, in welches Edelsteine und Perlen gefasst, und das mit getriebenen, emaillirten und gravirten Darstellungen verziert wurde. Anderweitig sind die Deckel auch ganz mit Metallblechen überzogen. Beide Deckel eines Buches haben übrigens niemals denselben Schmuck: der vordere Deckel (*latus frontale*) ist gewöhnlich am reichsten ausgestattet, der hintere oft ganz schmucklos, wie der Rücken mit Seidenzeug überzogen und höchstens zur Vermeidung des Abscheuerns an den Ecken beschlagen. Ausserdem legte man beim Gebrauche der Bücher Polster (*cussini*) unter oder schlug sie in saubere Tücher (*panni linei, camisiae*) ein. Auch hatte man kostbar geschmückte Kästen (*capsae*) in Buchform, in welchen die Codices aufbewahrt und auf den Altären ausgestellt wurden. Zuweilen begnügte man sich indess mit der Ausstellung der leeren *Capsae*. Als nach Erfindung der Buchdruckerkunst und durch die Anwendung von Papier statt des Pergaments die Bücher häufiger und wohlfeiler wurden, überzog man die Holzdeckel der Prachtbände mit gewebten und gestickten Seidenstoffen, beschlug die Ecken mit Metall, die Mitte oft mit einer Metallvignette und fügte metallene Clausuren hinzu. Einbände in gepresstem Leder und vergoldete Schnitte gehören erst dem XVI. Jahrh. an.

Unter den in deutschen Bibliotheken noch ziemlich häufig vorkommenden Evangelien- und Messbüchern in mittelalterlichen Prachtbänden finden sich manche, deren Einband ganz oder theilweise (besonders in der Metallumrahmung des mittleren Elfenbeins) jünger ist als der Codex selbst, seltener andere, deren Elfenbeindeckel älter sind als das Buch, zu dem sie gegenwärtig gehören.

Von ornamentirten Einbänden machen wir namhaft: *Diptycha consularia* als Deckel von Evangeliarien zu Lüttich in St. Martin und im Dom[2], desgleichen an einem Chorbuche aus dem XII. Jahrh. im Zither des Doms zu Halberstadt.[3] Der Form, Grösse und Arbeit dieser antiken Diptychen schliessen sich an die vier Elfenbeindeckel der beiden Gebetbücher K. Heinrich's II. und seiner Gemahlin Kunigunde in der k. Bibliothek zu Bamberg (No. 1049); sie sind 11½ Z. hoch und 4½ Z.

1) Ueber die Diptycha: Müller, C. O., Handb. der Archäologie der Kunst § 312 n. 3. — Vgl. Augusti a. a. O. S. 302 ff.

2) Abbild. bei Salig, de diptychis veterum (Halae) 1731, Titelkupfer.

3) Abbild. bei Augustin, Chr. F. Bernh., das Diptychon consulare in der Domk. zu Halberstadt, in den N. Mittheil. des thüring.-sächs. Vereins VII. 2, 60. Die mit Consularbildern geschmückten Tafeln sind oben und unten verkürzt, um sie dem kleineren Format des Buches anzupassen; die Höhe beträgt jetzt 10½ Z., die Breite 5¼ Z. — Vgl. Kugler, Kl. Schriften I, 135.

breit, enthalten vier einzelne Figuren (der thronende Christus und Maria, Paulus und Petrus) und sollen nicht jünger sein als das VI. Jahrhundert. — Der Zeit um 800 gehört das Evangelienbuch des heil. Liudger an, welches sich im Besitze des Oberregierungsrathes Krüger in Minden befand: die Mitte des mit gravirten Darstellungen geschmückten vergoldeten Deckels nimmt ein Crucifix aus Elfenbein ein. Ins IX. Jahrh. fallen ferner ein aus Bamberg stammendes Evangeliarium in der Hofbibliothek zu München (Cim. 56) mit seinen von Goldblech umrahmten Elfenbeinbildern, vorn die Taufe Christi, hinten die Verkündigung und die Geburt Christi darstellend [1]), und der Evangeliencodex No. 65 der Universitätsbibliothek zu Würzburg, dessen Elfenbeindeckel (von 10×7 Z.) in 37 Figuren die Hochzeit zu Kana, die Austreibung aus dem Tempel und die Heilung des Blindgeborenen enthält. — Aus der Zeit um 900 rühren die Elfenbeindeckel des dem Tutilo zugeschriebenen Evangeliariums in der Bibliothek zu St. Gallen (No. 53) von c. 10½×6½ Z., vorn den thronenden Christus [2]), auf der Rückseite die Himmelfahrt Mariä und die Legende des heil. Gallus darstellend. — Dem X. Jahrh. werden zugeschrieben die Schauseite des Missale No. 911 in der K. Bibliothek zu Bamberg (Umrahmung von gravirtem Silber mit eingelegten Runden aus Gold in den Ecken, auf dem Elfenbein in der Mitte die Halbfigur der Madonna), eines Evangeliariums im Münster zu Aachen (Umrahmung Goldblech mit getriebenen Darstellungen und eingelegten Edelsteinen; Mittelstück die Madonna in Elfenbein; auf dem hinteren Deckel ist nur das Elfenbein mit den vier Heiligenfiguren gleich alt, die in Silber getriebene Umrahmung später) [3]) und eines Evangelienbuches in der Stadtbibliothek zu Leipzig ebenfalls mit dem Elfenbeinbilde der Madonna, die Deckel der Evangelienbücher des heil. Kilian in der Universitätsbibliothek zu Würzburg (das Elfenbein zeigt das Martyrium des Heiligen und seiner Gefährten; Umrahmung und Einband aus dem XV. Jahrh.) [4]), und des heil. Ulrich in der Hofbibliothek zu München (Cim. 53) mit Elfenbeinbildern auf beiden Deckeln (Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt), ferner die Evangeliarien in der k. Bibliothek zu Berlin (Cod. lat. fol. No. 3) mit der Kreuzigung auf dem Elfenbein, in der k. Bibliothek zu Dresden (A. 63) mit Darstellungen der Kreuzigung, Grablegung, Auferstehung und Höllenfahrt, im Museum zu Darmstadt (No. 681) mit der Verherrlichung Christi auf dem vorderen, und dem Propheten Jesaias auf dem hinteren Deckel, in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. mit einer Darstellung der Messe [5]); endlich ein Deckel mit getriebenen vergoldeten Figuren auf buntem Emailgrund

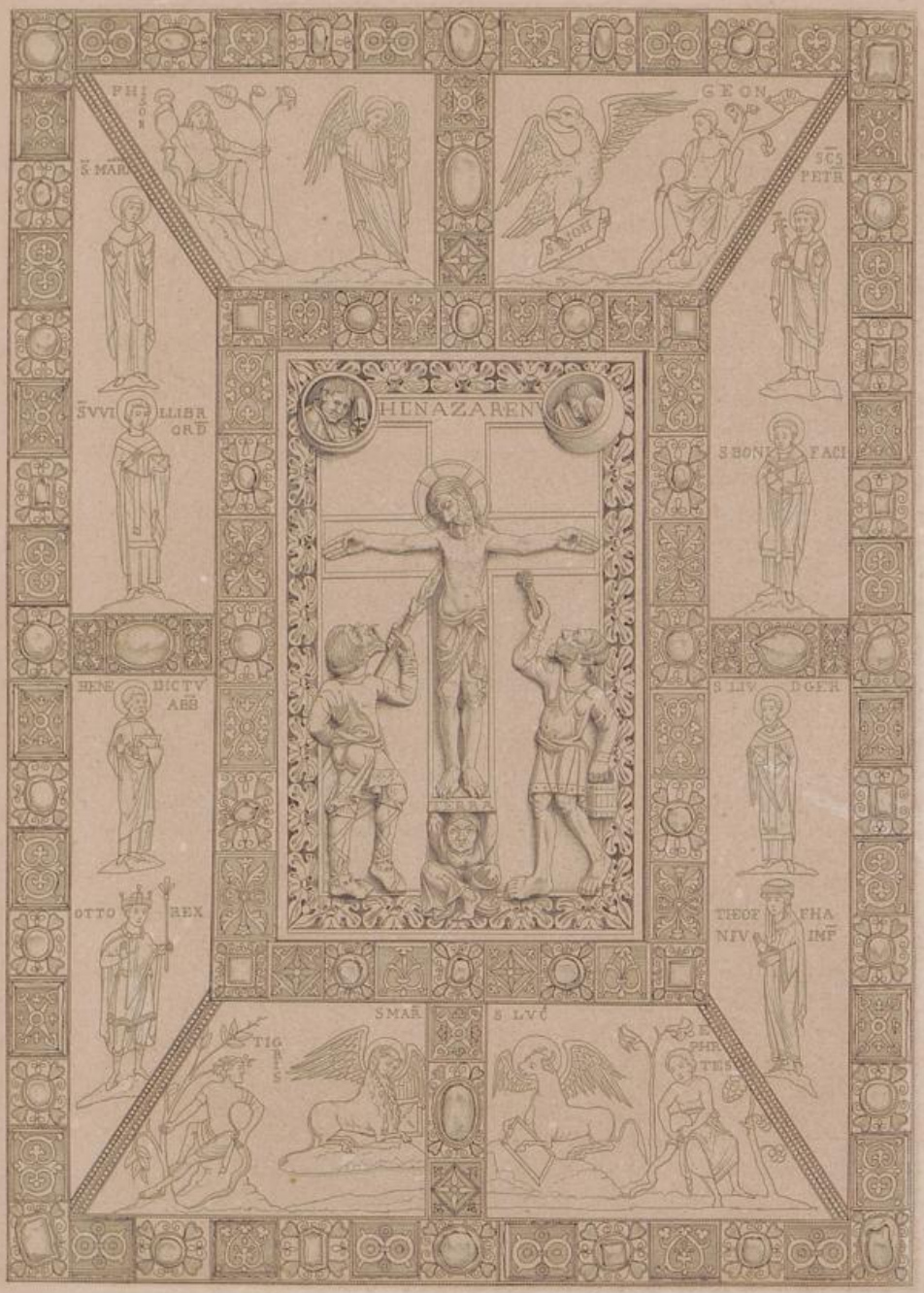
1) Abbild. der beiden Elfenbeine bei Förster, E., Denkmale. Bildnerei. Bd. 1 S. 23 u. Bd. 2 S. 5.

2) Abbild. bei Förster, E., a. a. O. Bd. 1 S. 7, und verkleinert auch in desselben Gesch. der deutschen Kunst 1, 34, woher wir den Stahlstich, unten Abschn. II. B. 1 entlehnt haben.

3) Abbild. der beiden Deckel bei aus'm Weerth, Kunstdenkm. II. Abth. Bildnerei Bd. II Taf. XXXIV. 2 u. 2a.

4) Abbild. bei Becker u. v. Hefner, Kunstwerke etc. Taf. XVI.

5) Abbild. des Elfenbeins im Archiv für Frankfurts Gesch. u. Kunst I. 1. Taf. 4.



DECKEL DES EVANGELIENCODEX AUS ECHTERNACH.

T. O. Weigel in Leipzig

(No. 216) in der Bibliothek zu St. Gallen und der mit Silberplatten belegte Deckel des Codex No. 44 in der k. Bibliothek zu Bamberg. In die früheren Jahrhunderte des M. A. gehört auch der Deckel eines Evangeliariums im Dom-Zither zu Halberstadt mit dem Elfenbein des unter Kuppelarchitekturen sitzenden und sein Evangelium einem Schreiber dictirenden Evangelisten Johannes. — Wenn die Zeitbestimmung sämmtlicher vorgenannten Deckel grosse Schwierigkeiten hat, so zeichnet sich dagegen durch sichere Datirung aus der Einband des Evangeliariums aus Echternach in der Bibliothek zu Gotha, dessen mittleres die Kreuzigung darstellendes Elfenbein mit einer reichen Umrahmung aus Goldblech, Emails, Edelsteinen und Perlleisten versehen ist, auf welcher sich die getriebenen Figuren der Geschenkgeber, der Kaiserin Theophanu und ihres Sohnes, Königs Otto III. befinden, deren gemeinschaftliche Regierung in die Zeit von 985 bis 991 fällt. [1]) Ebenfalls dem Schlusse des Jahrhunderts dürfte der kostbare Golddeckel mit dem segnenden Christus in der Mitte, den vier Evangelisten auf den Ecken und vier Darstellungen aus dem Leben Jesu auf den Rändern angehören, mit welchem der aus St. Denys nach St. Emmeram in Regensburg gekommene und jetzt in der Hofbibliothek zu München (Cim. 55) befindliche Evangeliencodex aus dem IX. Jahrh. geschmückt ist. [2]) Dem X. oder XI. Jahrh. gehört der Deckel eines Evangeliars der Universitätsbibliothek zu Würzburg an, mit dem Lamm Gottes, Löwen, Vögeln und Schweinen auf zwei unter sich verschiedenen Elfenbeintafeln, die ursprünglich eine andere Bestimmung (etwa für ein Reliquiar) gehabt haben. [3]) — Unter den aus dem XI. Jahrh. erhaltenen Prachtdeckeln zeichnen sich zunächst mehrere aus der Zeit K. Heinrichs II. († 1024) stammende und von Bamberg in die Hofbibliothek nach München gekommene Codices aus: ein um 1014 geschriebenes Evangelistarium (Cim. 57) mit den Darstellungen der Kreuzigung und Auferstehung auf dem mittleren Elfenbein [4]), welches in der Einfassung die emaillirten Evangelistenzeichen auf den Ecken und die musivischen Bilder der Apostel auf den Seiten enthält; ein Evangeliarium (Cim. 58), dessen oberer mit Gold, Edelsteinen und Perlen belegter Deckel eine Elfenbeintafel mit dem Tode der Maria umschliesst; und ein Missale (Cim. 60) mit dem Elfenbeinbilde der Kreuzigung und Auferstehung Christi. [5]) Der zweiten Hälfte des Jahrh. gehört ein Evangeliarium (Cim. 59) an, dessen oberer mit Gold, Edelsteinen und Perlen belegter Deckel in der Mitte einen grossen Onyx enthält. Diesen Bamberger Codices schliesst sich der Zeit nach an das Evangelienbuch Bischofs Heinrich von Würzburg († 1018) in der dortigen Universitätsbibliothek (No. 66) mit der Darstellung Christi, der Maria und Johannes des Täufers unter

1) Abbild. des Deckels (etwa in $^1/_3$ der Originalgrösse) in der Zeitschr. f. christl. Archäol. u. Kunst Bd. 2 Taf. 17, woher wir den neben stehenden Stahlstich entlehnen.

2) Abbild. bei Sanftl, Colom., Diss. in aureum ac pervetustum SS. evangeliorum codicem ms. monasterii S. Emmerami (Regensb. 1786).

3) Abbild. bei Becker und v. Hefner a. a. O. Taf. IX.

4) Abbild. bei Förster, Denkmale. Bildnerei. Bd. 1 S. 9.

5) Abbild. ebd. Bd. 2 S. 1.

einem durchbrochenen Schirmdache auf der Elfenbeinplatte, deren ehemalige Umrahmung fehlt, und das Missale des heil. Burkard ebendaselbst (No. 68) mit dem die Maria verehrenden heil. Nicolaus unter ähnlichem Schirmdache auf dem oberen und einer durchbrochenen Silberplatte mit der Majestas auf dem unteren Deckel. Gleichzeitig fällt auch der Einband eines Evangeliariums in der Dombibliothek zu Hildesheim, ein Werk des dortigen Bischofs Bernward († 1022), dessen Einfassung aus vergoldetem Silberblech vorn ein Elfenbein mit dem lehrenden Christus zwischen Maria und Johannes, hinten eine Silbertafel mit der Gottesmutter umrahmt. Aus der Mitte des Jahrhunderts stammen der Evangeliencodex der Aebtissin Theophanu (1039—1054) im Münster zu Essen (auf der in Goldblech getriebenen, mit Edelsteinen reich verzierten Umrahmung der mittleren die figurenreichen Darstellungen der Geburt, Kreuzigung und Himmelfahrt Christi zeigenden Elfenbeintafel unter anderen das Bild der Donatrix)[1] und zwei Evangelienbücher Bischofs Ellenhard von Freising vom J. 1051 in der Hofbibliothek zu München, deren Deckel in gravirter Messingumrahmung auf dem mittleren Elfenbein, das eine Scenen aus der Passion[2], das andere Scenen aus der Kindheit Jesu und die Auferstehung enthält. — Dem XI. Jahrh. gehören ferner an der Deckelschmuck eines aus Paderborn stammenden Evangeliariums in der Dombibliothek zu Trier aus vergoldetem Kupfer mit den Evangelistenzeichen und einer aus Edelsteinen, Perlmutter und Emails bestehenden Einfassung; ein griechisches Lectionarium in der Schatzkammer des dortigen Doms, dessen Deckel ein Elfenbeinplättchen mit der Darstellung und Taufe Christi enthält[3]; der Deckel eines Evangeliariums (No. 682) im Museum zu Darmstadt mit einem die Kreuzigung vorstellenden Elfenbein; ein Evangeliencodex in Maria-Lyskirchen zu Cöln mit der Kreuzigung auf dem mittleren, aus drei länglichen Elfenbeinstückchen zusammengesetzten Theile des oberen Deckels, dessen kupfer-vergoldete Einfassung spätgothische Gravirungen zeigt[4]; ein Evangeliarium aus Kloster Abdinghof in Paderborn in der Bibliothek zu Cassel, dessen Messingdeckel mit Steinen, in der Mitte, in Elfenbein geschnitzt, Relief-Brustbilder von Engeln und vier Heiligen enthält; ein Evangelienbuch im Dom zu Minden mit dem Elfenbein-Relief der Himmelfahrt und silberner Randeinfassung aus gothischer Zeit; ein Codex in der königl. Bibliothek zu Bamberg (No. 1049) mit einem Elfenbeindeckel, der auf jeder Seite eine Figur in lang gefaltetem Gewande zeigt. — Im Vergleich mit der grossen Anzahl und kostbaren Ausstattung der aus dem XI. Jahrh. auf uns gekommenen Prachtbände, ungerechnet die häufig in Kunstsammlungen vorkommenden Elfenbeine aus jener Zeit, die von zerstörten Buchdeckeln herrühren, erscheint schon das XII. Jahrh. minder bedeutend; wir nennen aus demselben die ornamentirten Deckel eines Evangelienbuches im städtischen Museum zu Cöln (in der Mitte das

1) Abbild. des Deckels bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXVII. 1.
2) Abbild. des Elfenbeins bei Förster a. a. O. Bd. 6 S. 1.
3) Ein Gypsabguss im Christl. Museum der Univ. zu Berlin.
4) Abbild. des Deckels bei Bock, Fz., das heil. Köln. Taf. XXXV. 103.

getriebene Relief des thronenden Erlösers, auf den Rändern buntfarbig emaillirte Bilder der vier Weltgegenden auf den Ecken und der Apostel auf den Seiten, in vergoldetem Kupfer) [1]), zweier aus Paderborn stammenden Evangeliarien in der Dombibliothek zu Trier (das eine mit der in einer späteren versilberten Umrahmung auf zwei Elfenbeinplatten dargestellten Verkündigung; das andere mit den einem vergoldeten Kupferblech aufgelegten Elfenbeinfiguren des Crucifixus zwischen Maria und Johannes in emaillirter und gravirter Umrahmung), eines Evangelienbuches in der Stiftskirche St. Johann zu Herford (in Gold und Silber Christus auf dem Regenbogen und auf dem unteren Deckel Arabesken in Silber), eines Evangelienbuches in der Kirche zu Höxter, in der Sammlung des Herrn zur Mühlen in Münster (ein Elfenbein-Relief mit der Abnahme vom Kreuz), zweier Evangeliarien im Zither der Schlosskirche zu Quedlinburg (das eine, No. 65, mit einer vergoldeten Silberplatte, in deren vertiefter Mitte die Madonna dargestellt ist; in der Umrahmung Edelsteine, Perlen und kleine Emails; das andere mit einem Christi Geburt, Taufe, Kreuzigung und Abnahme vom Kreuze darstellenden Elfenbeinrelief in einer breiten mit Edelsteinen geschmückten Umfassung aus vergoldetem Silberblech) [2]) und eines Evangelienbuches in der Stadtbibliothek zu Hamburg (mit dem merkwürdigen Elfenbeinrelief der einen wendischen Krieger tödtenden Victoria in einer mit Glasflüssen verzierten Einfassung aus Messing). [3]) — Im Laufe des XIII. Jahrh. scheinen Buchdeckel mit grösseren Elfenbeinreliefs kaum noch vorzukommen. Der im Städtischen Museum zu Cöln befindliche Deckel mit dem die thebäischen Märtyrer segnenden Christus [4]) gehört wohl spätestens in den Anfang dieses Jahrhunderts. Dagegen finden sich mehrere Beispiele einer neuen, minder kostbaren Ausschmückung durch auf Pergament gemalte Miniaturbilderchen, die mit dünnen durchsichtigen Hornblättchen zu ihrem Schutze belegt sind. So ein Evangeliencodex in der Dombibliothek zu Hildesheim (aus St. Michael daselbst), dessen mittleres, älteres die Kreuzigung darstellendes Elfenbein in der vergoldeten Kupfereinrahmung zwischen 10 verschiedenförmigen Krystallen ebenso viele Miniaturen (an Stelle der sonst üblichen Emails) enthält, und ein Psalterium (No. 232) in der k. Bibliothek zu Bamberg mit dem Mittelbilde des thronenden Christus, umgeben von mehreren kleinen Bildern; der Rand ist mit Silberblech belegt, und die Hornblättchen sind durch Silberstreifen getrennt und befestigt; der untere Deckel ist in gleicher Weise geschmückt. Anderweitig kommen auch mit Metall bekleidete Deckel vor mit kleinen Elfenbeinplättchen in der Umrahmung; z. B. ein aus Hildesheim stammendes Evangeliarium in der Dombibliothek zu Trier, wo auf der Mitte des Deckels die Kreuzigung und Auferstehung Christi in Schmelzwerk und in der Einfassung zwischen Edelsteinen acht Elfen-

1) Abbild. des Deckels bei Bock a. a. O., Taf. XLVII. 125.

2) Abbild. bei Steuerwaldt, W., und Virgin, C., die mittelalterl. Kunstschätze im Zittergewölbe der Schlossk. zu Quedlinburg. Taf. 2. u. 4.

3) Abbild. des Elfenbeins in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst. Bd. 2 Taf. 4.

4) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. XLVI. 124.

beinreliefs erscheinen. Ein anderes Evangelienbuch ebendaselbst zeigt als Deckelschmuck in Kupferblech roh getriebene Darstellungen Christi zwischen den beiden grossen Aposteln. Ein Evangelistarium aus St. Trou im Luxemburgischen, jetzt im Landesarchiv zu Düsseldorf, mit der Darstellung des jüngsten Gerichts, umgeben von emaillirten Apostelbildern, in getriebenem Kupferblech. [1]) Ein Evangelistarium in der Kirche zu St. Wolfgang in Oberösterreich, wo die Mitte des mit ornamentirtem Silberblech überkleideten Vorderdeckels ein ovaler Krystall einnimmt, den die aus Elfenbein geschnitzten Evangelisten umgeben; der hintere Deckel zeigt ein gravirtes Bild des heil. Michael. — Ein Evangeliarium aus Kloster Zweifalten in der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart (Bibl. fol. n. 71) hat einen Deckel von Leinwand, auf dem die Spuren einer Stickerei (Christus und Heilige darstellend) zu erkennen sind. — Die Einbände aus den späteren Jahrhunderten des M. A. bieten in jeder Hinsicht ein geringeres Interesse dar; wir beschränken uns daher auf die Anführung einiger, die sich durch geschmack- und kunstvolle Ausstattung auszeichnen: Ein Fest-Lectionarium der Petrikirche zu Hamburg mit Silberblechdeckel, in der Mitte mit einem Salvatorbilde, auf den Seiten mit Edelsteinen verziert, aus dem XIV. Jahrh. [2]), und ein ähnlicher Einband im Dome zu Brandenburg. — Das Evangeliarium der Ada in der Stadtbibliothek zu Trier, dessen Deckel vom J. 1499 mit theilweise vergoldeter Silbereinfassung acht Figuren im Hochrelief und in der Mitte eine grosse antike Kamee enthält; das zu den Reichsinsignien gehörende Evangelienbuch in der Schatzkammer zu Wien mit seinem etwa gleichzeitigen Prachtdeckel, welcher den thronenden Christus und die Verkündigung Mariä unter Laubbaldachinen im Hochrelief zeigt; ein lateinisches Gebetbuch (Cim. 42) in der Hofbibliothek zu München vom J. 1485, dessen Deckel aus vergoldetem Silber mit Bildern und Ornamenten in Email geschmückt ist; ein Evangeliarium (No. 67) im Zither der Schlosskirche zu Quedlinburg mit seinem mit Silberblech überzogenen vorderen Deckel von 1513, mit dem im Hochrelief getriebenen Christusbilde in der Mitte und einem mehrere kleine Flachbilder umschliessenden, geschmackvollen Rankengeflecht als Einfassung [3]); endlich der Einband eines Antiphonariums in St. Martin zu Cöln als Beispiel der spätgothischen mit einer mittleren Vignette und Eckstücken in Gelbguss beschlagenen überall noch häufig vorkommenden Deckel. [4])

Ornamentirte Kästen zur Aufnahme der Evangeliencodices finden sich z. B. in der k. Bibliothek zu Bamberg (für das Evangelistarium (No. 280) K. Heinrichs II., welches, mit einem dünnen ledernen, mit rother Seide überzogenen Umschlage versehen, in einem Kasten aufbewahrt wird, dessen Ueberzug aus grüner Seide mit violetten Verzierungen besteht), in der Hofbibliothek zu München (für das Evangelistarium der Aebtissin Uota von Niedermünster in Regensburg im XI. Jahrh. ein

1) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXI. 4.
2) Abbild. in der Zeitschr. des Vereins für hamburgische Gesch. I, 3 u. 4.
3) Abbild. bei Steuerwald u. Virgin a. a. O. Taf. 3.
4) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. XVII. 67.

Kasten in Buchform, der auf seinem Ueberzuge von Goldblech den segnenden Christus in getriebener Arbeit vorstellt, und in der Dombibliothek zu Hildesheim (für ein Evangelienbuch Bischof Hezilo's († 1079) in einfachen Pergamentdeckeln, dessen im XVIII. Jahrh. erneuerte Kapsel mit vergoldetem Kupfer verziert ist).

Anmerkung. Dem Inhalte nach zerfallen die Evangelienbücher (*textus*) des M. A. in zwei Klassen: solche, welche den vollständigen Text der vier Evangelien, und andere, die nur die sonn- und festtäglichen Perikopen (*evangelia de tempore et Sanctis per circulum anni*) enthalten. Jene hat man *Evangeliaria*, diese *Evangelistaria* genannt, ohne dass sich die Unterscheidung beider Benennungen bei mittelalterlichen Schriftstellern mit Sicherheit nachweisen liesse. Auf den ersten Blättern sind regelmässig mit Bögen verbundene Säulen dargestellt, zwischen denen ein Calendarium oder die Harmonie der vier Evangelien tabellarisch verzeichnet steht. Der evangelische Text ist in der Uebersetzung der Vulgata wiedergegeben, dem in den früheren Jahrhunderten ein Prolog des heil. Hieronymus vorausgeschickt zu sein pflegt. Die Ausstattung namentlich der älteren Manuscripte ist zuweilen höchst prachtvoll: das Pergament erscheint mit dem Safte der Purpurschnecke violett röthlich gefärbt und die Schrift in goldenen Buchstaben. Dergleichen *Codices membranacei purpurei aurei* sind z. B. die »*IV Evangelia*«, welche im J. 870 auf Befehl Karls des Kahlen von zweien Brüdern, den Priestern Beringarius und Liuthardus geschrieben wurden und aus St. Denys bei Paris um das J. 888 nach St. Emmeram in Regensburg und von da in die Münchener Hofbibliothek (Cim. 55) gekommen sind, das Evangelienbuch der Ada in der Stadtbibliothek zu Trier und das zu den Reichskleinodien gehörige Evangeliarium in der Schatzkammer zu Wien, beide aus der Zeit Karls des Grossen. In anderen Handschriften sind nur einzelne Blätter gefärbt, z. B. in dem Evangeliencodex Bischofs Heinrich von Würzburg († 1018) in der Universitätsbibliothek daselbst, wo das (auch anderwärts wiederkehrende) Anathema gegen etwaige Entwender des Buches mit goldenen und silbernen Buchstaben auf ein mit dunkelem Purpur getränktes Pergament geschrieben ist, oder in dem Echternacher Evangeliarium König Otto's III. in der herzogl. Bibliothek zu Gotha, wo der Text der vier Evangelien durch Vorsatzblätter geschieden ist, die in Art und Weise gewebter Seidenstoffe auf dem Purpurgrunde des Pergaments gemustert sind. Wenn aber auch, wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, das Pergament weiss und die Schrift schwarz ist, so sind doch die Initialen Gold oder Silber, oder wechseln mindestens in Roth und Blau ab: eine Sitte die durch das ganze M. A. geht und Anfangs auch noch in den gedruckten Büchern beibehalten wurde, wo der Drucker die Initialen fehlen liess, oder zur Vermeidung von Irrthümern der Miniatoren, welche die Lücken nachher mit goldenen, silbernen und farbigen Majuskeln ausfüllten, mit einer Minuskel ganz klein vordruckte. Ein weiterer Schmuck vieler mittelalterlichen Codices war die Hinzufügung von Illustrationen durch Miniaturen, die theils in bildlichen Darstellungen, theils in Titel- und Randverzierungen bestehen. Die Abbildung der vier Evangelisten (sitzend und ihre Bücher schreibend) pflegt den älteren Evangelienbüchern selten zu fehlen, oft aber sind auch neutestamentliche Geschichten und Gleichnisse an den betreffenden Textesstellen einge-

fügt. Die drei bilderreichsten Evangelienhandschriften sind der Codex Erzbischofs Egbert von Trier (978 — 993) in der dortigen Stadtbibliothek (Grossquart) mit 57 Bildern, das diesem gleichzeitige (bereits oben erwähnte) Echternacher Evangeliarium Königs Otto III. in Gotha (Folio) und das in der Stadtbibliothek zu Bremen befindliche, im Kloster Echternach für K. Heinrich III. geschriebene Evangelistarium (Quartformat), beide letztere circa mit 50 Bildern. Die für vorzüglich reich illustrirt geltende Mainzer Evangelienhandschrift in der Hofbibliothek zu Aschaffenburg vom Ende des XII. Jahrh. hat nur 39 Bilder. Von ganz besonderem archäologischem Interesse sind die in mehreren älteren Evangelien-Codices vorkommenden Dedicationsbilder, welche durch erläuternde Inschriften Licht über die Zeit und die Umstände verbreiten, unter denen die betreffende Handschrift entstand. So findet sich in dem erwähnten *Codex aureus* aus St. Emmeram zu Regensburg in der Münchener Hofbibliothek (Cim. 55.) ein Bild Karls des Kahlen, in den Bamberger Codices (Cim. 57 u. 60) derselben Bibliothek die Krönung des Donatorenpaares, Heinrichs II. und Kunigundens, dargestellt, in dem erwähnten Bremer Evangelistarium der Besuch der Kaiserin Gisela und ihres Sohnes Heinrichs III. in Echternach, die Schreibstube dieses Klosters mit zwei schreibenden Mönchen und Kaiser Heinrich in seinem Palaste thronend und von dem Abte des Klosters zwei Votivtafeln entgegennehmend. [1]) — Wenn solche Darstellungen und Einschriften fehlen, so kann das Alter des Codex nur aus der Technik und dem Stile der Miniaturen (s. unten Abschn. II. B.) und aus dem Charakter der Schrift bestimmt werden.

38. Ausser den zur Consecration der Altäre erforderlichen Reliquien, die innerhalb derselben beigesetzt wurden (s. oben S. 98), pflegte man bei festlichen Gelegenheiten zur Erbauung der Gläubigen und zur Befriedigung ihrer Schaulust auch andere heilige Ueberreste auf den Altären auszustellen oder vor denselben an einer Stange (*pertica*) aufzuhängen, und der Heiligkeit des Orts und der den Reliquien gewidmeten Verehrung gemäss bediente man sich dazu pracht- und kunstvoller Behälter (*vascula, thecae*) der mannichfaltigsten Art und Formen, welche ausserdem in den kirchlichen Schatzkammern oder in den Schreinen besonderer Reliquienaltäre (s. oben S. 110) aufbewahrt wurden. [2])

Die Verehrung der Märtyrerleichen und Gräber datirt aus der Zeit der Verfolgungen der Christen in den ersten Jahrhunderten: man besuchte die Gräber und opferte an denselben, ohne ihren Inhalt zu stören. Seit

---

1) Vgl. Müller, H. A., das Evangelistarium K. Heinrichs III. in der Stadtbibl. zu Bremen, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. (1862) 7, 57 ff.

2) Vgl. Augusti, Denkwürdigkeiten 12, 262—280. — Texier, Dictionnaire d'orfévrerie, Art. Reliquiaires p. 1316—1321. — Weiss, C., über Reliquienschreine, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. (1856) 1, 77—80. — Messmer, Jos. Ant., zur Gesch. der Formen und Bezeichnungen der Reliquienbehälter ebd. (1862) 7, 78—80.

Constantinus wurde es, und zwar zuerst im Oriente Sitte, die Leiber der Heiligen von dem ursprünglichen Begräbnissorte zu transferiren und Gotteshäuser über denselben zu erbauen. Bald fing man auch an die Ueberreste zu theilen und einzelne Partikeln der Gebeine nicht nur, sondern überhaupt aller der Gegenstände, die mit dem Leibe des Heiligen im Leben und im Tode, oder mit seinem Grabe in Berührung gekommen waren, namentlich nach solchen Orten als Heiligthümer zu versenden, wo es an Reliquien fehlte, deren man zur Consecration der Altäre nach der Weise der römischen Kirche bedurfte. [1]) Dem mit diesen Translocationen frühzeitig verbundenen Unfug der unrechtmässigen Zueignung und Versendung von Reliquien für Geld musste schon ein Gesetz K. Theodosius des Grossen vom J. 386 entgegentreten [2]), und obgleich man noch Jahrhunderte hindurch sich darauf beschränkte, die Reliquien in den Altären und Kirchenmauern (s. oben S. 34) beizusetzen, so nahm doch die Zertheilung und Versendung der Gebeine mit der Ausbreitung des Christenthums in solchen Gegenden, wo es an Märtyrergräbern fehlte, einen immer grösseren Umfang an, zumal als es üblich wurde, eine *capsa* mit den Reliquien auch sichtbarlich auf den Altar zu stellen: eine Sitte, die P. Leo IV. (847—855) und das Concil zu Rheims vom J. 867 ausdrücklich genehmigten. [3]) Durch die Römerzüge der Deutschen kamen unzählige Heilthümer aus Italien nach Deutschland, durch die Pilgerreisen nach dem heiligen Lande und besonders durch die Kreuzzüge aus Constantinopel und Jerusalem nach allen europäischen Ländern. An gewinnsüchtigen bewussten und an frommen unbewussten Täuschungen fehlte es schon in den frühesten Jahrhunderten nicht; dennoch bleiben noch immer die römischen Katakomben die unerschöpfliche Fundgrube neuer Reliquien unter päpstlicher Autorität, obschon der frühere schmähliche Handel damit und die Werthschätzung derselben nach Geld seit der Reformation in der katholischen Welt aufgehört hat. Schon die Ungewissheit über die Echtheit der meisten Reliquien, die offenbare Unechtheit vieler und die Skurrilität mancher hätte die Reformatoren zur Abschaffung

---

1) Ambrosii ad Marcellinam sororem ep. 22 et 54; vgl. Laib u. Schwarz, Studien etc. S. 8 u. 16.

2) Cod. Theodos. l. VII. tit. de sepulcr. violat.; vgl. Augusti a. a. O. S. 275.

3) »*Super altare nihil ponatur nisi capsa et reliquiae Sanctorum, aut forte quatuor Evangelia et buxida cum corpore Domini ad viaticum infirmorum.*« Leo IV. Homil. de cura pastoral. — Concil. Rhemens. apud Burchard l. 3. Decret. c. 97. — Vgl. Laib u. Schwarz a. a. O. S. 32. — In Kirchen mit Ciborienaltären wurden die Reliquiarien vor dem Altare aufgehängt, was durch die Weiheformel des Ciboriums (*tegumen venerandi altaris*) in einem angelsächsischen Pontificale ausdrücklich bezeugt wird, worin erwähnt werden: »*Omnia ornamenta ad ipsum umbraculum pertinentia, vel ab illo dependentia aut eidem subposita*« (Texier, Dictionnaire d'orfévrerie p. 383), und das Chronicon Conradi aus der Mitte des XIII. Jahrh. giebt in Beziehung auf diese im Dome zu Mainz damals noch übliche Sitte folgendes Zeugniss: »*Erat pertica argentea concava deaurata, quae tantum praecipuis festis ante altare dependebat, in qua vascula suspendebantur, quaedam eburnea, quaedam argentea, formarum diversarum, omnia reliquiis plena.*« (Vgl. Urstisius, German. historicor. illustr. 1, 568 lin. 14). So erklären sich die an vielen Elfenbein- und anderen Kapseln oben befindlichen Löcher und Oesen: sie dienten zur Befestigung von Schnüren oder Ketten beim Aufhängen an der Pertica.

der Reliquienverehrung nöthigen müssen, wenn sie es nicht wegen der damit verbundenen abergläubischen Missbräuche von Gewissenswegen gethan hätten: unanständige und schimpfliche Behandlung der vorhandenen Reliquien erklärten sie für unerlaubt [1]; leider aber reizten die kostbaren Behälter derselben vieler Orten zu gewinnsüchtigem Vandalismus, und noch mehr gingen in Kriegsnöthen (auch schon im M. A.) durch Feind und Freund zu Grunde.

Die erste Erwähnung eines Reliquiariums findet sich schon im IV. Jahrh. bei dem häretischen Priester Vigilantius [2]: ein geringes kleines Behältniss, in welchem die Reliquie lag, gehüllt in köstliche Leinwand. — Das vielfache Vorkommen einander typisch ähnlicher Elfenbeinkästchen, entweder mit heidnisch agonistischen oder mit christlich antiken Reliefs verziert, und in gleicher Weise geschmückten runden Elfenbeinbüchsen, die in Italien und Constantinopel verfertigt worden sind, scheint zu erweisen, dass man im früheren M. A. die Reliquien meist in dergleichen Elfenbeinladen und Büchsen aus Italien und dem Oriente versandte. Aus der Zeit der Kreuzzüge kommen ähnliche ornamentirte Kapseln und Kästchen vor, die aus Knochen oder Elfenbein verfertigt und mit arabischen Inschriften versehen sind, und wie die gleichzeitigen Kästchen aus feinem Holze (bemalt oder mit Seidenzeug überzogen), zum Transporte von Partikeln gedient haben werden, wozu anderweitig auch Beutel, und zur Fortschaffung ganzer Leiber selbstverständlich grössere Kisten benutzt wurden. Nachdem die öffentliche Zeigung (*ostensio*) und Ausstellung der Reliquien aufgekommen war, vermehrte sich bis zum Zeitalter der Reformation die Anzahl derselben bis ins Fabelhafte [3], und die Kunst und das Kunsthandwerk schufen eine unzählige Menge von Reliquienbehältnissen in unerschöpflicher Mannichfaltigkeit der Formen aus den kostbarsten Stoffen (Gold, Silber, Elfenbein, edelen Steinen, Krystall, feinen Holzarten etc., am häufigsten aus vergoldetem Kupfer und Messing).

1) Augusti a. a. O. S. 279.

2) »*Pulvisculum nescio quod in modico vasculo pretioso linteamine circumdatum osculantes adorant.*« Hieronymus adv. Vigil. c. 7. — Vgl. Augusti a. a. O. S. 278.

3) Der Dom zu Halle a. d. S. besass nach dem Heiligthumsbuche von 1520 8133 Partikel (darunter in einem Sarge 1243 Partikel) und 42 ganze Körper (in mehr als 200 Behältnissen), deren Zeigung jährlich am Sonntage nach Mariä Geburt stattfand, woran ein Ablass von 39,245,120 Jahren und 220 Tagen nebst 6,540,000 Quadragen geknüpft war. Vgl. Dreyhaupt, Joh. Chrstph. v., Beschreib. des Saal-Creyses 1, 866 u. 855 (Czum neunden). — Die Zeigung der Reliquien geschah in einzelnen Abtheilungen (Gängen), entweder vor einem Altare in der Kirche, während die Gläubigen vorübergingen, oder von Altanen oder Galerien (Heiligthumsstühlen; s. oben S. 77) herab an das im Freien versammelte Volk. Sehr interessant ist die Darstellung mit dem »*heyltumbstuel*« bei St. Stephan in Wien auf einem Holzschnitte des Wiener Heiligthumsbuches von 1512 (Sign. aiij f. v.; im Kupferstichcabinet zu Berlin): man sieht ein rechteckiges, stadtthorartiges Gebäude, unten mit einer offnen, überwölbten Durchfahrt, oben unter dem Dache mit einer Reihe von Spitzbogenfenstern, aus welchen Teppiche herabhängen; an jedem Fenster stehen zwei Cleriker, die mit der Vorzeigung von Reliquien beschäftigt sind. Unten auf der Gasse, und zwar, wie man durch die offene Thorhalle sieht, auf beiden Seiten des Gebäudes, sitzt das Volk, Männer und Weiber durcheinander, dichtgedrängt auf Bänken, und noch mehr stehen im Kreise umher. — Durch verschiedene Hundegruppen gewinnt das Bild noch an Lebenswahrheit.

Dem Inhalte nach lassen sich die Reliquiarien in zwei Klassen theilen: in solche, die nur die Ueberreste eines Heiligen umschliessen, und andere, welche, was gewöhnlich der Fall war, die Partikeln von mehreren Heiligen aufnahmen. Die zusammengehörigen Fragmente hüllte man besonders in seidene und leinene Stoffe und befestigte an den einzelnen Päckchen Etikets (gewöhnlich Pergamentstreifen, seltener Bleitäfelchen) mit den Namen der betreffenden Heiligen. [1]) Auch war es üblich den Reliquien einige Weihrauchkörner oder andere balsamische Stoffe beizuschliessen. [2])

Was die in deutschen Kirchen noch gegenwärtig vorhandenen Schätze an Reliquiarien und deren antiquarischen und Kunstwerth anbetrifft, so geht das Münster zu Aachen [3]) allen übrigen voran. Die ersten Plätze nehmen ferner ein die Goldkammer des Münsters zu Essen [4]), die Zither der Schlosskirche zu Quedlinburg [5]) und des Doms zu Halberstadt [6]), die Schätze von Lüneburg und Braunschweig in der Schlosskapelle zu Hannover [7]), der Dom zu Hildesheim [8]), der aus Trier stammende Schatz im Dome zu Limburg a. d. Lahn. [9]) Die Cölner Schätze sind zerstreut: manches Wichtige davon ist in das Museum zu Darmstadt übergegangen, anderes findet sich noch in den Kirchen von Cöln. [10]) Ausgezeichnet ist auch die aus der Stiftskirche zu Siegburg in die dortige Pfarrkirche gekommene Sammlung [11]), nennenswerth ebenfalls der Schatz in Klosterneuburg [12]) und für die spätere Zeit der Domschatz in Prag u. s. w.

---

1) Nicht selten freilich musste man gewissenhafter Weise darauf schreiben: »*De s. reliquiis quorum nomen novit Deus.*« Vgl. Texier a. a. O. Sp. 829 u. 871.

2) Durandi, Rationale l. 1 c. 7 n. 25: »*Reconduntur reliquiae sanctorum cum tribus granis thuris in capsula.*« Vgl. Bock, das heil. Köln. St. Andreas S. 19.

3) Weerth, E. aus'm, Kunstdenkm. des christl. M. A. in den Rheinlanden. Abth. I. Bd. II. S. 55—139 u. Taf. XXXII—XXXIX; Vgl. Floss, Geschichtliche Nachrichten der Aachener Heiligthümer 1855. — Bock, Fz., der Reliquienschatz zu Aachen. 1860.

4) Weerth, E. aus'm, a. a. O. S. 19—37 u. Taf. XXIV—XXIX.

5) Steuerwald, W., u. Virgin, C., die mittelalterl. Kunstschätze im Zittergewölbe der Schlossk. zu Quedlinb. Ebd. 1855. Vgl. Wallmann, J. Andr., von den Alterthümern der Stiftsk. zu Quedlinb. 1776. — Riecke, J. F., Alterthümer und Sehenswürdigkeiten des Stifts Quedlinb. 1852. — Kugler, Kl. Schriften 1, 623—639. — Bock, Fz., Kunstschätze des M. A. in der Schlossk. zu Quedlinb., in der Wiener Ztg. 1860 No. 96 f.

6) Augustin, Chr. F. Bernh., in den N. Mittheil. des thüring.-sächs. Vereins VII. 2, 65 u. 81. — Kugler, Kl. Schriften 1, 134. — Lucanus, F., Dom zu Halberstadt. S. 9.

7) Vogell, Kunstarbeiten aus Niedersachsens Vorzeit 1845 etc. Vgl. Molanus, Gerh., Lipsanographia, sive thesaurus reliquiarum Elect. Bruns. Luneb., als Anhang zu Jung, Disquisit. antiq. de reliquiis ed. 4. 1783. — Die Reliquienkammer im Residenzschlosse zu Hannover, in der Augsb. Postztg. 1859 No. 22. — Der ehemal. Braunschw.-Lüneb. Electoralschatz, jetzt in Hannover, in der Wiener Ztg. 1859. No. 21.

8) Kratz, J. Mich., der Dom zu Hildesheim. 1840.

9) Krebs, J. Ph., Lipsanotheca Weilburgensis. (Wiesbad.) 1820.

10) Bock, Fz., das heil. Köln. 1858. Vgl. Kugler a. a. O. 2, 334.

11) Organ für christl. Kunst 1853 No. 19—23. Vgl. Kugler a. a. O. 2, 329.

12) Weiss, C., der Schatz des regulirten Chorherrenstiftes zu Klosterneuburg in Niederösterreich, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. 6, 233 ff.

Anmerkung. Unter Zuhilfenahme alter Schatzverzeichnisse[1]) und der mit Abbildungen versehenen Heiligthumsbücher[2]) des XV. und XVI. Jahrh. lassen sich die Reliquiarien der Form nach etwa auf folgende Klassen zurückführen:

1. Hierotheken in der Grundform eines viereckigen Kastens: Särge, Kästchen, Pulte, Bücher, — Schachteln.

a. Behältnisse, welche für einen oder für einige ganze Körper bestimmt sind; sie kommen vor unter der allgemeinen Bezeichnung Kasten (*capsa*, im mittelalterlichen Deutsch vom VIII. bis XV. Jahrh. *chafsa*, *kafs*, *caps*, *cheifsa*, *chefsa*, *chephsa*, *kafse*, *kefs*; franz. *châsse*), Kiste (*cista*), Lade (*coffra*), Schrein (*scrinium*, *arca*), Sarg (*tumba*, *feretrum*, franz. *fierte*), von etwa 4—6 F. Länge, $1^3/_4$—2 F. Breite, $1^1/_2$—4 F. Höhe, länglich viereckig, nach Art der antiken Sarkophage mit dachartigem Obertheil, also in der Form eines Hauses oder einer Kirche, selbst in der Grundform des lateinischen Kreuzes oder gar mit niedrigeren Seitenschiffen unter Pultdächern und analog dem Baustile der betreffenden Zeit: in der späteren gothischen Periode mit Strebepfeilern und Maasswerkfenstern (Blenden). Der Kasten selbst ist aus Holz, mit vergoldetem Metallblech (Silber oder Kupfer) überkleidet, welches mit getriebenen Reliefs (auf den Langseiten gewöhnlich mit den sitzenden Figuren der Apostel etc., auf den Giebelseiten mit dem segnenden Christus und der Gottesmutter, auf den Dachschrägen mit Compositionen aus der biblischen Geschichte oder aus der Legende des betreffenden Heiligen), mit Email und edelen Steinen oder Glasflüssen geschmückt ist. Auf dem First und an den Giebelschenkeln zieht sich ein durchbrochener Dachkamm hin, der auf den Ecken und in ebenmässigen Abständen Kugeln oder Knäufe (häufig aus Krystall verfertigt) trägt. Von solchen glänzenden Meisterwerken der beschriebenen Art, die in anderen Gegenden sich nur selten erhalten haben, ist in den Rheinlanden noch eine reiche Anzahl aus der Zeit von etwa 1150 bis 1250 vorhanden: im Münster zu Aachen der Kasten mit den Gebeinen Karls des Grossen (der grösseste von allen, 6 F.

---

1) Unter den Schatzverzeichnissen deutscher Kirchen, deren Bock in seinem »*heiligen Köln*« mehrere publicirt und erläutert hat, ist besonders wichtig das reichhaltige, von demselben Gelehrten in den Mittheil. der k. k. Central-Commission 1859. 4, 238 ff. mit Anmerkungen veröffentlichte »*Inventarium ecclesiae Pragenis*« von 1387, weil in demselben die Reliquienbehälter nach ihren Formen in verschiedene Rubriken getheilt und mindestens alle Hauptklassen repräsentirt sind.

2) Dergleichen Heiligthumsbücher existiren von Würzburg, gedr. zu Nürnberg 1483 (vgl. Niedermayer, Andr., Kunstgesch. der Stadt Wirzburg S. 239 ff.), Nürnberg, gedr. daselbst 1487 u. 1493, Bamberg, gedr. zu Nürnberg 1493 u. 1509, Andechs, o. J., gedr. zu Wessobrunn, Wien, gedr. ebd. 1502, 1512 u. 1514, Wittenberg, gedr. ebd. 1509 (abgedr. mit dem Hallischen zusammen durch Wolfg. Franzius, Wittenberg 1618) und Halle, gedr. ebd. 1520 (abgedr. bei Dreyhaupt a. a. O. S. 853 ff.) Vgl. Heller, Jos., das Leben und die Werke Lucas Cranachs (Bamb. 1821) S. 312—369. — Als in Halle die Reformation die Oberhand gewann, wurden die Heiligthümer von da nach Mainz versetzt; vgl. Merkel, Jos., der Mainzer Domschatz, in (lithochrom.) Abbildungen nach einem in der Hofbibliothek zu Aschaffenburg befindlichen Miniaturwerke aus dem XVI. Jahrh. 1848. — Die vorgenannten »*Heiligthumsbücher*« sind sehr selten; Exemplare derjenigen des XVI. Jahrh. besitzt das königl. Kupferstichcabinet zu Berlin.

$4\frac{3}{4}$ Z. lang, 1 F. $10\frac{1}{2}$ Z. breit und 2 F. $11\frac{1}{2}$ Z. hoch) um 1166—1215 [1]) und der Kasten »*ad laudem b. Virginis*« mit den vier grossen Reliquien (in

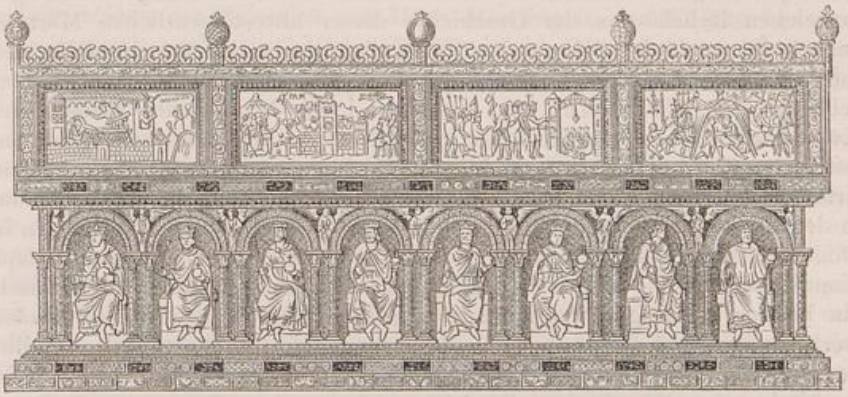


Fig. 51. Kasten Karls des Grossen zu Aachen (nach aus'm Weerth).

Länge und Breite etwas geringer, aber mit Querschiff) nach 1220 [2]); mehrere in Cöln, vor allen der Kasten der heil. drei Könige im Dom (mit Seitenschiffen versehen, $5\frac{1}{2}$ F. lang und $4\frac{1}{2}$ F. hoch, der höchste von allen) aus dem XII. Jahrh., aber öfter und zuletzt nach einem Diebstahl der glücklich wieder aufgefundenen Metallbekleidung im J. 1827 restaurirt [3]); ferner in St. Ursula der Kasten der Titelheiligen (nur $3\frac{3}{4}$ F. lang, mit runder Bedachung und entsprechenden Giebellünetten) aus dem XII. Jahrh. [4]) und noch zwei andere in dem alten Altaraufbau (s. oben S. 110), beide beschädigt, und der eine schon gothisch; in St. Maria in der Schnurgasse der Kasten des heil. Albinus vom J. 1186 [5]) und der des heil. Maurinus, um 1200 [6]); endlich in St. Severin der beschädigte Schrein dieses Heiligen. [7]) In der Kirche zu Deutz der Kasten des heil. Heribert, XII. Jahrh. [8]); in der Pfarrkirche zu Siegburg der Kasten des heil. Anno und noch zwei grössere romanische, ein gothischer und einige kleinere romanische Kästen [9]); in der Kirche zu Kaiserswerth der Kasten des heil. Suidbert und seines Gefährten Willeikus, um 1264 und noch romanisch [10]); im Hochaltar des Doms zu Xanten der Kasten des heil. Victor aus dem XII.

1) Zuerst publicirt von aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXVII. 1—1 c. Vgl. Käntzeler, P. St., der die Gebeine Karls des Grossen enthaltende Behälter 1859.

2) Abbild. bei Cahier, Mélanges d'Archéol. Vol. I Taf. 1—3 u. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXVI. 1—7.

3) Bock, das heil. Köln. Taf. XI. 44 u. Taf. XII. 44 a. Vgl. J. P. N. M. V(ogel), Samml. der prächtigen Edelgesteine, womit der Kasten der h. 3 weisen Könige etc. (Bonn 1781).

4) Abbild. bei Bock ebd. Taf. VII. 28.

5) Abbild. ebd. Taf. XXXVII. 107.

6) Abbild. ebd. Taf. XXXVIII. 108.

7) Abbild. eines Emails ebd. Taf. XLI. 114.

8) Abbild. ebd. Taf. XXIV. 86.

9) Skizzirte Abbild. im Organ für christl. Kunst 1853, artist. Beilage zu No. 23.

10) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXX.

Jahrh. (mit älteren Bestandtheilen) [1]; in der Stadtbibliothek zu Trier ein emaillirter Kasten aus dem XII. Jahrh. — Aus spätgothischer Zeit ist der über 4 F. lange Makkabäerkasten in St. Andreas zu Cöln ganz mit figurenreichen Reliefs aus der Geschichte dieser alttestamentlichen Märtyrer bedeckt [2], sowie der Schrein des Titelheiligen in St. Emmeram zu Regensburg (vom J. 1423). — Dem Reichthum der niederrheinischen Gegend schliesst sich Westfalen an, doch sind die Maasse der vorhandenen Kästen meist bedeutend geringer und rühren erst aus spätromanischer und gothischer Zeit her: im Dom zu Minden ein kleiner, aber prächtig ornamentirter roman. Kasten, in der Johanneskirche zu Herford ein ähnlicher und in der Kirche zu Beckum ein grösserer spätroman. Kasten, fünf Kästen im Dom zu Osnabrück, unter denen zwei (die der heil. Crispinus und Crispinianus) romanisch, ein etwa 5 F. langer (der heil. Regina) frühgothisch, ein kleiner im ausgebildet gothischen Stil, mit Strebepfeilern und Maasswerkfenstern, und der ähnliche Cordulakasten aus dem XV. Jahrh.; endlich der Patrocluskasten (über 5 F. lang und mit Querschiff; meisterhaft in der Architektur, weniger in den vielen Figuren) vom J. 1313 aus dem Dome zu Soest auf der Kunstkammer im N. Museum zu Berlin, ein kleinerer Kasten in der Kirche zu Rhynern von 1457 und ein noch kleinerer aus dem XVI. Jahrh. in der Kirche zu Bochum. [3] — Den älteren Prachtsärgen reihen sich zwei niedersächsische Beispiele im Dome zu Hildesheim an: der Epiphanius- und der Godehardskasten (letzterer besonders prachtvoll, aus der Zeit um 1150). [4] — Ausgezeichnet durch Material, Grösse (6 F. lang, 3½ F. hoch) und Kunstarbeit ist der Kasten der heil. Elisabeth in der ihr geweihten Kirche zu Marburg, aus der Zeit um 1300. [5] — Der aus Bremen stammende Kasten der h. h. Cosmas und Damian in der Michaeliskirche zu München hat die Form eines gothischen Domes. [6] — Der Sarg des heil. Sebaldus von 1394 in der gleichnamigen Kirche zu Nürnberg ist mit Rauten aus Silberblech beschlagen, mit über die Fugen gelegten Goldstreifen, in einfacher Hausform ohne architektonischen und bildnerischen Schmuck. Aehnlich ornamentirt ist der Kasten des heil. Arsacius in der Frauenkirche zu München und der Kasten, in dem seit 1424 die deutschen Reichsreliquien in der Spitalkapelle zu Nürnberg (vor Diebstahl gesichert unter der Decke schwebend) bis zur Auflösung des Reiches aufbewahrt wurden; vgl. die Abbild. im Anzeiger des german. Museums 1861, zu Sp. 437.

In spätgothischer Zeit wurden auch ganz in der Weise der mit Metall bekleideten Prachtsärge dergleichen in vergoldetem und polychromirten Schnitzwerke ausgeführt; wir nennen: einen Reliquienschrein in der Spitalkirche zu Salzburg [7], den Antoninaschrein in St. Johann zu

1) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. I. Taf. XVIII. 1.
2) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. V. 23.
3) Ueber diese westfäl. Beispiele vgl. Lübke, W., die mittelalterl. Kunst in Westfalen S. 405 ff.
4) Ungenügende Abbild. bei Kratz, Dom zu Hildesheim. Taf. III. 3 u. Taf. IX. 1.
5) Abbild. bei Justi, C. W., Elisabeth, die Heilige. 1835) S. 240.
6) Abbild. bei den Bollandisten (27. Sept.) 7, 428.
7) Abbild. in den Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von G. Heider und Rud. v. Eitelberger. Bd. 1 Taf. XX.

Cöln [1]), den Kasten des heil. Castor in der Stiftskirche zu Carden, einen kleineren zu Brühl bei Bonn und drei grössere im Zither der Schlosskirche zu Quedlinburg. [2]) Berühmt ist der Ursulakasten im Johannes-Hospital zu Brügge wegen der Malereien von Hans Memling in den Füllstücken; erwähnenswerth auch ein ähnlicher Kasten in der Pfarrkirche zu Strälen (im Clevischen) wegen der kostbaren Miniaturen aus dem Leben Christi an den vier Seiten etc.

Der Gebrauch, die Reliquiensärge auf Bahren in den Processionen herumzutragen, veranlasste auch die Kunst, dergleichen Schreine anzufertigen, die, auf den Schultern von Clerikerfiguren ruhend, von diesen scheinbar getragen werden. Dahin gehört das kostbare, gegen 4 F. hohe, aus vergoldetem Silber gearbeitete, 90 Pfd. schwere »*Feretrum*« aus dem XIV. Jahrh. im Münster zu Aachen: es ruht auf vier Säulen, neben denen Engel- und Bischofsfiguren stehen. [3]) Auch in St. Cunibert zu Cöln ist ein aus vergoldetem Kupfer verfertigter Reliquienschrein aus dem XV. Jahrh., den vier Akoluthen-Statuen bahrenartig auf den Schultern tragen. [4])

b. Kleinere Kästen zur Aufnahme von Partikeln: Kästchen, Särgchen (*capsulae, arculae, cistulae, ladulae, scriniola*) von länglich viereckiger Form, mit Schieb- oder Klappdeckel und Schloss, auch mit nach allen vier Seiten walmartig gehobenem Deckel, oder als Diminutiva der grossen Kästen in Haus- und Kapellenform; aus Holz verfertigt und mit Elfenbein, mit emaillirtem Metallblech, mit Zeug überzogen oder auch bemalt. Dergleichen Kästchen sind noch in grosser Zahl vorhanden; wir beschränken uns auf einige Beispiele von den verschiedenen Varietäten.

Mit Elfenbeinplatten überzogene Kästchen aus feinem Holze, mit Schiebdeckel und Schloss, etwa 16 Z. lang, 6 Z. breit und 4 Z. hoch, wie sich dergleichen z. B. in der Kirche zu Cranenburg bei Cleve und im Dome zu Xanten [5]) vorfinden, scheinen in Italien (wo sich ein ganz übereinstimmendes Kästchen im Museum zu Arezzo befindet, ein ähnliches auch im Capitular-Archive zu Cividale) [6]) allgemein gewesen, und als Behältnisse zum Reliquientransport nach Deutschland gekommen zu sein. Die Reliefdarstellungen antiker Kämpfe, mit denen sie versehen sind, könnten auf hohes Alter deuten; die aus Sternchen in Runden bestehende Verzierung bietet zu näherer Bestimmung der Entstehungszeit keinen Anhalt. Gleichem Zwecke dürfte ein ähnliches in St. Gereon zu Cöln befindliches, mit einer beinartigen Masse bekleidetes Kästchen [7]) gedient haben, sowie ein anderes in St. Andreas daselbst [8]), beide mit einander verwandten eingravirten Ornamenten, ersteres überdies mit einer arabischen Inschrift, also sicher orientalischen Ursprungs und wohl aus der Zeit der Kreuzzüge. Einfacher Art

---

1) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. XXXII. 98.
2) Vgl. Kugler, Kl. Schriften 1, 638.
3) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXVIII. 1 u. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1859 Bd. 4 Taf. VIII.
4) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. XV. 56.
5) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. VI. 8—8c u. Taf. XVII. 2—2b.
6) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1859. Taf. zu 4, 325.
7) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. I. 5.
8) Abbild. ebd. Taf. IV. 22; s. den umstehenden Holzschnitt.

sind zwei Kästchen im Dome zu Merseburg, von denen das eine mit romanischen Ornamenten bemalt (ersichtlich aber aus einem älteren ähnlichen Kästchen umgearbeitet), das andere mit einem gewebten Stoffe überzogen ist. Sehr wahrscheinlich wurden dergleichen Kästchen in Byzanz und Italien zu beliebigem Gebrauche verfertigt und an den Markt gebracht, wo sie zur Verpackung von Reliquien gekauft wurden. Auch aus späterer Zeit kommen in den Kirchen Kästchen vor, die ursprünglich für profane Zwecke bestimmt

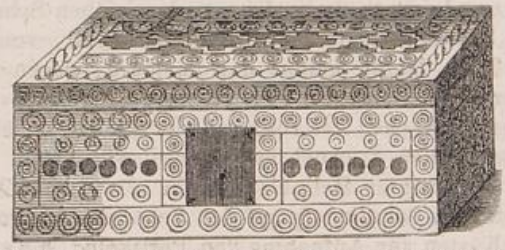


Fig. 52. Reliquienkästchen in St. Andreas zu Cöln (nach Bock).

waren, z. B. in St. Ursula zu Cöln ein Paar sehr zierliche mit Liebesscenen geschmückte Elfenbein-Toiletten aus dem XIV. Jahrh., Reliquien der Titelheiligen enthaltend. [1]) Von einigen anderen, älteren, mit Stickerei überzogenen Kästchen (mit abgewalmtem Deckel) daselbst [2]) ist die ursprüngliche Bestimmung zweifelhaft; dagegen erscheinen zwei im Zither zu Quedlinburg befindliche mit figürlichen Reliefs geschmückte Elfenbeinkästen (No. 6 mit Benutzung älterer Reliefs wahrscheinlich im XI. Jahrh., das andere, No. 7, inschriftlich gegen das J. 1200 verfertigt) bereits ursprünglich als Reliquiarien gearbeitet. [3])

Unter den mit Metallblech überkleideten Kästen (mit gehobenem Deckel) haben sich einige sehr alte Exemplare erhalten: ein Reliquienkästchen in orientalischer Emailarbeit, aus Constantinopel stammend, der griechischen Inschrift zufolge aus der Zeit um 963, im Schatze des Doms zu Limburg a. d. Lahn [4]); der Schrein des heil. Willibrord im Münster zu Emmerich (mit Mansardendach ähnlichem Obertheil), dessen Abstammung aus dem VIII. Jahrh. gegründetem Zweifel unterliegt, der aber (abgesehen von späteren Veränderungen) spätestens ins XI. Jahrh. zu setzen sein wird [5]); ein aus Erz gegossener hausförmiger Kasten mit figürlichen Reliefs auf den Seiten- und Dachflächen in den Vereinigten Samml. zu München. [6]) Aus dem XII. u. XIII. Jahrh. haben sich emaillirte Kästchen in Kapellenform verhältnissmässig häufig erhalten und scheinen förmlich fabrikmässig am Rhein und in Limoges verfertigt worden zu sein; wir nennen nach den vor-

1) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. VI. 27. 2) Abbild. ebd. 26.
3) Vgl. Kugler a. a. O. 1, 627. — Abbild. bei Steuerwaldt u. Virgina a. a. O. Taf. 25—31.
4) Abbild. bei Ibach, Reliquaire byzantine de Limbourg-sur-Lahn. Paris. 1858. als besonderer Abdruck aus den Annales archéol. 17, 337 u. 18, 42. 125.
5) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. II. 9 u. III. 1. 2.
6) Vgl. Sighart, Gesch. der bild. Künste in Bayern 1, 121.

liegenden Abbildungen: ein Kästchen im Domschatze zu Prag [1]), drei andere in Klosterneuburg [2]), ein ähnliches in der Kirche zu Gerresheim [3]) und im städt. Museum zu Cöln; einige gothische im Museum zu Basel. [4])

Minder kostbar als diese waren vergoldete und polychromirte, in Schnitzwerk ausgeführte Holzkästchen, wie sich einige, in gothischen Architekturformen gebildet, mit Zinnenkrönung und abgewalmtem Obertheil, im Museum zu Klosterneuburg befinden. [5]) Prächtiger ausgestattet ist eine schwarze Holzkiste im Münster zu Aachen (XIII. Jahrh.), welche mit Emailmedaillons und Wappenschildern geschmückt erscheint. [6])

c. Den Reliquienkästchen reihen sich an die Behälter in Form eines Setzpultes (*pulpitum*), wie dergleichen auf Altären zum Auflegen des Messbuches gebräuchlich waren. — Das »*silbern Pulpi*« im Hallischen Heiligthumsbuche (Gang VI. 13) war auf der schrägen Fläche mit einem Fenster versehen, durch welches man die Reliquien sah. Auch die Schlosskirche zu Wittenberg besass nach dem dortigen Heiligthumsbuche ein solches Reliquienpult. — Häufiger als diese, wohl erst der Spätzeit angehörig waren die Behälter in Form eines Buches in Prachtband (s. oben S. 136), an denen der Hallische Dom vorzugsweise reich war. »*Ein silbern vbergult Plenarium*« kommt Gang I. 5. 6. 7, Gang II. 17. 19 und Gang V. 17 vor. Zuweilen mochten es wirkliche Messbücher sein, in deren Deckeln kleine Reliquien geborgen waren. — Das Stift Brewnow in Böhmen besitzt eine solche Theka von 1406.

Als Nebengattung der viereckigen Kästchen sind die minder häufig vorkommenden ovalen Schachteln zu nennen, deren sich einige im Zither zu Quedlinburg befinden. Im Chore des Domes zu Cammin wird ein ovaler Kasten ($1\frac{3}{4}$ F. lang, 13 Z. breit, 11 Z. hoch) aufbewahrt, dessen Elfenbeinbekleidung mit Bestiarien und Rankengewinden verziert ist. [7]) Der Schatz des Domes in Xanten bewahrt eine aus Eichenholz gefertigte, mit Silberblech überzogene Reliquienschachtel aus dem XII. Jahrh.; die vergoldete Wandung zeigt getriebene Heiligenbrustbilder, der gewölbte Deckel biblische Darstellungen in Niello. [8])

2. Cylindrische Behältnisse: Büchse (*pyxis, capsula*), Thurm (*turris*), Tabernakel (*tabernaculum*). — Diese drei Arten von Hierotheken, welche als Gefässe und Gehäuse zur Aufbewahrung der Eucharistie (s. unten §. 46) mit einander verwandt sind, stellen wir auch als Reliquienbehälter zusammen, weil durch Uebertragung der architektonischen Formen, wie aus dem viereckigen Kasten die Capella, so aus der runden Büchse mit zeltförmigem Deckel der Thurm, und aus letzterem in der Gothik das Tabernakel hervorgegangen ist.

---

1) Abbild. in den Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates etc. Bd. II. Taf. XII (Farbendruck).
2) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. 6, 239.
3) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXI. 8.
4) Abbild. in den Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterth. in Basel IX, 18 f.
5) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. a. a. O. S. 241 f.
6) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXVII. 4.
7) Vgl. Kugler, Kl. Schriften I, 782.
8) Abbild. bei aus'm Weerth Taf. XXXVII. 4 u. 4a.

a. Unter den aus allen Jahrhunderten zahlreich erhaltenen runden Büchsen, Kapseln und Dosen aus Bein, Metall, Stein und Holz, die zu dem verschiedensten kirchlichen Gebrauche, als Ciborien, Hostienschachteln

Fig. 53. Elfenbeinbüchse in St. Gereon zu Cöln (nach Bock).

und Salbbüchsen gedient haben mögen und gelegentlich auch als Reliquiarien benutzt worden sind, erregen besonderes Interesse gewisse cylindrische Elfenbeinbüchsen, aus dem unteren Theile eines Elephantenzahnes ausgehöhlt und daher von etwa $4\frac{1}{2}$ bis $6\frac{1}{2}$ Z. Durchmesser, bei 3 bis 4 Z. Höhe; sie sind mit Reliefs verziert, die in sehr alterthümlicher, bisweilen auch roher Weise entweder aus dem antik heidnischen (Büchse im Dom zu Xanten [1]) oder aus dem altchristlichen Bilderkreise (Büchse in der Kunstkammer des N. Museums zu Berlin [2], 5 dergleichen im Besitze des Herrn F. Hahn in Hannover [3]) entnommen sind, und haben alle wesentlich gleichen Typus. Die flachen, mit Schloss versehenen Klappdeckel derselben gehören regelmässig einer etwas späteren Periode an, und daran vorkommende Spuren lassen erkennen, dass diese Büchsen zum Aufhängen (an der Pertica vor dem Altare; s. oben S. 139) bestimmt waren, insofern also als Reliquienbehälter gelten können. — Im Heiligthumsbuche des Doms zu Halle kommt (Gang IX. 7) eine achteckige, mit hohem, abgewalmtem Deckel versehene »*helffenbein Buchse mit viel alt gegrabenen Bilden*« (ohne Zweifel mit hölzernem Kerne) vor, welche nach ihrer Ornamentation und den eingefügten Relieftäfelchen in die Kategorie der oben angeführten Elfenbeinkästchen zu Xanten, Craneburg etc. zu gehören scheint. Das sogen. Ciborium des heil. Wolfgang in St. Emmeram zu Regensburg ist eine achteckige mit Elfenbein belegte Holzbüchse mit pyramidalem Deckel und mit Apostelfiguren in byzantinischer Weise geschmückt. — Im Schatze von St.

1) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XVII. 1.
2) Vgl. Kugler a. a. O. 2, 327.
3) Hahn, Fr., Fünf Elfenbeingefässe des frühesten M. A. 1862, mit Abbild.

Gereon befindet sich eine runde Elfenbeinbüchse mit zeltartig gehobenem Deckel [1]), deren eingravirtes Ornament und arabische Inschrift ihren orientalischen Ursprung aus der Zeit der Kreuzzüge erweist; auch diese war zum Aufhängen eingerichtet. Unzählige andere Beispiele aus späterer Zeit übergehen wir.

b. Die Ausgestaltung der cylindrischen Büchse zu einem runden oder polygonischen Kuppelthurme scheint sich durch Uebertragung der Formen des byzantinischen Centralbaues vermittelt zu haben und aus der morgenländischen Kirche zu stammen. Das Reliquiarium mit dem Kopfe des heil. Anastasius im Schatze des Aachener Münsters [2]) zeigt einen quadrati-

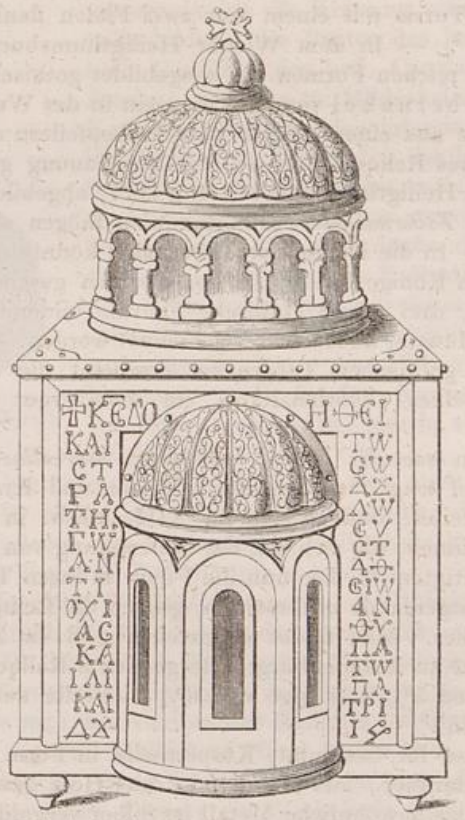


Fig. 51. Reliquienbehälter des heil. Anastasius im Münster zu Aachen.

schen, mit Apsis und kielbogigen Flügelthürchen versehenen Unterbau, aus dessen Mitte sich ein runder, mit einem (erneuerten) Kreuze gekrönter Kuppelthurm erhebt. Der orientalische Ursprung dieses 15 Z. hohen und halb so breiten silbernen, theilweise vergoldeten und mit schwarzem und

1) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. I. 2; s. den Holzschnitt Fig. 53.

2) Abbild. in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 2, 130 u. 132 (woher wir den Holzschnitt entlehnen); auch bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXIV. 5.

weissem Email geschmückten Behälters ist durch die auf demselben befindlichen griechischen Inschriften völlig sicher, nicht ganz so die aus dem Inhalte der letzteren gefolgerte Entstehungszeit im VII. Jahrh. — Ein unter der Bezeichnung »*turris*« im Domschatze zu Hildesheim befindlicher, mit vergoldetem Silberblech überzogener Schrein mit den Reliquien der Stiftspatrone [1]) besteht aus einem sechseckigen Unterbau, aus dem in zwei sich verjüngenden Geschossen die mit dem griechischen Kreuze gekrönte Kuppel bis zur Gesammthöhe von etwa 2½ F. aufsteigt. Die baulichen Formen des Thurmes zeigen den Uebergangsstil, der Sockel gothisches Maasswerk aus der inschriftlich gesicherten Entstehungszeit im XIV. Jahrhundert. — Das Münster zu Emmerich endlich besitzt eine polygonische, vielgeschossige, einfach gothische Turris mit einem von zwei Fialen flankirten Helmdache, von 19 Z. Höhe. [2]) — In dem Wiener Heiligthumsbuche (Bl. b) kommt ein Thurm in den reichen Formen des ausgebildet gothischen Stils vor.

c. Unter Tabernakel verstand man ein in der Weise der gothischen Prachtkirchthürme aus einem Walde von Strebepfeilern componirtes, vielfach durchbrochenes Reliquiarium. Diese Anschauung gewährt wenigstens der im Hallischen Heiligthumsbuche (Gang II. 7) abgebildete, spätgothische »*silbern vbergulter Tabernackel*«. Die Reliquien mögen sich im Sockel befunden haben. — In die Klasse der Tabernakel könnte unter anderen auch das angeblich vom Könige Philipp II. von Spanien geschenkte, prachtvolle silber-vergoldete, drei offene gothische Thürme bildende, fast 3 F. hohe Reliquiarium im Münster zu Aachen [3]) gerechnet werden. — Als romanisches Prototyp solcher gothischen Tabernakel erscheint die »*geweichte capelle*« von der Form eines Ciborienaltares im Bamberger Heiligthumsbuche (Gang VI).

3. Taschen (*sacculi, bursae, alloveria, scarcellae*), wie man sie im Oriente am Gürtel trug, wurden durch Pilger und Kreuzfahrer auch im Abendlande verbreitet, und es gab im XIII. Jahrh. in Paris eine eigene Zunft von Stickerinnen, die sich mit der Anfertigung von »*aumosnières sarrazinoises*« beschäftigten. [4]) Da nun die Pilger in ihren Taschen auch Reliquien aus dem Morgenlande mitbrachten, gingen die Reliquientaschen in die Kirchenschätze über. Man findet dergleichen z. B. im Zither zu Quedlinburg und im Dome zu Brandenburg, eine gestickte Reliquientasche in Form eines Säckchens von 5⅜ Z. Länge und 6¼ Z. Breite auch im Schatze von St. Gereon zu Cöln. [5])

4. Behältnisse für bestimmte Körpertheile in Form der letzteren, bis lebensgross und darüber, aus Metall oder aus Holz geschnitzt und naturgemäss bemalt. Das gewöhnliche Metall ist Silber vergoldet, doch liess man die Fleischtheile weiss oder überzog dieselben mit fleischfarbenem Email. Die zum Costüm gehörigen Theile wurden mit Edelsteinen besetzt.

a. Brustbilder (*capita, pectorales, hermae*) zur Aufnahme des

---

1) Abbild. bei Kratz a. a. O. Taf. XI. 4.
2) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. II. 7.
3) Abbild. ebd. Taf. XXXVIII. 2.
4) Vgl. de Laborde, Notice des émaux etc. exposés au Musée du Louvre. 2, 144. Art.: Aumosnière.
5) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. II. 9.

Schädels des dargestellten Heiligen in dem Kopfe der Büste, oder auch einzelner Gebeine vom Schulterblatt oder Oberkörper in dem Thorax. Solche *Capita* waren sehr häufig: der Dom zu Prag zählte im J. 1387 acht, die Schlosskirche zu Wittenberg 1509 vier, der Basler Kirchenschatz 1511 ebenfalls vier [1]) und der Dom zu Halle 1520 acht. — Das älteste bekannte Brustbild ist das des heil. Candidus in der Schweiz, welches spätestens aus dem X. Jahrhundert stammen soll [2]); die anderweitig in Frankreich [3]) und Deutschland erhaltenen scheinen nicht über das XIII. Jahrh. hinaufzureichen und zeigen in den Gesichtern das Streben nach Individualisirung und Porträt-Aehnlichkeit. Wir nennen das Haupt des heil. Oswald (welches gewissermaassen die Krönung einer achteckigen Kapelle bildet), die Büsten des heil. Bernward, der heil. Caecilia, des heil. Cantius und eines heil. Jacobus im Dome zu Hildesheim [4]), das Brustbild Karls des Grossen (das interessanteste von allen) im Münster zu Aachen [5]), des heil. Gregorius von Spoleto und des Einsiedlers Antonius in St. Cunibert zu Cöln (letzteres nur aus vergoldetem Kupfer). [6]) Das grösseste von allen dürfte das über 5 F. hohe des heil. Lambert in der Kathedrale zu Lüttich aus dem XVI. Jahrh. sein, welches indess seines ursprünglichen kostbaren Schmuckes fast gänzlich entkleidet ist. [7]) — Aus Holz geschnitzte Hermen kommen, z. B. in den Sacristeien der Kirchen von Cöln, auch in St. Martin zu Oberwesel noch häufig vor.

Fig. 55. Kopf Karls des Grossen in Aachen (nach aus'm Weerth).

Ausser den beschriebenen Büsten finden sich auch in Silber gefasste »*crania nuda*« (z. B. einige im Zither zu Halberstadt), die man auf Schüsseln auszustellen pflegte. Im Wittenberger Heiligthumsbuche (S. 18 u. 49) sind auf Schüsseln liegende Todtenköpfe abgebildet.

b. Arme (*brachia*, *brachialia*, *manus*), die Röhrknochen des Armes enthaltend, und durch die Hand entweder als rechter, oder als linker Arm gekennzeichnet. Da hier durch das Costüm (den Aermel) eine Individualisirung des betreffenden Heiligen nicht möglich war, so half man sich zuweilen damit, dass man das Attribut des Heiligen von der (sonst stets gerade ausgestreckt oder segnend gebildeten) Hand halten liess. So hält im Hallischen Heiligthumsbuche (Gang V. 6) der silberne Arm »*dorinne ist ein trefflich stuck vom Arme sancti Thome*« ein Winkelholz, ein anderer (ebd. 12) mit einer Armröhre des Ap. Jacobus Major eine Muschel, noch ein anderer

1) Vgl. das Schatzverzeichniss im Grossh. Archiv zu Carlsruhe, abgedr. in den Mittheil. der Gesellsch. für vaterland. Alterthümer in Basel IX, 20 ff.
2) Vgl. aus'm Weerth a. a. O. Bd. II. S. 133 Anmerk. 247.
3) Texier, Dictionnaire d'orfévrerie p. 292.
4) Abbild. bei Kratz a. a. O. Taf. XI. 2. 4. 5. und Taf. XII. 1.
5) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXIX. 3.
6) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. X. 42 u. Taf. XIII. 51.
7) Vgl. Texier a. a. O. Sp. 1121 ff.

(ebd. VIII. 10) mit zwei Röhren der heil. Ursula einen Pfeil u. s. w. — Auch diese Art von Reliquiarien war sehr häufig; wir nennen zwei Arme in St. Gereon, zwei andere in St. Cunibert zu Cöln [1]), der Arm Karls des Grossen im Münster zu Aachen, zwei Arme im ehemaligen Kloster zu Mettlach (XV. Jahrh.), ein Arm aus dem XVI. Jahrh. im Domschatze zu Regensburg, ein Arm in St. Mauritz zu Münster, vier geharnischte Arme im Zither zu Halberstadt. — Hölzerne polychromirte Arme kommen noch oft vor, z. B. in mehreren Kirchen von Cöln.

Fig. 56. Arm in St. Cunibert zu Cöln (nach Bock).

c. Finger: Ein silberner vergoldeter Finger, mit einem Finger des heil. Vincentius, auf einem Ständer befestigt, im Hallischen Heiligthume, Gang VI. 38.

d. Füsse (*pedes*) scheinen nur selten vorgekommen zu sein. Im Basler Münster befand sich im J. 1511 ein »*Pes Innocentium argenteus, ornatus pluribus preciosis floribus, stans in una cistula lignea deargentata*«. [2])

e. Einzelne grössere Gebeine in Metall gefasst, mit einem Fusse zum Aufstellen versehen; z. B. eine Rippe des heil. Sebald, quer auf einem durch Laubwerk gebildeten hohen Fusse befestigt, im Wittenberger Heiligthumsbuche (S. 23), eine Rippe der heil. Ottilie, ähnlich gefasst, im Hallischen Heiligthume (Gang VIII. 35), eine Armröhre der heil. Wilhilde, auf zwei niedrigen Füssen ruhend (ebd. 26) u. a. m. — Ein in dieser Weise spätgothisch gefasster Wirbelknochen befindet sich im Besitz des Abts Zeidler in Prag.

5. Bilder (*imagines*), d. h. Statuetten derjenigen Heiligen, deren Reliquien darin enthalten waren, aus Metall getrieben oder hohl gegossen, auch aus Holz geschnitzt und von verschiedener Grösse. Gewöhnlich war hinten ein Thürchen angebracht zum Hineinlegen der Reliquien, oder man gab letztere, besonders wenn sie zu den Marterwerkzeugen des betreffenden Heiligen gehört hatten, der Figur in die Hand oder verschloss dieselben in einem kleineren, zierlich gearbeiteten Behältnisse, welches die Statuette in der Hand hielt. Auch wurden Reliquien in dem Postament der Statuen geborgen. Solche Bilder, die ehemals sehr häufig waren (die Schlosskirche zu Wittenberg besass über 30, der Dom zu Halle über 40) sind wegen ihres bedeutenden Metallwerthes selten geworden. Das älteste und kostbarste unter den erhaltenen ist die sitzende Madonna mit dem Kinde (28 Z. hoch, aus Goldblech über einem hölzernen Kerne) aus der Zeit K. Otto's II. im Schatze des Münsters zu Essen. [3]) Eine aus Silber getriebene frühromanische

1) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. II. 7. 8. Taf. XIII. 53.
2) Mittheil. der Gesellsch. für vaterland. Gesch. in Basel IX, 21.
3) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXIV. 5.

sitzende Statuette des heil. Petrus in der Johanniskirche zu Osnabrück. Eine ausgezeichnete Arbeit des XV. Jahrh. ist die mit dem Untersatz 2 F. hohe aus Silber getriebene und vergoldete Statuette des Ap. Petrus (mit einem Stück seiner Kette in der rechten Hand) im Münster zu Aachen [1]), zu erwähnen auch die vergoldete aus Kupfer getriebene Figur der Madonna in St. Maria in der Schnurgasse zu Cöln (XV. Jahrh.) [2]), sowie das Bild des heil. Sebastian (aus gleichem Stoffe) vom Beginn des XVI. Jahrh. im Domschatze zu Regensburg u. a. m. — Der Dom zu Bamberg (Heiligthumsbuch, Gang VIII) besass die silbernen Bilder mehrerer nackten Kinder, von einem Schwerte quer durchstochen, mit Reliquien der unschuldigen Kindlein.

Den »*Bildern*« sind beizuzählen die zuweilen vorkommenden plastisch ausgeführten Gruppen, z. B. der Oelberg im Wittenberger Heiligthumsbuche S. 75.

6. Behältnisse, welche durch ihre Form auf die in denselben enthaltenen Reliquien oder auf die Legende des betreffenden Heiligen deuten.

a. Kreuze und Crucifixe als Behältnisse von Partikeln des wahren Kreuzes, von den colossalen Triumphkreuzen bis zu den als Amulets getragenen Schmuckkreuzen: in so unzähliger Menge, dass ziemlich die meisten Kirchen der Christenheit nach und nach in den Besitz solcher Partikelkreuze gelangten. — Schon gleich nach der Erfindung des wahren Kreuzes gerieth die Kaiserin Helena auf den Gedanken dasselbe zu zertheilen, um daraus theils eine Reliquie für die Kirche des heil. Grabes in Jerusalem, so wie für die des heil. Kreuzes in Constantinopel, theils ein Phylakterion (Amulet) für ihren Sohn Constantinus zu machen. Damit war die Loosung zur weiteren Theilung gegeben, und schon dreissig Jahre später bezeugte Cyrillus von Jerusalem, dass die ganze Welt mit Partikeln des Kreuzholzes erfüllt sei. [3]) Je mehr aber die Sehnsucht nach dem Besitze solcher Kleinodien zunahm, desto kleiner wurden die Partikeln, so dass zuletzt nur noch Splitter übrig blieben, und zwar in so unendlicher Menge verbreitet, dass die Authenticität derselben einmal vorausgesetzt, diese Vervielfältigung nur auf wunderbare Weise geschehen sein könnte. [4]) — Die Sitte aber, die Partikeln in ein Behältniss von Kreuzform zu legen, lässt sich schon im VI. Jahrh. nachweisen [5]) und herrschte das ganze M. A. hindurch, obgleich

1) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXVIII. 11; vollständiger in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1859. 4, 243.

2) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. XL. 112.

3) Vgl. die Beweisstellen bei Augusti, Denkwürdigkeiten 12, 100 u. 105.

4) »*Fragmenta ligni crucis tam multa, ut, si in acervum redigantur, vix una navis oneraria vehat.*« Cf. Erasmi Roterodam., Annot. ad evang. Matth. 23, 25.

5) Gregor der Grosse schickte dem Könige Adalowald »*filateria, id est crucem cum ligno sanctae crucis*«. Vgl. Du Cange, Gloss. 7, 109 (ed. Didot) bei Texier, Dictionnaire d'orfévrerie Sp. 883. Das Wort filateria (*φυλακτήριον*), welches bei den Griechen ausschliesslich Amulets in Kreuzform bezeichnet zu haben scheint, die man um den Hals gehängt trug, und in diesem Sinne auch bei Gregor dem Grossen zu nehmen ist, war später ganz allgemeine Bezeichnung eines kleineren Reliquienbehälters, vielleicht eben deshalb, weil man solche ebenfalls (an der Pertica, s. oben S. 139) aufzuhängen pflegte. Durandi Rationale l. 1 c. 3 n. 26: »*Phylatteria vero est vasculum de argento, vel auro, vel crystallo, vel ebore et hujusmodi, in quo sanctorum cineres vel reliquiae reconduntur.*«

man auch andere Reliquien mit hineinlegte. — Dass die Reliquienkreuze in vielen Fällen mit den Altar- und Vortragekreuzen zusammenfallen, ist bereits oben S. 114 bemerkt, und viele von den dort beispielsweise angeführten Kreuzen enthalten zugleich Reliquien. — Das älteste vorhandene Exemplar dürfte das kleine Pectoralkreuz (von 2¼ Z. Höhe im Münster zu Aachen sein, mit der in Goldblech, Perlen und Steinen gefassten, offen liegenden Partikel, wenn dasselbe wirklich aus dem Grabe Karls des Grossen herrührt; die jetzige Umhüllung desselben aus vergoldetem Silber erscheint jünger. [1]) Sehr bedeutend durch materiellen und künstlerischen Werth ist das Bernwardskreuz in der Magdalenenkirche zu Hildesheim, vom Schlusse des X. Jahrhunderts. Es ist auf der Schauseite mit einer starken Goldplatte belegt, in welcher viele Edelsteine gefasst sind. Dieses Kreuz wurde nur an seltenen Festen ausgestellt und ist zu dem Ende unten mit einem eisernen Stachel versehen. [2]) — Als ein zum Vortragen bestimmtes, inschriftlich ausser der Partikel des Kreuzholzes noch viele andere Reliquien bergendes Prachtkreuz nennen wir noch das Doppelkreuz, vorn mit Gold-, hinten mit Silberblech belegt, in der Abteikirche zu Burtscheidt aus dem XIII. Jahrhundert. [3])

Auch Partikeln von dem Kreuze, an welchem der Ap. Andreas gestorben, legte man in kreuzförmige Umfassungen: ein solches Kreuz aus guter gothischer Zeit (zum Theil erneuert) befindet sich im Domschatze zu Regensburg.

Als complicirte Reliquienbehälter sind die sogen. Heiligen Gräber zu bezeichnen, wo der Fuss des Crucifixes die Gestalt eines in den üblichen Architekturformen gebildeten kleinen Sarges hat. Ein theilweise aus gediegenem Golde gearbeitetes Exemplar dieser Art aus dem XV. Jahrh. besitzt das Museum zu Basel. [4])

b. Die verschiedensten Behältnisse in Form der Attribute oder Symbole der betreffenden Heiligen, oder in solchen Formen, die an deren Legenden erinnern. Es ist jedoch hiebei zu bemerken, dass, wenn ein solches Modell erst einmal für die Reliquien eines bestimmten Heiligen erfunden war, es oft auch nachgeahmt und als Reliquiarium ohne die ursprüngliche Beziehung benutzt wurde. — Wir nennen aus dieser Klasse:

Ein silbervergoldeter züngelnder Drache, als Attribut der heil. Margarethe, mit einer Reliquie vom Fusse dieser Heiligen, im Würzburger Heiligthumsbuche (vgl. Niedermayer, Kunstgesch. der Stadt Wirzburg S. 239).

Eine Fahne, mit Perlen durchstickt, »*doryn sein II stück von S. Moritz fane, II stück von S. Georgen fane*« im Hallischen Heiligthumsbuche, Gang VI. 40. — Ausserdem ein anderes »*Banir*«, dessen Tuch von dem Panier des heil. Moritz herstammte, mit Reliquien dieses Heiligen und anderer Ritter der thebaischen Legion in dem silbernen Fahnenstocke (Ebd. 2).

---

1) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXVIII. 2.
2) Abbild. bei Kratz a. a. O. Taf. IV. 1.
3) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXIX. 7. 8.
4) Photogr. Abbild. in den Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterth. in Basel IX, 18.

Eine thönerne Lampe der heil. Elisabeth, in einer dieselbe Form genau nachbildenden silbernen Kapsel, befindet sich im Stifte Tepl in Böhmen.

Ein geflügelter Löwe, als Symbol des Evangelisten Marcus, mit Reliquien desselben, im Wittenberger Heiligthumsbuche S. 56.

Eine aus Krystallwänden zusammengesetzte Mitra von 1378, als Umschliessung der Inful des heil. Eligius, im Besitz der Goldschmiedezunft in Prag.

Ein silberner Pelican, der seine Jungen mit dem eigenen Blute nährt, als Symbol der sich selbst opfernden Liebe, mit 11 Partikeln von heiligen Bischöfen, im Hallischen Heiligthume, Gang VII. 3.

Ein silberner Phönix auf dem Scheiterhaufen, als Symbol der Unsterblichkeit, mit 16 Partikeln von heiligen Jungfrauen, ebd. VIII. 36.

Ein Hahn kommt im Wittenberger Heiligthumsbuche (Gang II. 7) und im Wiener (Gang VI) vor: es mag dahin gestellt bleiben, ob die Reliquiarien in der Gestalt dieses Thieres etwa auf den heil. Vitus zurückzuführen sind, dessen Attribut der Hahn ist.

Ein silbern übergoldet Schiff (betakelt) mit Beziehung auf die Legende der heil. Ursula, mit Reliquien derselben und ihrer Gefährten, auch vom Mastbaum ihres Schiffes; Hallisches Heiligthum VIII. 11. — Reliquiarien in Form eines Schiffes waren auch sonst beliebt, sowohl im Anschluss an die Weihrauchschiffchen, als auch an einen seit dem XIV. Jahrh. häufig vorkommenden Tafelaufsatz für Salz und Gewürze in der Form eines mit Masten versehenen Schiffchens.

Ein Schwert als Marterwerkzeug vieler Heiligen, z. B. das Schwert in einer prachtvollen Scheide aus Golblech über einem Holzkörper (XII. Jahrh.), mit dessen Klinge die heil. Cosmas und Damian enthauptet worden sein sollen [1]), im Münsterschatze zu Essen. — Der Schatz des Doms in Prag bewahrt das Schwert des heil. Stephan von Ungarn mit einem vielleicht aus jener Zeit stammenden Elfenbeingriff und spätgothischer Scheide, die Kirche St. Georg in Cöln ein Schwert, welches ihr Titelheiliger geführt haben soll, in Fassung aus dem XIV. Jahrhundert. [2]) Ueberhaupt waren Schwerter unter den mittelalterlichen Heiligthümern nicht selten: der Dom in Halle besass ein Schwert, welches Leo X. dem Kaiser Maximilian, und dieser an Albrecht von Mainz bei Uebernahme des Cardinalats verehrt hatte (Gang I. 2). Aus dem XVI. Jahrh. stammt auch ein ähnliches Ceremonialschwert im Domschatze zu Cöln, das den dortigen Erzbischöfen als Kurfürsten vorgetragen wurde. [3])

Eine silberne Wiege mit Heiligthum von den Unschuldigen Kindlein, im Schatze des Hallischen Domes (Gang VI. 25). — Auch im Prager Schatzverzeichnisse von 1387 kommt ein »*parvum cunabulum aureum totum sigillatum*« vor, und im Städt. Museum zu Cöln befindet sich eine kleine vergoldete Wiege (XIV. Jahrh.). [4])

---

1) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXVII. 2.
2) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. XLVIII. 128.
3) Abbild. ebd. Taf. XII. 46.
4) Vgl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1859. 4, 274.

7. Reliquientafeln (*tabulae*). Unter der Bezeichnung »*Tafel*« fassen die Schatzverzeichnisse alle mit Flachmalereien oder Reliefs geschmückte Tableaux zusammen, in denen Reliquien enthalten waren, und die verschiedenen Arten von grösseren oder kleineren Flügelschreinen, die als Reliquiarien in der griechischen Kirche vorzugsweise beliebt sind, werden zu dieser Rubrik gezählt; es würde daher der im ehemal. Kloster Mettlach befindliche, bereits oben S. 109 erwähnte Schrank ebenfalls als »*vergoldete Tafel*« (*in modum ladulae*) aufgeführt worden sein. Bei den gemalten Bildern umschliesst gewöhnlich ein Prachtrahmen die Reliquien. Das Hallische Heiligthumsbuch enthält (anscheinend spätgothische) Tafeln in grosser Menge: Goldschmiedearbeiten, Schnitzwerke in Elfenbein und Perlmutter und Malereien, meistens in der Form von Flügelaltärchen. Mehrere der letzteren waren auf der Aussenseite der Flügel bloss mit Farben gemustert, wie die schon oben (S. 112) in anderem Zusammenhange erwähnte Reliquientafel zu Kirchlinde, andere auch mit Sammet überzogen etc. — Der griechischen Kunst angehörig sind die Tafel des »*Theodolus Abbas*«, von 17×15 Zoll, reich mit Gold verziert und über den 13, Reliquien Christi und der Apostel enthaltenden Feldern mit Krystallplatten bedeckt, angeblich aus dem XI. Jahrh. im Zither zu Halberstadt; eine mit Emails geschmückte Tafel im Dome zu Limburg a. d. L. [1]), eine andere, grössere (aus St. Maximin in Trier) im Dome zu Prag, und eine Tafel im Schatze der Metropolitankirche zu Gran in Ungarn [2]), sämmtlich aus dem XIII. Jahrhundert. Von abendländischen Künstlern rühren dagegen her drei Reliquientafeln im Stift Strahof zu Prag, drei aus dem XIV. Jahrh. im Münster zu Aachen etc. — Ausser den viereckigen kamen auch runde Reliquientafeln (*rotulae*) vor, und zwar wie viele kleinere unter ersteren, von einem leuchterähnlichen Fusse getragen: eine romanische in Kremsmünster [3]), eine gothische aus dem XIV. Jahrh. im Münster zu Aachen. [4])

Fig. 57. Geschnitztes Kusstäfelchen mit Silberumrahmung in St. Gereon zu Cöln (nach Bock).

Zu den Reliquientafeln sind auch die Kusstäfelchen oder Pacems (*oscula pacis*, *osculatoria*, *pacificalia*) zu zählen, welche, seitdem der eigentliche Friedenskuss nicht mehr üblich war, den Gläubigen, besonders den Geistlichen vor der Communion während des Agnus Dei zum Küssen dargereicht wurden und gewöhnlich Reliquien enthielten. Sie kommen aus Elfenbein und Marmor, meist jedoch aus edlem Metalle vor: von viereckiger und gewöhnlich etwas gewölbter Form,

1) Abbild. in Didron, Annales archéol. 1857. Livr. 6.
2) Abbild. in dem Jahrbuche der k. k. Central-Commission etc. 1861. 6, 65.
3) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 3, 36.
4) Bock, Fz., der Reliquienschatz zu Aachen. S. 6 ff.

oben bogenförmig oder mit einem Giebeldreiecke gekrönt, mit Reliefs aus der heiligen Geschichte, oft mit dem Gotteslamme geschmückt und an der Rückseite mit einer Handhabe versehen. — In dem Hallischen Heiligthume (Gang I. 17. 19. 30) fanden sich auch runde Pacems: zumeist sind sie mit in einander rankenden Pflanzen umfasst, deren Stiele unten die Handhabe bilden. — Kusstäfelchen aus romanischer Zeit sind selten [1]; spätere gothische kommen noch vielfach vor, z. B. im Dom, in St. Gereon, St. Ursula, St. Martin und St. Jacob zu Cöln. [2]

8. Monstranzen (*monstrantiae*), Schaugefässe (*ostensoria*) sind die zwar nächst den Kästen und Büchsen mit am häufigsten vorkommenden, aber verhältnissmässig jüngsten Reliquienbehältnisse und so eingerichtet, dass das Heiligthum sich in einem cylindrischen Gefässe aus Krystall oder Glas befindet, und also gesehen werden kann, wie sich demselben Zwecke dienende Vorrichtungen auch an vielen anderen Arten von Reliquiarien angebracht finden: an Särgen und an den Fussgestellen der Bilder in Form von vergitterten Oeffnungen (*fenestrellae*), oder an Kreuzen unter einem der Mitte eingefügten Krystall (wie an dem oben S. 154 angeführten Bernwardskreuze zu Hildesheim) weshalb anscheinend in dem Prager Schatzverzeichnisse von 1387 die Kreuze in der Rubrik »*de monstrantiis*« aufgeführt werden. In diesem Sinne würde man also auch die frühromanischen Krystallflacons (in Metall gefasst und zum Anhängen eingerichtet), wie sich deren drei aus der Zeit Otto's III., Reliquien enthaltend, im Zither zu Quedlinburg [3] befinden, sowie die mit Reliquien gefüllten Krystallkreuze, wie der Schatz von St. Gereon in Cöln ein solches (in noch romanisirender Form auf späterem Fuss) [4] besitzt, in die Klasse der Schaugefässe zu setzen haben. Indess man versteht unter Reliquienmonstranzen seit dem XIV. Jahrh. diejenigen Hierotheken, wo ein senkrecht gestellter Krystallcylinder von einem, dem gothischen Kelchfusse gleichenden metallenen Ständer getragen und oben mit einem Tabernakel in den mannichfaltigen Formen der gothischen Architektur gekrönt wird. Ausser diesen Tabernakel-Monstranzen kommen (im Hallischen Heiligthumsbuche VI. 23 und VII. 18) auch solche vor, wo der wagerecht liegende Schaucylinder mit Ranken und Blättern der Erdbeere umschlungen ist: »*Monstranzen mit Erdbeeren*«. Zwei andere Beispiele von der sonst sel-

Fig. 58. Schaugefäss in St. Martin zu Cöln (nach Bock).

1) S. die Abbild. eines frühromanischen aus Elfenbein geschnitzten Pacificale bei Hefner-Alteneck, J. v., Trachten des christl. M. A. Abth. I. Taf. 95.

2) Abbild. bei Bock, das heil. Köln. Taf. I. 3. — VIII. 31. — XVII. 66. — XXV. 89.

3) Abbild. bei Kugler, Kl. Schriften 1, 633 f. — In den Act. S. Quirin. (bei DuCange) wird erwähnt eine »*quadrangularis argentea, ut vocant, mostratia, in qua sub vitro crystallino cruor . . . inclusus continetur*«. Vgl. Texier a. a. O. Sp. 1199.

4) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. I. 1.

tenen wagerechten Fassung des Cylinders finden sich im Schatze von St. Ursula zu Cöln. [1]) — Auch Monstranzen mit zwei oder drei Krystallen neben einander kommen vor. sie werden im Würzburger Heiligthumsbuche

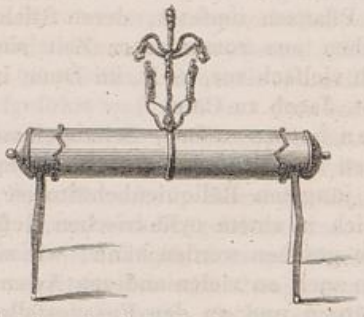


Fig. 59. Schaugefäss in St. Ursula zu Cöln (nach Bock).

»*zwiefaltige*« und »*dreifaltige*« genannt. — Gewöhnliche Monstranzen sind noch vielfach erhalten, z. B. zu Cöln, einfachere thurmförmige: in St. Severin, im Dom, in St. Ursula und in St. Alban [2]), auch im Domschatze zu Prag [3]); mit reicherer Tabernakelkrönung in St. Cunibert, St. Martin und drei in St. Columba [4]) zu Cöln etc.

9. Allerlei, mehr oder minder werthvolle Gefässe, Geräthe und Geschirre aus Stein, Glas, Metall etc., welche im kirchlichen und häuslichen Gebrauche sonst zur Aufnahme von Flüssigkeiten dienen, als Schalen, Becken, Gläser, Becher, Kelche, Kannen etc. Dergleichen kostbare Profangeräthe waren sehr wahrscheinlich häufig Geschenke an die Kirchen [5]) und, da man sie hier nicht benutzen konnte, wandte man dieselben als Reliquiarien an und richtete sie erforderlichen Falls zu diesem Zwecke ein, indem man offene Gläser und Becher mit Deckeln versah, gläserne auch zum Schutze mit ornamentirten Metallreifen umlegte. Prachtkelche, die man aus dem vorhandenen Vorrathe zu Reliquiengefässen erwählte, verdeckte man mit der dazu gehörigen Patene, und brachte zuweilen mehrere Scheidewände und Fächer im Innern derselben an etc. Die Heiligthumsbücher enthalten viele Beispiele. — Auch andere ursprünglich zu liturgischem Gebrauche bestimmte Gefässe kommen als Reliquiarien vor, z. B. Tauben. [6])

Die in Kirchenschätzen vorfindlichen Blashörner [7]) sind wohl ebenfalls grösstentheils profanen, die älteren sicher orientalischen Ursprungs und

---

1) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. VI. 25. u. Taf. VIII. 29.
2) Abbild. ebd. Taf. IV. 20, VIII. 33, X. 41, XIV. 55.
3) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1859. 4, 271.
4) Abbild. bei Bock a. a. O. Taf. XV. 57, XVI. 61 u. 62, XX. 76 u. 78, XXI. 80.
5) Im Würzburger Heiligthume z. B. befand sich ein Becher, den die »*Trubin von Rothenburg*« geschickt hatte. Vgl. Niedermayer a. a. O. S. 241.
6) Vgl. Augusti, Denkwürdigkeiten etc. 12, 355.
7) Vgl. Bock, Fz., über den Gebrauch der Hörner im Alterth. und das Vorkommen geschnitzter Elfenbeinhörner im M. A., in den mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates, herausgeg. von Heider etc. 2, 127 - 143 u. Taf. XXV.

wurden von ritterlichen Pilgern und Kreuzfahrern als Kriegs- und Jagdhörner mit in die Heimath gebracht und nach deren Tode in den Kirchen

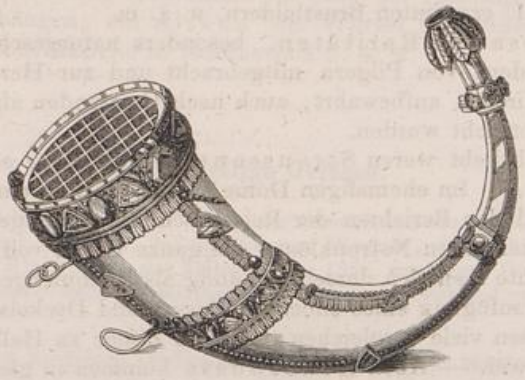


Fig. 60. Reliquienhorn in St. Severin zu Cöln (nach Bock).

niedergelegt. Die durch Stoff und Schnitzereien werthvollsten sind die grossen Elfenbeinhörner, die aus dem vorderen Theile eines Elephantenzahns bestehen, z. B. das Jagdhorn Karls des Grossen im Münster zu Aachen (angeblich Geschenk des Harun-al-Raschid), zwei andere im Domschatze zu Prag, sowie die in der Ambraser-Sammlung zu Wien und in der Kunstkammer des Neuen Museums zu Berlin (wahrscheinlich ebenfalls aus Kirchenschätzen herstammend), sämmtlich aus dem ersten Jahrtausend sich herschreibenden Hifthörner. Oefter verwandelte man kleinere Hörner dieser Art durch Anbringung von Füssen, eines Deckels etc. in Reliquiarien: im Dom zu Hildesheim das Horn eines Auerochsen [1]), in St. Severin zu Cöln ein Kuh- oder Büffelhorn [2]) etc. Das Bamberger Heiligthumsbuch (Gang VI) zeigt mehrere solche »*gezierte hörner*«.

10. Kleinodien. — Im Hallischen Heiligthumsbuche kehrt die allgemeine Bezeichnung »*cleinot*« für solche Reliquiarien aus edelem Metall öfter wieder, die sich sonst nicht bestimmter benennen liessen, z. B. Gang I. 19: »*Ein silbern cleinot vnd vbergult gestalt wie ein Apfel*«; oder Gang IX. 6: »*Ein silbern vbergult cleynod, vnd oben eingefasste Perleinmutter*« von einem blattlosen Baum, der zwischen seinen dürren Aesten ein unförmlich gerundetes Nest (?) trägt, aus dem ein Thier hervorsieht. — Besonders sind es viele kleinere Reliquiarien, welche man unter diese unbestimmte Rubrik zu setzen genöthigt ist, z. B. die »*lipsanotheca mariana*«, in Form einer Halbkugel von Silber, welche (ohne den späteren Fuss) für das älteste Heiligthum des Doms zu Hildesheim gilt und von Ludwig dem Frommen herrühren soll [3]); oder das sogen. A Karls des Grossen im Schatze der Kirche zu Conques, ein Reliquiar, welches ursprünglich die Form dieses

1) Abbild. bei Kratz a. a. O. Taf. III. 2.
2) Abbild. bei Bock, Fz., das heilige Köln Taf. XLI. 115.
3) Abbild. bei Kratz a. a. O. Taf. II. 1.

Buchstabens hatte, in späterer Zeit aber viele Zusätze erhalten hat. [1]) Auch die häufig vorkommenden Agraffen (*monilia*), als Mantelschlösser mit Reliquieninhalt, gehören hierher; man befestigte dieselben oft als Schmuck an den oben (S. 151) erwähnten Brustbildern, u. a. m.

11. Curiosa und Raritäten, besonders naturgeschichtliche, die aus fernen Ländern von Pilgern mitgebracht und zur Heranziehung des Volkes in den Kirchen aufbewahrt, auch nach Umständen als Reliquienbehälter nutzbar gemacht wurden.

Besonders beliebt waren Strausseneier und zwar schon seit dem IX. Jahrhundert. [2]) Im ehemaligen Dome zu Goslar hing ein solches Ei an einer Kette, und den Berichten der Reisebeschreiber zufolge hängt in den Kirchen der africanischen Natronklöster die ganze Decke voll Strausseneier. Im M. A. bediente man sich derselben häufig als Reliquiengefässe in Pocalform, durch Hinzufügung eines silbernen Fusses und Deckels. Wittenberg und Halle besassen viele dergleichen, und im Zither zu Halberstadt finden sich noch jetzt zwei. — Auch Kokosnüsse kommen in gleicher Verwendung vor (z. B. im Domschatze zu Cammin). — Der Dom zu Mainz besass (zu Anfang des XIII. Jahrh.) ein Gefäss aus Smaragd in Form einer halben Melone: man füllte es mit Wasser, setzte etliche kleine Fischlein hinein, verschloss es mit einem Deckel und hängte es mit zwei goldenen Ketten an der Pertica mitten unter den Reliquien auf, und wenn es sich nun (durch die Fische) bewegte, behaupteten »*simplices et vetulae*«, der Stein sei lebendig. [3]) Auch die fabelhaften Greifenklauen durften in den Kirchenschätzen selten fehlen: es waren wohl meist die oben (S. 159) erwähnten Hörner, die man mit Thierfüssen versah und mit Reliquien füllte; das Wittenberger Heiligthumsbuch zeigt mehrere. Die in der Krypta des Braunschweiger Doms aufbewahrte sogen. Greifenklaue scheint das Horn einer Antilope zu sein. — Vorsindfluthliche Knochen finden sich in der Kilianskirche zu Heilbronn, in der Klosterkirche zu Alpirsbach und im Dome zu Halberstadt; eine Wallfischrippe [4]) in der Nicolaikirche zu Jüterbog;

---

1) Vgl. Texier a. a. O. Sp. 24. — Dieses A kann als Repräsentant einer ganzen Gattung gelten, denn auch im Prager Inventarium von 1387 wird eine »*lamina argentea deaurata ad modum literae*« angeführt, und in Frankreich kommt ausser einem doppelten F ein M im Museum des Louvre vor; vgl. Didron, Annales archéol. 16, 234 u. 239. Jedenfalls hängt die Entstehung dieser Reliquiarien mit der Sage zusammen, dass Karl der Grosse so viele Kirchen gebaut, wie Buchstaben im Alphabet, und dass er jeder einen goldenen Buchstaben geschenkt habe; vgl. Königshoven, Chronik, herausgegeb. von Schilter S. 103.

2) Schon Papst Leo IV. schenkt einer römischen Kirche »*duo ova struthio-camelorum*« (Anast. Biblioth. vitae Rom. pontif. Leo IV. a. Chr. 847). Vgl. Bock, in den Mittelalterl. Kunstdenkm. etc. a. a. O. S. 142. — Durandi Rationale l. 1 c. 3 n. 42: »*In nonnullis ecclesiis duo ova strutionum et hujusmodi, quae admirationem inducunt et quae raro videntur, consueverant suspendi, ut per hoc populus ad ecclesiam trahatur et magis afficiatur.*«

3) Chronicon Conradi ep. bei Urstisius, German. histor. illustr. 1, 568 l. 18.

4) In der Schlosskirche zu Wittenberg waren noch um die Mitte des vorigen Jahrh. zwei Wallfischrippen in Ketten hangend vorhanden, und Faber (die Schlossk. zu Wittenberg, S. 230) bemerkt dazu: Als im J. 1331 im Lande Usedom bei Damerow ein grosser Wallfisch gefangen wurde, schickten die Herzoge von Pommern Wunders halber die Rippen nach Wittenberg, Brandenburg, Stralsund und anders wohin.

eine grosse Schildkrötenschale im Dome zu Merseburg; ein 70 Pfd. schweres Stück von einem im J. 1492 gefallenen Meteorstein (260 Pfd. an Gewicht) liess König Maximilian im Chor der Pfarrkirche zu Ensisheim im Elsass aufhängen; ein Alraun (die Wurzel der *Bryonia alba*) in der Sacristei der Blasiuskirche in Nordhausen u. s. w.

b. Heilige Gefässe.

Abbildungen heiliger Gefässe der verschiedensten Arten finden sich in den bereits oben zu B. (S. 95) angeführten Werken, denen hinzugefügt werden können: Bock, Fz., das heilige Köln. 1858, das Organ für christliche Kunst und besonders auch die Mittheilungen der k. k. Central-Commission etc.

39. Unter heiligen Gefässen (*vasa sacra*) im weiteren Sinne werden alle diejenigen Gefässe und Geräthe verstanden, welche bei der Liturgie gebraucht werden, als Kelche (mit ihrem Zubehör), Patenen, Hostienbüchsen, Gefässe zur Aufbewahrung der Eucharistie (Ciborien und Monstranzen), Messkännchen und Giessgefässe, Weihrauchbecken und Schiffchen, Gefässe für die heiligen Oele, Messglöckchen und Weihwasserkessel: sämmtlich Erzeugnisse der Kunst oder doch des Kunsthandwerks, namentlich aber Arbeiten des Goldschmieds.

Vasa sacra im engeren Sinne sind nur diejenigen, die durch ihren Gebrauch in unmittelbare Berührung kommen mit den consecrirten Species im heiligen Abendmahl: die Kelche und Patenen mit ihrem Zubehör und die Gefässe von verschiedenen Formen, welche zur Aufbewahrung der Eucharistie dienen (*vasa et instrumenta eucharistica*). Allein der Bischof hat das Recht dieselben nach bestimmten Vorschriften zu weihen, weshalb sie im späteren M. A. mit einem eingravirten Weihekreuze (*signaculum*) bezeichnet wurden, wie dasselbe, insgemein in einen Kreis gezeichnet, und dem heraldischen Tatzenkreuze entsprechend, an dem Fusse der eigentlichen Messkelche und auf dem Rande der Patenen regelmässig erscheint. Zuweilen nimmt an den Kelchfüssen ein Crucifixus die Stelle des Signaculums ein. [1])

Mittelalterliche Altargefässe haben sich noch vielfach erhalten, obgleich die aus edlen Metallen verfertigten durch die Stürme der Zeiten oft zu Grunde gegangen sind. Auch in sehr vielen alten, jetzt protestantischen Kirchen findet man noch mittelalterliche Abendmahlsgefässe im geschätzten Gebrauch, während leicht erklärlich die übrigen, für den evangelischen Cultus entbehrlichen Geräthe grösstentheils nicht mehr vorhanden sind.

---

1) Das Signaculum bezeichnet am Kelche die Seite, wo der Messpriester den Mund ansetzt, und nach der Communion die Ablutio vornimmt, an der Patene die Stelle, wo sie angefasst wird. Vgl. Bock, Fz., das heilige Köln. St. Gereon S. 21.

40. Das ehrwürdigste und in jeder Beziehung bedeutendste unter den heiligen Gefässen ist der zur Consecration und Ausspendung des Weins im heiligen Abendmahle dienende Kelch (*calix*) [1], welcher schon vor der constantinischen Zeit oft, und seit dem IX. Jahrhundert, mit seltenen Ausnahmen, stets vorschriftsmässig aus edlem Metall verfertigt und bereits in alter Zeit künstlerisch ausgeschmückt wurde. Derselbe besteht aus drei Haupttheilen: Fuss (*pes*), Knauf (*nodus, pomellum*) und Becher (*cuppa*) und ist in verschiedenen Perioden in den Einzelformen und Ornamenten verschieden gebildet worden.

In der alten Kirche legte man kein besonderes Gewicht auf das Material, aus welchem die Abendmahlskelche gefertigt waren; neben hölzernen und gläsernen kommen aber schon im III. Jahrh. Kelche aus edlen Metallen vor: denn nach Augustinus c. Crescent. l. 3 c. 29 wurden unter Diocletians Regierung zwei goldene und sechs silberne Kelche aus der Kirche zu Cirta in Africa weggenommen und confiscirt. Erst seit dem VIII. Jahrh. finden sich kirchliche Verbote gegen den Gebrauch von Kelchen aus gewissen Stoffen. So verbot das Concil zu Nicaea 787 Kelche und Patenen »*de cornu bovis, quod de sanguine sunt*« [2], und das Concil zu Rheims 813 ertheilte c. 6 die bestimmte Vorschrift: »*Calix domini cum patena, si non ex auro ex argento fiat*«, liess aber den Armen zinnerne Kelche nach und verbot (ausser hölzernen und gläsernen) die von Kupfer und Messing verfertigten Kelche aus Gesundheitsrücksichten, wenn sie nicht von innen und aussen stark vergoldet würden. [3] Platina (de vitis pontif. Colon. Ubior. 1600) p. 25 erzählt schon von dem um 200 lebenden P. Zephirinus: »*Statuit, ut consecratio divini sanguinis in vitreo vase, non autem in ligneo, ut antea, fieret*«; fügt aber unter Bezugnahme auf die Concile von Tibur (811) und das erwähnte von Rheims erläuternd hinzu, dass in der Folgezeit Kelche aus Holz (*propter raritatem*), aus Glas (*propter fragilitatem*) und aus gemeinem Metall (*ob tetrum saporem*) verboten worden seien.

Dem kostbaren Material entsprechend war der Schmuck der Kelche mit Edelsteinen, und schon Chrysostomus (Homil. 51 in Matth.) erwähnt ein ποτήριον χρυσοῦν καὶ λιθοκόλλητον, einen goldenen mit Edelsteinen besetzten Kelch; bedeutungsvoller war der bei Tertullian (de pudicitia c. 10) vorkommende Schmuck eines (vermuthlich gläsernen) Kelches mit dem Bilde des guten Hirten. Im M. A. bis ins XIII. und

---

1) Dougthaeus, J., de calicibus eucharisticis vet. Christianorum, ed. Faesius. (Bremae) 1694. — Giefers, W. Eng., über den Altar-Kelch. (Paderb.) 1856. — Weiss, C., Uebersicht der Entwickelung des Kelches im M. A. (als Einleitung der Beschreib. des roman. Speisekelches des Stiftes Wilten in Tirol), im Jahrbuche der k. k. Central-Commission etc. (1860) 4, 3 – 24. — Vgl. auch Didron, Annales archéol. 19, 143—151.

2) Godard, Cours d'archéologie sacrée 2, 242; vgl. Weiss a. a. O. S. 6.

3) Augusti, Denkwürdigkeiten 12, 28, nach Canisii, Monum. eccl. 3, 399.

XIV. Jahrh. waren besonders am Becher und Fusse der Kelche bildliche, emaillirte oder niellirte, meist gravirte Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente mit Beziehung auf den Opfertod Christi und dessen Vorbilder beliebt: man gab den einzelnen, oft von erklärenden Inschriften begleiteten Bildern dieser »*calices imaginati*« gewöhnlich die Form von Medaillons, die man in der Regel so ordnete, dass der obere Rand der Cuppa von jeglicher Verzierung frei blieb. Später beschränkte man sich mehr auf blosses Ornament, das, wie auch schon früher, vorzüglich den Knauf bedeckte. Auch kommen schon im VIII. Jahrh. an dem Rande des Fusses ringsum laufende Inschriften vor, die über die Donatoren Auskunft geben; solche Kelche hat man *calices literati* genannt. — Unter Pontificalkelchen versteht man besonders werthvolle und schmuckreiche Prachtkelche, welche, im Gegensatze zu den einfachen »*calices feriales*«, nur bei festlichen Veranlassungen, bei bischöflichen Messen etc. gebraucht werden. — Grabkelche sind diejenigen, welche man den Bischöfen mit ins Grab legte: sie waren gewöhnlich klein, dünn und ziemlich werthlos. — Reisekelche sind (mit Rücksicht auf die Tragaltäre) sehr klein und wurden auch des bequemeren Transportes wegen zum Auseinandernehmen eingerichtet. Vgl. die Abbild. eines äusserst compendiösen Reisekelches (XIV. Jahrh.) zu Klosterneuburg in den Mittheil. der k. k. Central-Commission 1861. 6, 268.

Anmerkung. Vor der Einführung der Kelchentziehung, und so lange auch den Laien die heil. Communion unter beiderlei Gestalt gespendet wurde, was an manchen Orten noch sehr spät und in einzelnen französischen

Fig. 61. Ministerialkelch zu Wilten (nach Weiss).

Fig. 62. Kelchröhrchen zu Wilten.

Klöstern selbst bis ins XVIII. Jahrh. [1]), im allgemeinen indess nach dem XIII. Jahrh. nicht mehr geschah, waren zwei Arten von Kelchen gebräuchlich: die gewöhnlichen kleineren Altarkelche, in denen der Priester den Wein consecrirte, und grössere, zur Austheilung bestimmte Speisekelche (*calices ministeriales*), welche mit Wein gefüllt wurden, dem der Diaconus nach der Consecration und Communion des Priesters das Blut des Herrn aus dem Messkelche hinzumischte. Diese Speisekelche waren so gross, dass man dieselben zum bequemeren Tragen mit zwei Henkeln versah, weshalb sie auch Henkelkelche (*calices ansati*) genannt wurden. So besass noch zu Anfange des XIII. Jahrh. der Dom in Mainz zwei goldene Kelche von der Grösse, dass sie kaum zum Consecriren brauchbar waren: der kleinere wog mit der Patene 9 Pfund, und der grössere hatte zwei Henkel, welche, ähnlich wie bei den Mörsern zum Stossen von Pfeffer und Salz, die Hände des Hebenden ausfüllten. Dieser Kelch fasste einen halben Sextarius Wein, war eine Elle hoch, und nicht jedermann vermochte ihn von der Erde zu erheben. [2]) Solche Kelche waren indess sicherlich nur im Besitz der reichsten Metropolen, dienten auch lediglich als Schaustücke zur Ausstellung auf den Altären und gehören mithin zu der Gattung der bereits oben (S. 158) erwähnten Reliquienkelche. — Henkelkelche sind nur noch sehr selten erhalten: im Schatze des Stiftes St. Peter zu Salzburg ein Speisekelch aus dem XIII. Jahrh. mit vasenförmiger, in geschwungenem Profil ausgebauchter Cuppa [3]), und im Stifte Wilten in Tirol ein solcher (aus vergoldetem Silber, am oberen Rande von $5^{3}/_{4}$ Z. Durchmesser und mit der Patene 7 Pfd. 3 Lth. schwer), der ganz mit gravirten und niellirten Darstellungen bedeckt ist und inschriftlich aus dem 9. Decennium des XII. Jahrh. stammt. [4])

Zur »*sumtio sanguinis*« bei der Ausspendung des Weins an die Laien gebrauchte man, um die Gefahr der Verschüttung zu vermeiden, etwa seit dem IX. Jahrh., ein Saugröhrchen (*fistula, calamus, canna, arundo, pipa*), in der Form eines langen, dünnen, ausgehöhlten Stäbchens aus Gold, Silber oder Elfenbein, welches mit einem oder mehreren kleinen Henkeln versehen war, und mit dem die Communicanten den

1) Godard a. a. O. 2, 243; vgl. Weiss a. a. O. S. 4.

2) Chron. Conradi ep. in Urstisii German. histor. illustr. 1, 569 lin. 20.

3) Abbild. bei (Petzold, G.) Schätze mittelalterl. Kunst in Salzburg; vgl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. 6, 45 und Organ für christl. Kunst 1861 S. 15.

4) Abbild. bei Weiss a. a. O. S. 24, und daraus im Organ für christl. Kunst 1861 No. 3; s. vorstehend S. 163 Fig. 61.

Wein aus dem Speisekelche einsaugten. [1]) — Dem Dome zu Merseburg schenkte K. Heinrich II. einen goldenen Kelch »*cum patina et fistula*« und einen grossen silbernen Kelch mit demselben Zubehör. [2]) — Der Mainzer Dom besass um das J. 1200 »*fistulae V. ad communicandum argenteae deauratae*« [3]), und das Stift Wilten bewahrt noch heute zwei zu dem vorhin erwähnten Speisekelche gehörige Fistulae aus Silber von 7½ Z. Länge, welche an dem einen Ende dünner und mit einem herzförmigen Griffe versehen sind. Ebenfalls befindet sich auch bei dem Salzburger Kelche noch die Fistula. — In der päpstlichen Messe sind die Kelchröhrchen noch gegenwärtig in Gebrauch.

41. Die ältesten Kelche bis ins XI. Jahrhundert, soweit deren bekannt sind, erinnern an den Typus gewisser antiker Trinkgefässe (*pocula*), welche bei den Gastmählern der Römer in der Kaiserzeit vielfach zu den Libationen in Gebrauch waren und zwei durch einen breiten mittleren Knauf verbundene Trinkschalen von gleicher Grösse bildeten, so dass beliebig aus beiden getrunken werden, und beim Niedersetzen jede von beiden als Fuss dienen konnte. [4]) Denn obgleich bei den Kelchen der angegebenen Periode die Cuppa und der Fuss stets von ungleicher Grösse und auch verschieden gebildet sind, so sind doch beide ebenfalls durch einen Knauf mit einander verbunden, und der Fuss, der immer die Form eines Trichters hat, könnte ebenfalls zum Trinken gebraucht werden, wenn der Kelch umgekehrt wird.

Der älteste bekannte Kelch befindet sich unter dem Namen des »*Stifterbechers*« in Kremsmünster und rührt, der rings um den Fuss laufenden Inschrift zufolge, von Herzog Tassilo und seiner Gemahlin Liutpirc her, welche das Kloster im J. 777 gegründet haben. Er ist 10 Z. hoch, und der Durchmesser der Cuppa beträgt 6 Z.; letztere fasst 5 österreich. Seidel, und der Fuss mit dem hohlen Knauf 1½ Seidel. Die Masse ist in zwei Theilen aus Kupfer gegossen, und die ganze Oberfläche derartig geschmückt, dass auf den kupfernen Grund, von Silberbändern umrahmt, Silberblättchen mit niellirten Zeichnungen genietet, und die ornamentirten Zwischenräume vergoldet sind. Der beim Anfassen beinahe die ganze Hand füllende Knauf ist auf den Kreuzungspunkten der ihn netzartig umspannenden Silberbänder mit kleinen Edelsteinen besetzt und wird durch einen verschiebbaren, platte Kügelchen bildenden Ring von der Cuppa getrennt. Die bildlichen Darstellungen bestehen aus Brustbildern Christi und einiger Heiligen, sowie aus den sitzenden Figuren der vier

1) Vgl. Vogt, J., Historia fistulae eucharisticae. Brem. 1772.
2) Thietmari Chron. rec. Wagner p. 198.
3) Chron. Conradi ep. l. c. lin. 17.
4) Ein Becher aus vergoldeter Bronze, in oberer und unterer Mündung gleich anwendbar, ist ganz neuerlich als einziger Gegenstand in einem aus grossen behauenen Steinen ausgeführten, vielleicht römischen Grabe in der Nähe von Malmedy aufgefunden worden. Vgl. Kreuzztg. 1862. Beilage zu No. 269.

Evangelisten mit ihren Symbolen in roh-barbarischer Weise. [1]) — Die übrigen auf uns gekommenen Kelche aus dieser frühen Periode sind klein

Fig. 63. Tassilokelch in Kremsmünster (nach Bock).

und schmucklos. In dem zu Anfange des IX. Jahrh. von dem h. Liudger gegründeten Kloster Werden an der Ruhr wird ein goldener Kelch aufbewahrt, welcher der Ueberlieferung zufolge von dem Stifter dieses Klosters gebraucht worden sein soll und wohl spätestens aus dem X. oder XI. Jahrh. herrühren möchte: derselbe ist nicht ganz $4\frac{3}{4}$ Z. hoch; der Becher von $2\frac{3}{4}$ Z. oberem Durchmesser verengt sich nach unten und der 3 Z. im Durchmesser haltende Fuss ist von eingebogener Trichterform. Die rings um Cuppa und Fuss laufenden beiden Inschriften bezeichnen diesen Becher ausdrücklich als Messkelch (*calix sanguinis domini nostri Jesu Christi*). [2]) Nicht viel mehr als halb so gross ist der ähnliche Kelch von vergoldetem Silber (mit der Patene nur $3\frac{1}{2}$ Loth schwer), welcher im J. 1667 im Grabe des Bischofs Hezilo († 1079) in der Kirche auf dem Moritzberge zu Hildesheim gefunden wurde und seitdem im dortigen Dome verwahrt wird: der Fuss desselben ist trichterförmig, und ein Perlstab verbindet den Knauf mit der Cuppa, deren unterer halbkugeliger Theil den einen Kegelschnitt bildenden Obertheil umfasst, wie ein Eichelnäpfchen die Eichel. [3]) — Ein anderer Sepulchralkelch, aus Erz, gefunden im Grabe des Bischofs Friedrich von Münster († 1084)

1) Bock, Fz., Frühkaroling. Kirchengeräthe im Stifte Kremsmünster, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1859. 4, 6 ff. nebst Abbild. auf Taf. I.
2) Abbild. bei aus'm Weerth, Denkmäler etc. Abth. II. Bd. II. Taf. XXVII. 4.
3) Abbild. bei Kratz, Dom zu Hildesheim. Taf. VIII. 3.

und in der St. Mauritzkirche daselbst aufbewahrt, ist ebenfalls ganz schmucklos, es erscheint jedoch zwischen dem Fusse und dem Knaufe

Fig. 64. Kelch nebst Patene zu Werden (nach aus'm Weerth).

einerseits, und zwischen diesem und der Cuppa andererseits ein überleitendes Zwischenglied. [1]) Ausserdem erwähnen wir noch die Darstellung des Kelches auf einem Elfenbeindeckel mit dem Relief eines celebrirenden Priesters (IX. oder X. Jahrh.) in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.: der Obertheil erscheint hier einer doppelt-gehenkelten antiken Vase ähnlich und hat über dem Knaufe eine muschelartige Verzierung; der Fuss zeigt die Trichterform. [2]) Nach der Beschreibung, welche Adamnan im VII. Jahrh. nach eigener Anschauung von dem Kelche giebt, der in Jerusalem als der bei der Einsetzung des heil. Abendmahles von Christo selbst gebrauchte gezeigt wurde, war auch dieser gehenkelt [3]), und schon bei Plinius (Hist. nat. l. 36 c. 29) kommen »*calices pteroti*«, Kelche mit Flügeln oder Henkeln vor. — Vgl. oben S. 164.

Fig. 65.

42. Bei den Kelchen des XII. und XIII. Jahrhunderts hat die Trinkschale mehr oder weniger die Form einer Halbkugel, der grosse runde Fuss ist flach und gestaltet sich in der Mitte in geschwungener Linie zu einem kurzen cylindrischen Schafte, der zuweilen auch sich oberhalb des kugeligen Knaufes als Träger der Cuppa noch fortsetzt.

---

1) Vgl. Lübke, W., die mittelalterl. Kunst in Westfalen S. 422.

2) Vgl. die Abbild. des Deckels im Archiv für Frankfurts Gesch. u. Kunst I. 1, 133 Taf. 4. — Fast buchstäblich stimmt dieser Messkelch überein mit einer kleinen goldenen Vase, welche neben Münzen aus dem VI. Jahrh. zu Gourdon bei Chalons-sur-Saône in neuerer Zeit gefunden worden ist; vgl. die Abbild. in de Caumont, Abécédaire (4. éd.) 1, 66.

3) Mabillon, Act. SS. Ord. S. Bened. S. III. 1, 506 (Pariser Ausgabe), angeführt von aus'm Weerth a. a. O. S. 93.

In den schönsten und anmuthigsten Verhältnissen sind besonders mehrere Kelche gebildet, welche aus der Uebergangszeit des XIII. Jahrh. stammen und im Ganzen zwar dem älteren, romanischen Typus getreu, dennoch schon in dem eckig gestalteten Knauf und in einzelnen Ornamenten, sowie in der schmucklos und schlicht gehaltenen Cuppa auf die folgende gothische Periode hindeuten.

Kelche aus dem XII. Jahrh. sind sehr selten und aus der ersten Hälfte desselben kaum nachgewiesen. [1]) — Im Stifte St. Peter in Salzburg zeigt der völlig schmucklose Vitaliskelch die Schale bereits in Halbkugelform; der Fuss aber ist noch trichterförmig und zwischen Knauf und Cuppa noch ein Perlstab. [2]) — Die Kirche zu Trzemeszno in der Prov. Posen besitzt zwei Prachtkelche aus der Blüthezeit der romanischen Kunst: der eine hat noch einen fast trichterförmigen Fuss, so dass ein besonderer Schaft nicht ersichtlich ist; der Fuss des anderen ist flach mit kurzem Schaft. Bei beiden Kelchen bildet der Knauf ein quer gestelltes Oval, worauf, nur durch einen Perlstab getrennt, die halbkugelige, am Rande etwas ausgebogene Cuppa ruht. Beide Kelche sind aus vergoldetem Silber und reich geschmückt: bei ersterem mit figürlichen Darstellungen in Niello und blau emaillirten Zwischenräumen, bei dem anderen in getriebenen Reliefs. [3]) — Das prachtvollste nur von dem oben S. 164 beschriebenen *Calix ministerialis* zu Wilten übertroffene Exemplar eines bischöflichen Pontificalkelches bewahrt die 1146 gegründete Godehardskirche zu Hildesheim als Geschenk ihres Stifters, des Bischofs Bernhard († 1153): er ist aus vergoldetem Silber, gegen 7¼ Z. hoch und zeigt auf dem Fusse vier alttestamentliche Scenen in getriebener Arbeit, an der Cuppa eben so viele Parallelbilder aus dem neuen Testamente und in den Zwischenräumen und am Knaufe ein mit Edelsteinen besetztes Filigrangeflecht. [4]) — Ausgezeichnet ist auch ein, dem beginnenden XIII. Jahrh. zugeschriebener Prachtkelch aus vergoldetem Silber von fast 8 Z. Höhe bei 5½ Z. Durchmesser am oberen Rande und 5⅝ Z. Durchmesser des Fusses, in St. Aposteln zu Cöln: auf dem letzteren liegen vier Medaillons mit neutestamentlichen Reliefs und die Zwischenräume zeigen die gravirten Evangelistenzeichen; der Knauf enthält in den Durchbrechungen eines Filigrannetzes zartes Laubwerk mit erdbeerähnlichen Früchten, und um die Cuppa läuft eine Arkadenreihe mit den zwölf Aposteln in gravirter Arbeit. [5]) — Mit dem eben beschriebenen sind nahe verwandt ein etwas kleinerer Kelch in der Moritzbergerkirche zu Hildesheim [6]) und ein etwas

1) Im Dome zu Hildesheim befindet sich ein nur gegen 3 Z. hoher Grabkelch aus dem Steinsarge des Bischofs Udo († 1116), dessen Form uns nicht bekannt ist. Vgl. Kratz, im Correspondenzblatt etc. 1857. Beilage zu No. 4 S. 3 No. 27.

2) Vgl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. 6, 45.

3) Przezdziecki, Alex., et Rastawiecki, Ed., Monuments du Moyen-âge dans l'ancienne Pologne (Varsovie et Paris). Sér. 1; vgl. Weiss a. a. O. S. 16.

4) Vgl. Kratz a. a. O. No. 29.

5) Abbild. bei Bock, das heilige Köln. Taf. XXVIII. 92.

6) Abbild. bei Didron, Annales archéol. 19, 149.

grösserer, aber minder eleganter Kelch im Museum zu Basel (mit einem rings um die Cuppa gravirten, ornamentirten Rundbogenfries und mit den

Fig. 66. Kelch in St. Aposteln zu Cöln (nach Bock).

erhabenen Evangelistenzeichen in vier Medaillons auf dem Fusse). [1] Beide Kelche wurden in gothischer Zeit mit hohen Deckeln versehen, der Hildesheimer zum Gebrauche als Ciborium, der Basler zur Aufnahme von Reliquien. Letzterer ist dadurch noch besonders wichtig, dass nach der den Donator nennenden Inschrift am Fusse die Entstehungszeit als zwischen 1243 und 1289 fallend bestimmt ist. — Ein Kelch im Dome zu Plock, inschriftlich bezeugt als Geschenk des Herzogs Konrad von Masovien (1191—1247) zeigt in dem achteckigen Nodus und in dem gravirten Vierblatt-Ornamente schon Anklänge an die Gothik; die Gravirungen des Fusses zeigen den Crucifixus (als Signaculum) mit Johannes und fünf alttestamentlichen Propheten, die der Cuppa vier Medaillons mit neutestamentlichen Scenen, in unbeholfener Zeichnung. [2] — Künstlerisch in jeder Beziehung, und durch die edelste Einfachheit ausgezeichnet dagegen ist der in Form und Technik einigermaassen ähnliche, ebenfalls schon einige gothische Anklänge verrathende Kelch in der Johanniterkirche zu Werben: er ist $6\frac{1}{4}$ Z. hoch, in der regelmässig halbkugelförmigen Schale und im Fusse $5\frac{3}{4}$ Z. breit. Erstere ist mehr am Grunde mit vier gravirten alttestamentlichen Rundbildern geschmückt, die durch flach-erhabene Ornamentstreifen verbunden werden; letzterer zeigt ebenfalls vier gravirte Rundbilder, zwei aus dem alten Testament und zwei aus dem neuen (die

1) Photogr. Abbild. in den Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterth. in Basel IX, 11.

2) Abbild. bei Przezdziecki und Rastawiecki a. a. O. Sér. 2 Livr. 25.

Verkündigung und zugleich als Signaculum die Kreuzigung). Der Knauf hat die Form zweier sich durchschneidender Tönnchen und ist an den vier Seiten mit den Medaillons der Evangelistenzeichen in Relief geschmückt. [1]) — Bei Befolgung des romanischen Grundtypus zeigt ein Kelch im Kloster Zehdenik (fast 7 Z. hoch, oben 5½, unten 6 Z. breit)

Fig. 67. Kelch zu Zehdenik (nach v. Quast).

eine schlichte halbkugelige Cuppa, einen weit vortretenden, nach oben und unten durch achteckig-prismatische Anläufe mit dem Schafte verbundenen Knauf mit acht kleinen, die Evangelistenzeichen und einen viermal wiederholten Christuskopf darstellenden Relief-Medaillons, und auf dem Fusse vier erhabene Medaillons mit neutestamentlichen Bildern und dazwischen angeordneten Engeln mit Spruchbändern; das der Natur nachgebildete Pflanzenornament (Weinlaub und Eichenblätter) am Ständer und Knauf deutet dagegen auf die der Gothik eigenthümliche Schmuckweise. [2]) — Ganz übersponnen mit Rankenwerk aus Weinlaub, an geeigneten Stellen von Edelsteinen unterbrochen, erscheint als Kunstwerk ersten Ranges und wohl ohne gleichen ein Kelch der Nicolaikirche zu Berlin, der ausserdem an der niederen breiten Cuppa, am Nodus und am Fusse mit (steif gezeichneten) figürlichen Darstellungen in Flachrelief belegt ist; an der Cuppa die Madonna inmitten der Apostel, am Fusse der Crucifixus, zu dessen Seiten das Donatorenpaar, Markgraf Otto III. von Brandenburg (1220—1267) mit seiner Gemahlin kniet. [3]) — Sämmtliche vorgenannte Kelche sind aus vergoldetem Silber.

---

1) Abbild. in der Zeitschr. für christl. Archäologie und Kunst I. Bl. 1.
2) Abbild. ebd. II. Bl. 7.
3) Vgl. Pischon, über einen alten Kelch und eine Patena in der St. Nicolaik. in Berlin, im N. Jahrb. der Berlin. Gesellsch. für deutsche Spr. u. Alterthumskunde 5, 255—260. — v. Quast, im Correspondenzblatt etc. 1858. (VII.) No. 3. S. 33. —

Kelche romanischen Stils auch im Schatze von St. Ulrich zu Augsburg [1]), in Ottenbeuern [2]); ein Kelch im Domschatze zu Regensburg [3]); im Stifte Lambach und im Domschatze zu Salzburg zwei Kelche mit Cuppen aus romanischer Zeit (erstere mit Gravirungen, letztere schlicht)[4]); in der Wallfahrtskirche zu Frauenberg bei Zülpich [5]); in Braunschweig, Osnabrück und Halberstadt [6]); die Abbildung eines nicht mehr vorhandenen, sehr interessanten Kelches aus dem XIII. Jahrh. (aus Gerbert, Vetus liturgia Aleman.) bei Didron, Annales archéol. 3, 206.

43. Wenn bei den Kelchen der romanischen Periode in allen Details die Kreislinie vorherrscht, so tritt, den Principien des sich auch der ornamentistischen Künste bemächtigenden gothischen Baustiles gemäss, im XIV. bis XVI. Jahrhundert das Polygon und der Spitzbogen allmählich an deren Stelle, wovon eine grössere Schlankheit in der äusseren Erscheinung der durchschnittlich 6 bis 8 Zoll hohen, regelmässig aus vergoldetem Silber verfertigten Kelche die nothwendige Folge war. Die Cuppa verlässt die Halbkugelform, wird eiförmig, kegelförmig, zuletzt geschweift oder kuppelartig gerundet. Der in der frühromanischen Zeit ganz fehlende, später sich einschiebende Ständer wird zu einem selbständigen Haupttheile und nimmt statt der bisherigen kreisrunden, bald die vieleckige Gestalt an. Der Knauf bleibt zwar Anfangs noch eine plattgedrückte Kugel, jedoch mit vielen Einkerbungen, so dass der Querschnitt desselben einen Stern mit abwechselnd abgerundeten und spitzen Strahlen bildet; häufiger indess treten aus dem flachrunden Nodus sechs runde oder übereckgestellt viereckige Zapfen (*rotuli*) hervor. Der Fuss, Anfangs noch kreisrund, zerlegt sich in die Form der sechsblätterigen Rose und steigt steil zum Ständer empor. [7]) — Dem Ornamente ist in der

---

Auf der Patene ist der Bruder u. Mitregent Otto's Markgr. Johann I. (1220—1266) mit seiner Gemahlin dargestellt, wobei jedoch zu bemerken bleibt, dass auch des letzteren älteste Söhne, Johann II. († 1282) u. Otto IV. († 1308) als Donatoren gemeint sein könnten.

1) Abbild. bei Sighart, J., Gesch. der bild. Künste im Königr. Bayern S. 125.

2) Abbild. bei Postelmayr, der St. Ulrichskelch in der Klosterk. zu Ottenbeuern, im Jahresbericht des hist. Vereins von Schwaben und Neuburg XVII. u. XVIII zu S. 12ff.

3) Abbild. bei Becker und v. Hefner, Kunstwerke etc. Bd. III. Taf. 43.

4) Angeführt in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. 6, 45.

5) Catalog des Erzbischöfl. Museums zu Cöln 1855. S. 11 No. 23.

6) Angeführt von Bock, Fz., die Goldschmiedekunst des M. A. S. 20.

7) Eine strenge Chronologie ist in Beziehung auf die mannichfache Ausgestaltung der gothischen Kelche nicht durchzuführen, indem der einzelne Goldschmied nicht immer die neuesten, sondern oft ältere Vorbilder befolgte, oder sich eigenen Neigungen hingab. So hat der im Grabe des Erzb. Burchard von Magdeburg († 1325) gefundene Kelch bereits eine hässlich geschweifte Cuppa, während die Grabkelche der Erzbischöfe Otto († 1361) und Johann († 1475) eine angenehmere Schweifung zeigen; bei ersterem ist der Durchschnitt des ein gekerbtes Pomellum bildenden

gothischen Periode bei den Messkelchen, anscheinend aus liturgischen Rücksichten, ein engeres Feld angewiesen: es beschränkt sich meist auf Ständer, Knauf und Fuss und besteht in der Regel aus architektonischem Maasswerk, seltener aus der Natur nachgebildeten Blättern. Die Schilder der sechs Rotuli sind häufig emaillirt oder niellirt und mit den Buchstaben des Namens Jesu ihesvs, auch † maria bezeichnet. Auf dem Fusse, dessen Rand oft von Vierblättchen durchbrochen erscheint, ist fast regelmässig der kirchlichen Vorschrift zufolge das Signaculum angebracht, auch nach alter Sitte oft eine ringsum laufende Inschrift mit den Namen der Donatoren.

Die anscheinend ältesten Kelche der gothischen Periode mit rundem Fuss und Ständer, eingekerbtem Pomellum und niedriger breiter Schale, sonst ganz einfach, sind schon seltener; wir nennen nach den vorliegenden Abbildungen: einen Kelch zu Emmerich [1]) und einen (nicht näher bestimmten) Grabkelch im Dom zu Magdeburg [2]), beide noch mit halbkugeliger, aber am Rande scharf ausgebogener Cuppa; ferner einen Kelch mit gothischer Cuppa in dem Dorfe Haffen bei Rees, auf dem Fusse mit vier ciselirten Medaillons mit dazwischen gravirten Engeln verziert [3]), den Meinwerkskelch im Dom zu Paderborn mit flacher breiter Cuppa [4]), endlich die schon oben (S. 171 Anmerk. 7.) erwähnten drei Magdeburger Sepulchralkelche mit geschweiften Cuppen. — Zwar runden Fuss und Ständer, aber abweichende Nodusbildung zeigen ein Kelch im Domschatze zu Mainz mit 6 runden Zapfen an dem runden Knaufe [5]); ein Kelch der Kirche zu Wewer bei Paderborn mit sechs viereckigen Zapfen an dem eckigen Knaufe [6]); ein Kelch zu Eltenberg mit eiförmiger Cuppa, sphäroïdischem Knauf und den Evangelistenzeichen in vier Medaillons auf dem Fusse; Ständer und Nodus mit stilisirtem Blattwerk geschmückt [7]); der fast 9 Z. hohe, goldene Bernwardskelch im Dome zu Hildesheim, ein seltenes Prachtexemplar, und nach der Mitte des XIV. Jahrh. wahrscheinlich aus dem ursprünglichen Bernwardskelche umgearbeitet: auf dem Fusse erscheinen zwischen 7 gravirten Rundbildern aus dem N. T. 14 Edelsteine, zum Theil antike Gemmen und Kameen; den kurzen Ständer umsäumt oben und unten ein Palmettenband, der Knauf besteht aus einem 12eckigen Topas von fast

---

Knaufes ein zehnstrahliger, bei letzterem ein achtstrahliger Stern; Fuss und Ständer sind rund; man wird daher z. B. das Eselsrückenprofil der Cuppa nicht immer als einen Beweis später Entstehungszeit annehmen dürfen. — Die Abbild. der genannten Grabkelche bei Rosenthal, Dom zu Magdeburg. Lief. V. Taf. I. 2 u. 3.

1) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. I. Taf. II. 6. Der Fuss dieses Kelchs ist als modern verdächtig.

2) Abbild. bei Rosenthal a. a. O. Fig. 1.

3) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. II. Taf. XXI. 6.

4) Abbild. bei Giefers, über den Altarkelch. Fig. 1.

5) Beschrieben von Bock, Fz., die Goldschmiedekunst des M. A. S. 13.

6) Abbild. bei Giefers a. a. O. Fig. 2.

7) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. I. Taf. II. 1.

3 Z. im Durchmesser bei $1\frac{3}{4}$ Z. Höhe, die eiförmige Cuppa endlich schmückt unter umlaufenden Zackenbögen die gravirte Darstellung des heil. Abendmahles [1]; die Grabkelche der Erzb. Günther († 1445) und Friedrich († 1464) von Magdeburg: ersterer mit einem gothisch gegliederten Ringe statt des Nodus, letzterer mit runden Zapfen an dem mit Maasswerk geschmückten Knaufe. [2] — Mit eckigem Ständer, runden Zapfen an dem Nodus und Maasswerkverzierung erscheinen die Kelche zu Rüthen (um 1318) und zu Dörenhagen bei Paderborn (um 1370). [3] Auch ein Kelch im Stifte Admont vom J. 1355 gehört noch zu dieser Gattung, sowie ein Kelch in der Hofburgkapelle zu Wien vom J. 1438.

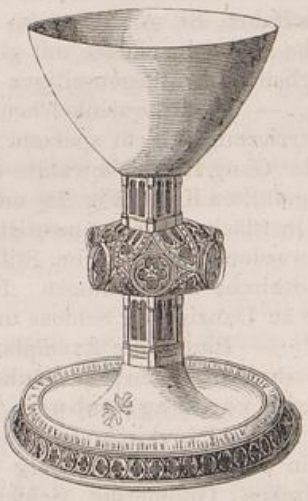


Fig. 68. Kelch zu Rüthen (nach Giefers).

Fig. 69. Kelch in der Prälatur zu Klosterneuburg (nach den Mittheil. der k. k. Central-Commission).

Die grosse Mehrzahl der gothischen Kelche, deren noch viele erhalten sind, hat einen sechsblätterigen Fuss, sechseckigen Ständer und Zapfenknauf, meist mit Maasswerkverzierung, seltener mit Laubwerk. Zwei reiche Prachtkelche befinden sich zu Klosterneuburg [4]; der eine von $7\frac{3}{4}$ Z. Höhe (in der Schatzkammer) aus dem J. 1337 mit glatter kegelförmiger Cuppa, ist bis zum Grunde derselben mit erhaben aufgelegten Ornamenten ganz bedeckt; auf dem Fusse drei neutestamentliche Rundbilder in Email. Der andere (in der Prälaturkapelle) ist nicht bloss an den unteren Theilen, sondern auch rings um den Grund des kuppel-

1) Abbild. bei Kratz, Dom zu Hildesheim. Taf. V. 1.
2) Abbild. bei Rosenthal a. a. O. Fig. 4. u. 5.
3) Abbild. bei Giefers a. a. O. Fig. 4. u. 3.
4) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. 6, 269 f.

förmigen Bechers mit emaillirten Filigranornamenten und einem erhabenen Traubenkranze geschmückt. — Die kathol. Hauptpfarrkirche zu Wesel bewahrt einen 8¼ Z. hohen, oben 4¼, unten 6¾ Z. breiten Kelch vom Ende des XV. Jahrh., mit den Wappen der Herzoge von Cleve und der Grafen v. d. Mark an dem mit 6 Darstellungen aus der Passionsgeschichte in ciselirten Figuren geschmückten Fuss, mit Maasswerkverzierungen am Ständer, mit runden Zapfen am Knaufe und einem Blattornament unten am Becher. [1]) — Einfacher sind zwei 8 Z. hohe Kelche in der Pfarrkirche zu Kempen [2]), der eine mit reichen Gravirungen am Fusse, mit Maasswerk an Ständer und Nodus und Blättern am Grunde der Cuppa; der andere mit achttheiligem, an der Basis durchbrochenem Fuss, mit den erhaben gearbeiteten Passionswerkzeugen am Sockel des Ständers, mit Apostelstatuettchen vor den acht Zapfen des Knaufes und eiförmiger Cuppa. — Gewöhnliche spätgothische Messkelche befinden sich zu Cöln in den Kirchen St. Gereon, Mariä Himmelfahrt, St. Andreas, im Dom und in St. Martin. [3]) Alle diese Messkelche sind sehr einfach mit glatten Cuppen, und ihre Schönheit beruht lediglich in dem gegenseitigen Verhältniss ihrer einzelnen Theile. — An Reliquienkelchen war auch die spätere Gothik mit Verzierungen nicht sparsam; das Heiligthum des Domes zu Halle (Gang II. 33) bewahrte einen mit Reliquien vom heil. Kreuze gefüllten Kelch (Fig. 70) mit geschweifter Cuppa, dessen ganze Oberfläche reich ornamentirt war.

Fig. 70.

Schöne gothische Kelche werden angeführt im Stift St. Paul in Kärnthen, in der Stadtkirche zu Reutlingen, Petrikirche zu Soest, Marienkirche zu Danzig, im Schloss und in der Sacristei zu Marienburg. [4]) — Einfachere Exemplare in St. Emmeram zu Regensburg, in Marklkofen, in Aunkofen, in St. Jacob zu Straubing, alle im Sprengel von Regensburg. [5]) — In der Diöces München-Freising: in der Pfarrkirche zu Wasserburg (ein Kelch von etwa 11 Z. Höhe), in Jasberg, in Trostberg (vom J. 1500), Loiblfing, in Törwang, Steinkirchen, Greimering, Schlehring in der Streichenkapelle, in Marzling und Altenhausen (1535). [6]) — In Westfalen: ein goldener Prachtkelch und mehrere andere im Dom zu Osnabrück, zwei goldene Kelche in der Johanneskirche daselbst, ein grosser ganz mit aufliegenden Ornamenten bedeckter Prachtkelch in der Katharinenkirche daselbst, zwei Kelche im Dom zu Minden. [7]) — Zu Hildesheim: ein goldener Kelch aus dem ehemal. Karthäuserkloster, mit einem Topas als Knauf, ein Kelch mit emaillirtem Fuss im Dom-

1) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. II. Taf. XXI. 8.
2) Abbild. ebd. Taf. XXII. 8 u. 10.
3) Abbild. bei Bock, das heilige Köln. Taf. II. 10. Taf. III. 14 u. 15. Taf. IV. 19. Taf. IX. 38. Taf. XVI. 64.
4) Vgl. ebd. St. Andreas S. 7.
5) Vgl. Bock und Jakob, die mittelalterl. Kunst etc. S. 13; auch Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche S. 86.
6) Sighart, J., die mittelalterl. Kunst in der Erzdiöcese München-Freising S. 204.
7) Lübke, die mittelalterl. Kunst in Westfalen S. 424.

schatze, ein Kelch vom J. 1500 in der Magdalenenkirche. [1] — In der Provinz Brandenburg: in der Kirche zu Beeskow, in der Dorfkirche zu Herzberg bei Beeskow. — In Pommern: drei Kelche aus dem XIV. Jahrh. im Dom zu Cammin. [2]

44. Eben so lange wie für den Wein die Kelche, sind für das Brot im heiligen Abendmahle seit den ältesten Zeiten die Patenen [3] im kirchlichen Gebrauche (vgl. oben S. 162), und zu jedem Kelche gehört eine gleichzeitig mit demselben geweihte Patena, von dem nämlichen Stoffe und in verhältnissmässiger Grösse als Decke darauf passend. In alter Zeit, vor der gewöhnlich in das XII. Jahrhundert gesetzten allgemeinen Einführung der noch jetzt gebräuchlichen Oblaten in Form einer Münze [4] hatte man auch im Abendlande, wie noch gegenwärtig bei den Griechen, grössere Schüsseln für das Weihbrot, und neben den grossen Speisekelchen gab es auch grosse *Patenae ministeriales*. Der Form nach sind die Patenen rund mit flachem Rande, und in der Mitte entweder in einem kleineren, zu der Cuppa des Kelches passenden Kreise, oder im Vier-, Sechs- oder Vielblatt etwas eingetieft, und zwar in früherer Zeit tiefer, als in späterer. — Die zu Prachtkelchen gehörigen Patenen, besonders aus romanischer Zeit, waren gewöhnlich ebenfalls, und zwar oft auf beiden Seiten, mit Gravirungen oder en Email geschmückt, seltener mit erhabenen Verzierungen auf dem Rande. Die auf Patenen am häufigsten wiederkehrenden, in der Regel von erläuternden Inschriften begleiteten bildlichen Darstellungen sind das Gotteslamm, der leidende oder der thronende Erlöser. Die meisten gothischen Patenen sind übrigens ganz glatt und schmucklos, nur mit dem Signaculum (s. oben S. 161) auf dem Rande.

Vielleicht die älteste unter den auf uns gekommenen, wenngleich nicht aus dem IX. Jahrh. herrührend, ist die Patene, welche zu dem Kelche des heil. Liudger zu Werden gehört (s. Fig. 64, S. 167). Sie ist von Silber, $7\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser, $1\frac{3}{4}$ Zoll hoch und etwas grösser als der Kelch, der in der Cuppa nur $2\frac{3}{4}$ Z. Breite hat; laut der auf vergoldetem Bande stehenden Inschrift enthält dieser »*cipus*« (d. i. wahrscheinlich = *scyphus*, Schale) ungewöhnlicherweise im Fusse: vom Blute des heil. Liudger und andere Reliquien. [5] — Beachtenswerth ist auch die Darstellung der Patene mit wulstigem Rande auf dem Elfenbeindeckel zu Frankfurt a. M., sowie die dreieckige Form der darauf liegen-

1) Kratz, im Correspondenzbl. etc. 1857. (V.) Beilage zu No. 4. No. 50. 56. 65.
2) Kugler, Kl. Schriften 1, 783.
3) Ueber die Patenen handeln auch die S. 162 angeführten Schriften über den Kelch.
4) Vgl. Gräser, Ad. H., die röm.-kathol. Liturgie (Halle 1829) S. 157 ff.
5) Vgl. Weerth, E. aus'm, Kunstdenkmäler etc. Bd. II. S. 39.

den Hostien, welche an die kanonische Vorschrift erinnert: »*Triforme est corpus domini.*« [1]) — Ausgezeichnet durch Grösse (mehr als 9 Z. im Durchmesser) und den beide Seiten bedeckenden bildlichen Schmuck ist die zu dem Speisekelche in Wilten (s. oben S. 164) gehörige Patene: auf der vertieften Mitte (von $5^1/_4$ Z. Durchmesser) der oberen Seite sind der Auferstehungsengel und die drei Marien am leeren Grabe dargestellt; der Rand zeigt in vier durch Architekturen gesonderten Abtheilungen die Offenbarungen des Auferstandenen und die Himmelfahrt; das Mittelfeld der unteren Fläche enthält in erhabener Arbeit die Kreuzigung, der Rand in drei verschiedenen Scenen die Höllenfahrt in niellirter Gravirung. [2]) — Ganz eigenthümlich ist die Ausstattung der zu dem Salzburger Henkelkelche (s. oben S. 164) gehörigen Patene, die in der Mitte eine dreizehnblätterige Rose mit der Darstellung des Abendmahles enthält; das Centrum zeigt das Lamm Gottes. — Schmuckvoll sind ebenfalls die Patenen zu den oben S. 169 f. erwähnten romanischen Kelchen in Trzemesno, Plock, Werben und Berlin. Während indess alle diese nur gravirte Darstellungen enthalten, ist die zu dem Prachtkelche der Godehardskirche in Hildesheim gehörige Patene auf dem Rande mit Perlen und Edelsteinen in Filigran geschmückt, und nur an der Stelle findet sich ein runder Ausschnitt des Filigranrandes, an welcher die vorgeschriebene Ablution vorzunehmen ist. [3]) — Als Beispiel einer mit Gravirungen, aber nur auf der Rückseite verzierten gothischen Patene ist die des Bernwardskelches in Hildesheim (s. oben S. 172) zu erwähnen: sie ist aus Gold, hat gegen 7 Zoll im Durchmesser und zeigt das von Weihrauchbecken schwingenden Engeln und den Evangelistenzeichen umgebene Gotteslamm. [4]) — Die zu dem Grabkelche des Erzb. Johann von Magdeburg († 1475) gehörige schmucklose Patene ist in der Mitte im Vielblatte vertieft, doch in einer geschweiften Fläche, so dass das Centrum der Rose gehoben erscheint. [5])

Im Zither des Doms zu Halberstadt befindet sich eine grosse, mit vielen gravirten Darstellungen geschmückte silberne Abendmahlsbrotschüssel der griechischen Kirche, welche Bischof Conrad 1203 aus Constantinopel mitgebracht hat, auf der man aber später die Steinigung des heil. Stephanus in einer Gruppe von Statuetten befestigt hat. — Auch der Dom zu Hildesheim besitzt eine über 1 F. im Durchmesser haltende silberne Oblatenschüssel für die Laien-Communion aus später Zeit, auf dem Rande mit Gravirungen, in der Mitte mit Email verziert.

Anmerkung. In dem Prager Domschatz-Inventarium vom J. 1387 werden als damals anscheinend nicht mehr in Gebrauch befindlich zwei silberne Zangen erwähnt, mit welchen den Leuten der Leib des Herrn dar-

---

1) Dist. 2 de consecr. c. 17; vgl. Gräser, a. a. O. u. oben S. 167 Fig. 65.

2) Abbild. im Jahrbuch der k. k. Central-Commission etc. Taf. V. u. VI. zu S. 34 ff.

3) So heisst es in dem Prager Schatzverzeichnisse von 1387: »*una pecia in patena, per quam debet sumi ablutio.*« — Vgl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1859. 4, 303.

4) Abbild. bei Kratz, Dom zu Hildesheim. Taf. V. 1 a.

5) Abbild. bei Rosenthal, Dom zu Magdeb. Lief. V. Taf. 1. 20.

gereicht wurde. [1]) — Da anderweitig von einem solchen »*instrumentum sacrum*« nichts verlautet, und der Zweck desselben nicht liturgisch begründet werden zu können scheint, so liegt zwar die Vermuthung nahe, dass die Zangen gebraucht worden sein möchten, um Aussätzigen und Pestkranken die Hostie zu reichen, indess der Ausdruck des Inventars »*hominibus*« begünstigt andrerseits diese Annahme nicht, die vielmehr nöthigen würde an ein ausgefallenes Wort hinter »*hominibus*«, z. B. *leprosis*, zu denken.

Es mag hier auch beiläufig das »*ferrum characteratum, ferrum oblatarum, molle ferreum*«, das Oblateneisen erwähnt werden zum Formen und Backen der Hostien, mit deren Bereitung in manchen Kirchen nur die Diaconen oder Subdiaconen, und zwar in einem dazu besonders bestimmten Local, betraut waren. So ist auf dem Bauplane des Klosters St. Gallen vom J. 820 in der Nähe der Sacristei ein eigenes Gebäude angegeben zum Backen des heiligen Brotes und zum Auspressen des heiligen Oeles. [2]) Diese Eisen waren dazu eingerichtet, um den Oblaten die bestimmte Form und Bezeichnung zu geben, und schon vor Einführung der letzteren war den Abendmahlsbroten die Figur des Kreuzes aufgedrückt. Wie auf dem Denar des Kaisers Bild und Ueberschrift, so war im XII. Jahrh. auf dem heil. Brote das Bild des Herrn mit Buchstaben (*imago domini cum litteris*) [3]) ausgedrückt, und seit dem XIII. Jahrh. kommt gewöhnlich das Crucifix mit dem Titulus INRI darauf vor. [4]) — Mittelalterliche Oblateneisen sind sehr selten, da die Bereitung der Hostien bald in die Hände weltlicher Bäcker übergegangen zu sein scheint. Das Musée de Cluny in Paris besitzt ein grosses Exemplar aus dem XIII. Jahrh. mit den Bildern Christi und der Apostel. [5]) — Gleiche Technik wie die Eisenformen zu den kirchlichen Oblaten zeigen die Osterkucheneisen zum häuslichen Gebrauch; vgl. die Abbild. eines solchen aus Cöln (etwa aus dem XV. Jahrh.) im Organ für christl. Kunst 1862. Artist. Beilage zu No. 17.

45. Zu der auf urchristlicher Sitte beruhenden Aufbewahrung der Eucharistie für die Gläubigen und für die Kranken bediente man sich im Laufe der Zeiten verschiedener geweihter Gefässe [6]), die unter den Namen Büchse (*pyxis*), Taube (*columba, peristerium*), Thürmchen (*turris, turricula*), Kapsel (*capsa*), Speisegefäss (*ciborium*) u. s. w, vorkommen. Jüngeren Ursprungs sind die zur Ausstellung der ge-

1) »*Duo forcipes argentei, cum quibus porrigebatur hominibus corpus dominicum.*« Vgl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1859. 4, 329.

2) Vgl. Otte, Gesch. der deutschen Baukunst, auf der lithogr. Beilage zu S. 92 unter D.

3) Cf. Honorius August. Gemma animae l. 1 c. 35.

4) Vgl. Augusti, Denkwürdigkeiten etc. 8, 280; de Laborde, Notice des Emaux au Musée du Louvre 2, 395. 420. 426.

5) Texier, Dictionnaire d'orfévrerie p. 1263.

6) Vgl. Pelliccia, de christ. eccl. politia (ed. Braun) 2, 1—67 (Diss. de eucharistia infirmorum). — Binterim, Denkwürdigkeiten etc. II. 2, 134—184. — Augusti, Denkwürdigkeiten etc. 12, 38—44. — Laib u. Schwarz, Studien etc. S. 27 ff. 59 ff. 72 ff. — Corblet, J., Essai historique et liturgique sur les Ciboires et la réserve de l'Eucharistie. Paris 1858.

weihten Hostie dienenden Monstranzen (*monstrantiae*), welche erst seit Einführung des Fronleichnamsfestes üblich geworden sind.

In den ersten Jahrhunderten wurde die Eucharistie nicht in den Kirchen aufbewahrt, indem es Sitte war, dass Priester und Laien dieselbe mit in ihre Häuser nahmen, um für den Nothfall bei ausbrechenden Verfolgungen communiciren zu können. Im Zeitalter des Constantinus fielen die Gründe für diese mit vielen abergläubischen Missbräuchen verbundene Sitte weg, es wurde aber die fortwährende Aufbewahrung der Eucharistie in den Kirchen angeordnet. Das zur allgemeinsten und dauernden Geltung gekommene Gefäss zu diesem Zwecke war eine runde cylindrische Büchse, Pyxis genannt, in älterer Zeit aus Holz, Bein, Stein oder edlem Metall, später fast immer aus letzterem verfertigt. Die bereits oben S. 148 unter den Reliquiarien erwähnten, wohl sicher sehr früher Zeit angehörenden Elfenbeinbüchsen [1]) dürften ursprünglich diese Bestimmung gehabt haben, insofern das unter dem Schlosse derselben angebrachte Signaculum (ein von einem Lorbeerkranz umgebenes gleicharmiges Kreuz, in dessen Winkeln die vier Nägel des Kreuzes Christi, mit ihren Spitzen einander gegenüber, mit den Köpfen nach aussen gestellt, ein zweites Schrägkreuz bilden) doch sehr deutlich darauf zu deuten scheint, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass unter dem in den Apostol. Constitutionen erwähnten *παστοφόριον*, in welches die Diaconen nach beendigter Communion beider Geschlechter die übrig gebliebenen Brosamen zu legen hatten [2]), eben nichts anderes zu verstehen ist, als eine solche oder ähnliche Pyxis. Eine noch grössere Wahrscheinlichkeit findet statt in Beziehung auf die »*capsa ad officium quidem sacerdotale ex ossibus fabricata*«, welche der Erzb. Lull von Mainz im VIII. Jahrh. aus England zum Geschenke erhielt [3]); auch besass der Domschatz zu Trier nach einem Verzeichnisse von 1238 zwei Elfenbeinbüchsen, deren eine jedoch zur Aufbewahrung von Manna diente. [4]) Anderweitig kommt seit dem VI. Jahrh. für die Gefässe zur Aufbewahrung der Eucharistie der Name Turris, Turriculum [5]) vor, worunter wahrscheinlich nur eine Pyxis mit zeltförmigem Deckel (s. oben S. 147) zu verstehen ist, die indess, wie schon bei den Reliquiarien dieser Art bemerkt, zuweilen auch in grösserer Form und in der Weise eines Thurmes architektonisch ausgestaltet worden sein wird, weshalb sie mit dem thurmförmigen Grabe Christi verglichen werden konnte. [6]) Als Beispiel scheint angeführt werden zu können ein goldenes, reich mit Edelsteinen geschmücktes »*ciborium*

1) Vgl. Hahn, F., Fünf Elfenbein-Gefässe des frühesten M. A. 1862. S. 1 ff. — Gori, Thesaurus diptychorum. Florenz 1759. 4, 69. Tab. 23. 24.

2) Const. Ap. l. 2 c. 61 u. l. 8 c. 13; vgl. Laib u. Schwarz a. a. O. S. 30.

3) Epist. S. Bonifacii, ed. Würdtwein p. 313 ep. 130; vgl. Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands 1, 405.

4) Mittheil. etc. herausgegeb. von dem hist.-archäol. Verein zu Trier 2, 125.

5) Vgl. Texier, Dictionnaire d'orfévrerie p. 1410. Art. Tour.

6) »*Corpus vero domini ideo defertur in turribus, quia monumentum domini* (das heilige Grab mit seinem Kuppelbau) *in similitudinem turris foret scissum in petra.*« Expositio brevis liturg. Gallicanae (aus dem VI. Jahrh.) bei Martene, Thesaur. anecdot. 5, 95.

quadratum« in Form eines von zweimal vier Säulenarkaden umgebenen, zweigeschossigen, in vier Giebel auslaufenden Centralbaues von etwa 2 F. Höhe, welches, inschriftlich ein Geschenk Königs Arnulf († 899) an St. Emmeram zu Regensburg, jetzt in der Reichen Kapelle zu München aufbewahrt und in einem Berichte vom J. 1761 als »*Turrita aedicula*« bezeichnet wird. [1]) — Gleichzeitig mit den Gefässen in Thurmform werden auch goldene und silberne Tauben erwähnt [2]), und zwar zuerst in der griechischen Kirche, mit der ausdrücklichen symbolischen Beziehung auf den heiligen Geist. Diese Tauben standen auf einer Schüssel, die mit den daran befindlichen Kettchen an einer Schnur von dem Ciborium über dem Altartische schwebend herabhing und während der Messe heruntergelassen wurde, eine Einrichtung, von welcher der jüngere Titurel (s. oben S. 104) eine anschauliche Beschreibung giebt, und die besonders in Frankreich auch nach Abschaffung der Ciborienaltäre sich in einzelnen Klöstern selbst bis in die Revolutionszeit erhalten hatte, indem eine Art von Krahn zu diesem Zwecke am Altarbau angebracht war. [3]) Es haben sich in Frankreich auch noch einige solcher Tauben aus emaillirtem Kupfer erhalten: auf dem Rücken zwischen den Flügeln befindet sich unter einem (mit dem Signaculum bezeichneten) Deckel eine Oeffnung zur Aufnahme einer kleinen runden Pyxis. [4]) In Deutschland sind bis jetzt nur drei liturgische Gefässe in Taubenform nachgewiesen: im Domschatze zu

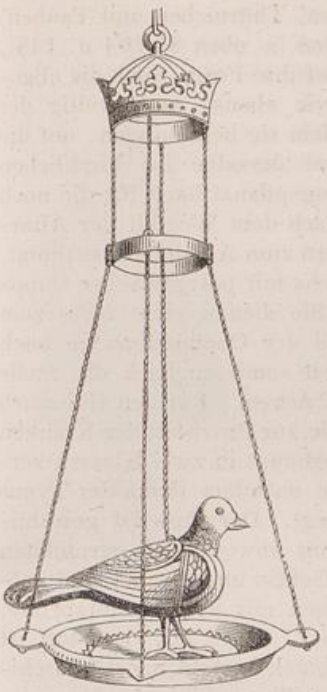


Fig. 71. Peristerium (nach Laib und Schwarz).

1) Vgl. Bericht von den heil. Leibern u. Reliquien, welche in .... S. Emmeran aufbehalten werden. Regensb. 1761 S. 82 ff.; bei Laib und Schwarz a. a. O. S. 60. — Vgl. auch Sighart, Gesch. der bild. Künste in Bayern 1, 44.

2) Die antiochenische Geistlichkeit beschuldigte auf dem Concil zu Constantinopel im J. 536 (Act. V.) ihren Bischof, dass er sich »*τὰς εἰς τύπον τοῦ ἁγίου πνεύματος χρυσᾶς τε καὶ ἀργυρᾶς περιστερὰς κρεμαμένας ὑπεράνω τῶν θείων κολυμβηθρῶν καὶ θυσιαστηρίων*« widerrechtlich zugeeignet habe. Vgl. Augusti a. a. O. 12, 41. — In dem Pontificalbuche des Anastasius kommen die »*columbae*« sogar schon unter den Geschenken Constantins des Gr. an die Peterskirche in Rom vor. Vgl. Laib und Schwarz a. a. O. S. 28.

3) Auf einer Abbildung des alten Hochaltares der Kathedrale zu Arras aus dem XIII. Jahrh. (bei Laib und Schwarz a. a. O. Taf. X. 3) hängt die Pyxis in den Händen eines herabschwebenden Engels, was nach de Moleon, Voyages liturgiques (Paris 1718) p. 244 u. 276 auch in N. D. von Paris und von Rouen der Fall war — also ganz in Uebereinstimmung mit der Schilderung im Titurel.

4) Vgl. die Abbild. bei Laib und Schwarz a. a. O. Taf. II. 4. 6. 11. — Dass die Eucharistie nicht unmittelbar in die Taube, sondern in eine darin angebrachte Pyxis gelegt wurde, beweisen die Consuetudines cluniacenses aus dem XI. Jahrh. (l. 2 c. 30 bei Dacher, Spicileg. 1, 679), wo es heisst: »*Auream pyxidem de columba jugiter pendente super altare diaconus .... abstrahit.*«

Salzburg (mit emaillirten Flügeln, die Augen aus blauen Glasflüssen: ein Oelgefäss aus dem XII. Jahrh. [1]), im Kloster Göttweih und im Domschatze zu Erfurt (ausdrücklich als »*columba eucharistica*« bezeichnet. [2]) — Da alle diese eucharistischen Gefässe (Büchsen, Thürmchen und Tauben) über dem Altare aufgehängt zu werden pflegten (s. oben S. 104 u. 148), so hatte sich für dieselben, ohne Rücksicht auf ihre Form, auch die allgemeine Bezeichnung *Suspensio* gebildet, wie ebenso anderweitig der Name des Altarbaldachins, *Ciborium*, von dem sie herabhingen, auf die Speisegefässe selbst übertragen wurde, und derselbe im kirchlichen Sprachgebrauche sich in dieser Bedeutung fortgepflanzt hat, für die noch jetzt übliche Art von Sacramentarien, die nach dem Wegfall der Altarbaldachine nicht mehr zum Aufhängen, sondern zum Aufstellen bestimmt, in gothischer Zeit die Form eines Deckelkelchs mit polygonischer Cuppa annahmen und *Ciboria* genannt werden. Sie dienen nicht bloss zum Aufbewahren, sondern bei grösserer Anzahl der Communicanten auch zum Austheilen des Weihbrotes und vertreten somit zugleich die Stelle der früheren Brotschüsseln und Ministerial-Patenen. Für den Gebrauch in der Kirche sind die Ciborien grösser, als die zur Provision der Kranken bestimmten Gefässe dieser Art, welche überhaupt in zwei Klassen zerfallen: in schalenartige und thurmförmige, je nachdem ihnen der Typus der Pyxis oder des Turriculums zu Grunde liegt. Der Fuss ist gewöhnlich sechsblätterig oder bildet einen Stern mit abwechselnd gerundeten und gespitzten Strahlen; Ständer, Knauf, Gefäss und Deckel sind entsprechend polygonisch, bei den thurmförmigen mit hohem Spitzhelme. Die Höhe der Ciborien schwankt zwischen 8 Z. und 2 F., der Stoff ist vergoldetes Silber oder nur Messing; der Schmuck besteht meist in architektonischem Maasswerk, in gravirten und emaillirten Bildern. Das ausgezeichnetste Exemplar in achtseitiger Schalenform mit ziemlich niedrigem Deckel von geschweiftem Profil, mit Blattwerk und biblischen Darstellungen en Email reich geschmückt, bei etwa 13 Z. Höhe in den anmuthigsten Verhältnissen (XIV. Jahrh.) befindet sich im Schatze des Stifts Klosterneuburg [3]; in Thurmform das 2 F. hohe Ciborium (aus Rees stammend) in der Dorfkirche zu Ober-Millingen am Niederrhein. [4]) Andere Ciborien in Eltenberg, Kempen und im Münsterschatze zu Aachen [5]; in St. Martin und in St. Johann zu Cöln [6], in der Kirche zu Deutz (den Kern bildet die romanisch gefasste hölzerne Trinkschale des heil. Heribert; Fuss und Deckel aus dem XV. Jahrh.). [7]) — In Westfalen: in der

1) Abbild. bei (Petzold), Schätze mittelalterl. Kunst aus Salzburg, Taf. II. der kirchlichen Alterthümer. — Vgl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. 6, 47.

2) Vgl. Falckenstein, Analecta Thuringo-Nordgav. 2, 361. — Fiorillo, J.D., Gesch. der zeichn. Künste in Deutschland I, 486. — Giefers, W. Engelb., Praktische Erfahrungen etc. S. 24.

3) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. VI. Taf. VII. zu S. 295.

4) Abbild. bei aus'm Weerth Denkm. etc. Bd. I. Taf. V. 2.

5) Abbild. ebd. Taf. II. 2 u. in Bd. II. Taf. XXII. 6 u. XXXVIII. 5.

6) Abbild. bei Bock, das heil. Köln Taf. XVI. 63 u. Taf. XXXIV. 102.

7) Abbild. ebd. Taf. XXIII. 84.

Kirche zu Körbecke bei Soest (die Cuppa aus einem zwölfseitigen Bergkrystall bestehend; jetzt als Monstranz in Gebrauch), in der Kirche zu Elslohe, in der kathol. Kirche zu Dortmund [1]; in den Kirchen zu Dülmen und zu Buldern. [2] — In Bayern: in Ecksberg bei Mühldorf, in Hörgertshausen, Geisenhausen, Pframmern bei Aibling, in der Martinskirche zu Landshut (sämmtlich unbedeutend, zum Theil defect). [3] — In Oesterreich: zwei einfache Ciborien im Stift St. Florian. [4] — In der Prov. Brandenburg: in der Mönchenkirche zu Jüterbog und in der Klosterkirche zu Zinna (beide aus Messing, mit gravirten Figuren).

Fig. 72. Silbernes Ciborium in St. Johann zu Cöln (nach Bock).

Dem Fronleichnamsfeste, dessen allgemeine Einführung erst dem Papste Johann XXII. im J. 1316 gelungen zu sein scheint, verdanken die Monstranzen [5] ihren Ursprung. Da sich dieses Fest, welches zuerst seit 1246 in der Diöces Lüttich war gefeiert worden, indess auch später nur allmählich und strichweise weiter verbreitete, und da es überdies zweifelhaft ist, ob die Processionen und die Ausstellung des Venerabile nicht überhaupt erst später hinzugekommen sind [6], so kann es nicht befremden, dass die meisten Monstranzen erst aus dem XV. und XVI. Jahrh. herrühren und deshalb in archäologischer Beziehung nur von geringerem Interesse sind. Offenbar haben denselben die bereits früher vorhandenen gothischen Reliquien-Monstranzen (s. oben S. 157) zum Vorbilde gedient, wahrscheinlich weil man sich Anfangs der Schaugefässe dieser Art auch für das Sanctissimum bedient haben mag: es sind tragbare Tabernakel, die, auf einem dem gothischen Kelchfusse gleichenden Untersatze ruhend, den grössten Reichthum in der Entwickelung der dem gothischen Thurmbau entlehnten con-

1) Vgl. Giefers a. a. O. S. 59.

2) Vgl. Lübke, die mittelalterl. Kunst in Westfalen S. 425.

3) Vgl. Sighart, J., die mittelalterl. Kunst in der Erzdiöcese München-Freising S. 202.

4) Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. a. a. O. S. 46.

5) Ueber Gebrauch und Form der Monstranzen: C. Weiss, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1856. 1, 206, als Einleit. zur Beschreib. der goth. Monstranz im Dome zu Pressburg.

6) Vgl. Gavanti, Thesaur. sacr. rit. 1, 499—516. — In dem Prager Domschatzverzeichnisse vom J. 1387 sind z. B. noch keine andere, als Reliquien-Monstranzen angeführt. — In den Synodalstatuten von Basel vom J. 1506 (Hartzheim, Conc. germ. 6, 8) wird den Pfarrern aufgegeben, Monstranzen anzuschaffen, »*ubi non habentur*«, und der Dompropst Georg von Anhalt (Schriften u. Predigten. Wittenb. 1555 S. 165) bemerkt, dass im Erzstift Magdeburg »*für die (erst in newigkeit auffgerichte) procession Corporis Christi bis auf den heutigen Tag kein eigen Monstrantz oder heuslein dazu bereitet sei.*« — Vgl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. 6, 108.

structiven und decorativen Formen im entschiedensten Hochstreben zeigen, indem der Aufsatz bei den am glänzendsten ausgestatteten Exemplaren in der Breite eine dreifache Pyramide bildet, von denen die mittlere auf dem Ständer ruht und die beiden seitlichen übersteigt, welche unten consolenartig endend sich frei tragen. Anderweitig entwickelt sich der Oberbau mehr in die Breite und zwar aus Motiven, die dem Pflanzenreiche entnommen sind. In der Mitte des Tabernakels befindet sich gewöhnlich in viereckiger, seltener und später in runder Umrahmung das durchsichtige cylindrische oder eckige Krystallglas zur Aufnahme der Hostie, die von einer halbmondförmigen Zwinge (*lunula*, auch mit Beziehung auf

Fig. 73. Mittelstück der Monstranz zu Freising (nach Sighart).

1 Mose 14, 18 *Melchisedek* genannt) gehalten wird. [1]) Die Sonnenform (vgl. Ps. 19, 5) der Monstranzen gehört erst der Renaissance an. — Der zur Ausführung dieser Gefässe gewählte Stoff ist sehr verschieden, je nach den zu Gebote stehenden Mitteln. Die Kathedralen haben Monstranzen von Gold und Silber; die meisten Kirchen begnügten sich mit vergoldetem Kupfer oder Messing, aber auch reich geschnitzte hölzerne Monstranzen kommen zuweilen vor. — Die Grösse steigt von 1 – 5 Fuss,

1) Wir geben das Mittelstück der prachtvollen, 4¼ F. hohen aus Holz geschnitzten Monstranz des Doms zu Freising zur Veranschaulichung der Lunula im Holzschnitt, nach der Abbild. bei Sighart, Joach., der Dom zu Freising Taf. VI.

und mit der Grösse auch das Gewicht, so dass die grössten und schwersten entweder gar nicht zum Tragen bestimmt, oder wie die zu Ratibor, Vallendar etc. mit zwei Handhaben zum Tragen für zwei Personen versehen waren. — Beispiele von gothischen Monstranzen, im Rheinlande: zu Eltenberg, aus der abgebrochenen Collegiatkirche zu Rees, zu Vinen, Calcar (XIV. Jahrh.), Xanten [1]; zu Kempen [2]; im Münsterschatze zu Essen (auch in der Johanneskirche daselbst), zu Ratingen (von 1394) [3]; zu Cöln im Domschatze (ein ausgezeichnetes Exemplar, angeblich aus dem XIV. Jahrh., mit runder Kapsel, gegen 3 F. hoch) und zwei in St. Columba (von denen die grössere, von 3 F. Höhe, den Vorzug verdient) [4]; andere zu Orsbach bei Aachen (von 1517), in Moselweis bei Coblenz und in der Lambertikirche zu Düsseldorf. — In Westfalen: zu Bochold (die schönste im ganzen Münsterlande), in der Stiftskirche zu Vreden (mit rundem Gehäuse), zu Anholt [5]; auch zu Ostenfelde (mit Glöckchen behängt). — In Bayern: zu Tegernsee (aus Weisskupfer mit Heiligenfigürchen von Silber, 4 F. hoch und 28 Pfd. schwer; vom J. 1448); kleinere zu Kreut, Steinhöring und Salmanskirchen in der Diöces München-Freising; zu Breitenbrunn im Sprengel von Eichstädt (von 1507); in St. Emmeram zu Regensburg (handwerklicher Gelbguss). — In Tirol: zu Hall (sehr reich, 4½ F. hoch, über 25 Pfd. schwer; Fuss neu), im Domschatz zu Brixen (eine Monstranz, 2 F. hoch, um 1400 [6]); eine andere reicher und etwas grösser); in Kärnthen: zu St. Paul; in Steiermark: zu Cilli, Marburg und Jägerberg; in Oesterreich: zu Prüglitz und Klosterneuburg; in Böhmen: auf dem Schlosse zu Sedletz (ausgezeichnet, 3 F. hoch, 9 Pfd. schwer; vor 1421) [7] und in der Nicolaikirche zu Eger. — In Schlesien: zu Grünberg und in einer Landkirche in der Gegend von Reichenbach. [8] — In Sachsen: in St. Godehard zu Hildesheim (prachtvoll, 2 F. hoch) und zu Recklinghausen; in Gotha. [9] — In Landkirchen des Meissener Sprengels kommen Monstranzen im handwerklichen Gelbguss vor, genau nach demselben Modell, wie die Monstranz (No. 618) aus Liebschütz im Museum des Grossen Gartens zu Dresden.

Anmerkung. Nachdem die Aufbewahrung der Eucharistie in der Suspensio (s. oben S. 180) ausser Gebrauch gekommen war, bedurfte es eines anderen sicheren und würdigen Ortes zur Aufnahme des Ciboriums oder der Monstranz, und dieses Bedürfniss führte zur Errichtung besonderer

1) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. I. Taf. I. 1. IV. 7. X. 11. XVI. 3. XVIII. 4.
2) Abbild. in Originalgrösse bei Schmidt, Ch. W., Kirchenmöbel etc. Bd. I. Lief. 4. Taf. 18; auch bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. II. Taf. XXII. 7.
3) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXIX. 1 u. 9.
4) Abbild. bei Bock, das heil. Köln Taf. X. 39. Taf. XX. 78. Taf. XXI. 80.
5) Abbild. in Originalgrösse bei Schmidt a. a. O. Taf. 19—23.
6) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. Bd. 6. Taf. III. zu S. 132.
7) Abbild. in den Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates etc. Bd. I. Taf. VII.
8) Abbild. im Organ für christl. Kunst 1862. Artist. Beilage zu No. 17.
9) Abbild. bei Heideloff, Ornamentik des M. A. IV. 19 Taf. 4.

Sacramenthäuschen (auch Tabernakel, Herrgottshäuschen, Gotteshüttchen, Fronwalme genannt), und zwar regelmässig nördlich im hohen Chore auf der Brotseite des Altars. [1]) Es lassen sich aber drei verschiedene Arten derselben nachweisen: 1. Wandschränke, etwa in Brusthöhe über der Erde, und bereits seit dem XIII. Jahrh. vorkommend. Als romanisches Beispiel dieser Gattung kann der sich im Vierblatt öffnende, sonst ganz einfache Schrank in der zierlichen Dorfkirche von Steinbach bei Bibra in Thüringen angeführt werden. [2]) Die Gothik fügte der Wand angeblendete Zierden hinzu, indem sie den Schrank mit Fialen flankirte, mit einer Wimperge übersetzte und die Oeffnung desselben mit profilirtem Simswerk umgab. Früh- und edelgothische Beispiele sind selten (wir nennen die Schreine zu Volkmarsen [3]) und zu Zinna [4])); spätgothische häufig. Den Verschluss des Schrankes bildet Anfangs öfter eine feste Thür (wie in Zinna), gewöhnlich aber, und später immer, eine eiserne Gitterthür. — 2. Freistehende Tabernakel in Form eines Thurmes, gewissermaassen monumentale Monstranzen in grossem Maassstabe, wie diese, wohl aus dem seit Einführung des Fronleichnamsfestes sichtbaren Streben nach immer grösserer Verherrlichung des in der Hostie enthaltenen heiligen Leibes hervorgegangen und erst seit dem letzten Viertel des XIV., hauptsächlich aber im XV. und XVI. Jahrh. vorkommend: auf einem hohen, dreieckigen, viereckigen, polygonen oder runden Sockel ruht der rings von durchsichtigem Gitterwerke (wie die Kapsel der Monstranz von Krystallglas) umschlossene Schrein [5]), über welchem sich in den reichen, oft willkürlichen Formen der Spätgothik eine Pyramide erhebt, die sich zuweilen bis zum Gewölbe der Kirche emporgipfelt, wo sie, wie im Wachsthum verhindert, ihre obere Blüthenspitze pflanzenartig umbiegt. Die glänzendsten Beispiele dieser Gattung finden sich in Schwaben (im Münster zu Ulm, 90 F. hoch, von einem Meister aus Weingarten, 1469 begonnen) und in Franken (in der Lorenzkirche zu Nürnberg [6]), 64 F. hoch, von Adam Kraft, 1496—1500, weit berühmt wegen des phantastischen Reichthums der bildnerischen Construction und der künstlichen Technik). Das älteste datirte Beispiel ist das Sacramenthäuschen in St. Severin zu Cöln vom J. 1378. — 3. Die dritte Art besteht aus einer Mittelgattung: es sind Thürme, die an einer Seite mit der Wand verbunden sind, sämmtlich aus dem XV. und XVI. Jahrhundert, z. B. das Tabernakel in der katholischen Kirche zu Dortmund. — Obgleich die meisten Sacramenthäuschen der beiden letzten Arten aus Steinmetzenwerk

1) Vgl. Laib und Schwarz, Studien etc. S. 72 ff.

2) Abbild. bei Puttrich, L., Denkmale der Baukunst des M. A. in Sachsen. Abth. II. Serie Mühlhausen Bl. 17.

3) Abbild. bei Statz, V., und Ungewitter, G., Gothisches Musterbuch. Taf. 119.

4) Abbild. bei Puttrich a. a. O. Serie Jüterbog. Bl. 11.

5) Nach Laib und Schwarz a. a. O. S. 73 waren die Gitter innerhalb mit Leder oder Seidenstoffen überzogen, also in diesem Falle eigentlich zwecklos; Jakob Müller im »*Kirchengeschmuck. München* 1591. S. 17« (a. a. O. S. 74) spricht aber von Vorhängen, die also erforderlichen Falls zurückgeschlagen werden und das Gefäss mit dem Venerabile sichtbar machen konnten.

6) Vielfach abgebildet, z. B. im Nürnberger Gedenkbuch 4, 96; auch in Einzelstichen von Poppel, Geissler u. A.

bestehen, so kommen doch auch, besonders im Gebiete des Ziegelbaues, hölzerne in Schnitzwerk ausgeführte vor: in der Klosterkirche zu Doberan (37 F. hoch), in der Marienkirche zu Wittstock (von 1516), in der alten Kapelle zu Regensburg, in Pipping bei München (von 1480), zu Weissenbach in Tirol (über einem Marmorsockel); oder metallene: ein bronzenes in der Marienkirche zu Lübeck (von 1479) [1]), ein eisernes, etwa 32 F. hohes vom J. 1520 zu Feldkirch in Tirol (jetzt zur Kanzel umgeformt.) [2]) — Die Kirche St. Ruprecht bei Strassenfuss in Krain besitzt ein einfaches Tabernakel der dritten Gattung aus Elfenbein, über einem Untersatze von Stein. [3]) — Der oft überreiche, zuweilen jedoch auch ganz fehlende bildliche Schmuck der Tabernakel besteht namentlich in Heiligenfiguren, welche in den Fialennischen und unter Baldachinen angebracht sind, und in häufig wiederkehrender Symbolik aus dem Pelikanneste oder dem Gotteslamme.

Da der Gebrauch der Sacramenthäuser die spätgothische Periode kaum überdauerte, indem die folgende Zeit das Tabernakel nach römischer Sitte in den Altaraufsatz verlegte, so sind zwar sicher manche (wie das im Cölner Dom im J. 1766) als zwecklos beseitigt worden; ihre Verbreitung dürfte indess, da sie in manchen Gegenden von Deutschland sehr selten, in anderen dagegen (wie in Schwaben, am Niederrhein und besonders in Westfalen [4])) ausserordentlich häufig vorkommen, immer nur eine sporadische gewesen sein, und es scheint, als habe man an einigen Orten das Ciborium unter einem besonderen thurmartigen Tabernakel auf dem Altare selbst deponirt: so findet sich z. B. ein zierliches, durchbrochen gearbeitetes Holzthürmchen von 14 F. Höhe im Dome zu Brandenburg, ein anderes aus Schmiedeeisen in der Wenzelskapelle des Doms in Prag [5]), beide aus dem XV. Jahrhundert.

Mit Uebergehung der bereits vorstehend angeführten Sacramentschreine, nennen wir noch folgende, zum Theil nach vorliegenden Abbildungen:

Im Rheinlande. Nach den Abbildungen in aus'm Weerth, Kunstdenkmäler etc. Bd. I: in Ober-Millingen (Taf. V. 1), Griethausen, Till (Taf. VI. 5. 9), Qualburg, Goch (Taf. X. 4. 12), Calcar (Taf. XVI. 4), Kempen (Bd. II. Taf. XXII. 4) — alle diese zwischen 20 und 30 F. hoch; in der Lambertikirche zu Düsseldorf, 40 F. hoch, um 1475—79 und zu Gerresheim, 35 F. hoch (Taf. XXXI. 1. 5). Ausser diesen: zu Altenberg bei Cöln, in der Sacristei des Doms zu Cöln, in der Minoritenkirche daselbst

---

1) Abbild. bei Statz und Ungewitter a. a. O. Taf. 205—211; auch bei Schlösser und Tischbein, Denkm. in Lübeck. Heft 2 Bl. VI. u. VII.

2) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1858. Taf. V. zu 3, 162.

3) Abbild. ebd. 1862. 7, 189.

4) In Westfalen waren die Sacramenthäuschen so beliebt, dass sich in manchen Kirchen drei (z. B. in der Wiesenkirche zu Soest und in der Kirche zu Freckenhorst), oder doch zwei (z. B. in der Paulskirche zu Soest, in der Reinoldikirche zu Dortmund und im Dom zu Münster) vorfinden, von denen noch dazu einige mehrere Schränke enthalten, ersichtlich also, da sich der provinzielle Geschmack einmal für diese Form der Depositarien entschieden hatte, auch zur Aufbewahrung der Gefässe mit den heil. Oelen und von Reliquiarien dienten. Es sind in den westfälischen Kirchen mindestens gegen 60 Tabernakel aller drei Gattungen nachgewiesen. Vergl. Lübke, W., die mittelalterl. Kunst in Westfalen S. 302.

5) Abbild. im Organ für christl. Kunst 1857. Artist. Beilage zu No. 19.

(Ueberreste von 1475, restaurirt in der Abbild. des Organs für christl. Kunst 1862. Artist. Beilage zu No 13), in St. Cunibert daselbst (ebd. 1856, zu No. 6), im Kreuzgange am Dom zu Trier, in der katholischen Kirche zu Remagen in Mayen, Linz. — Nach den Abbild. in Statz und Ungewitter, Goth. Musterbuch: in der Pfarrkirche zu Münstereiffel, von Friedrich Roir 1480 (Taf. 138), in Gelnhausen (Taf. 121), Dom zu Limburg (Taf. 124), Münstermaifeld (Taf. 136) und in St. Martin zu Oberwesel (Taf. 139).

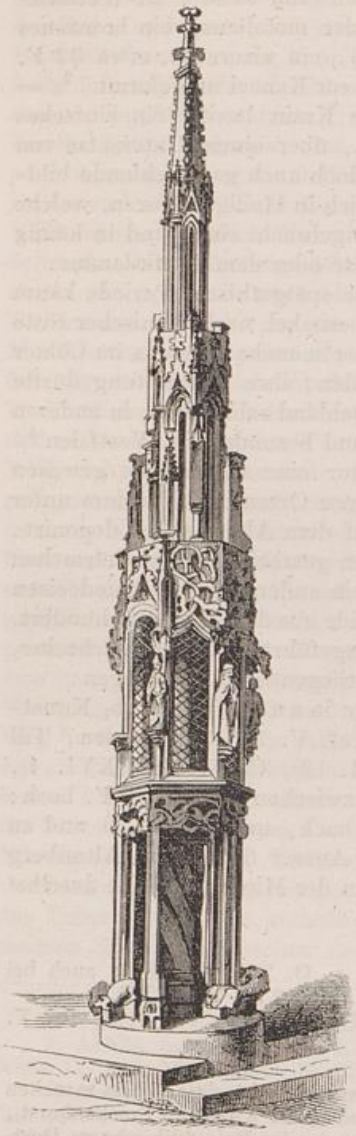


Fig. 74. Sacramentthaus in St. Nicolai zu Jüterbog (nach Puttrich).

In Westfalen und Niedersachsen gilt das (horizontal gekrönte) Wandtabernakel zu Cappenberg für das älteste, vom Anfange des XIV. Jahrh. und unter den Werken des XV. Jahrh. nehmen die Schreine in der Wiesen- und in der Paulskirche zu Soest (Abbild. bei Statz und Ungewitter a. a. O. Taf. 102. 103, bei Laib und Schwarz a. a. O. Taf. XIV. 2) neben dem in die dritte Klasse gehörigen Sacramenthause in der kathol. Kirche zu Dortmund die ersten Stellen ein; Abbild. eines aus zwei Schreinen neben einander bestehenden aus der Reinoldikirche daselbst bei Statz und Ungewitter Taf. 140. 141; ausserdem zeichnen sich aus die Tabernakel zu Nieheim (25 F. hoch) und Steinheim durch Feinheit der Ausführung, in der Nicolaikirche zu Lemgo und in der Stiftskirche daselbst durch schlichte, kräftige Formen, zu Schildesche (etwa 30 F. hoch) und Marienfeld durch Glanz und Reichthum, in der Johanneskirche zu Osnabrück neben edler Einfachheit durch künstlerischen Werth der Bildwerke, in der Grossen Marienkirche zu Lippstadt, in den Kirchen zu Lüdinghausen, Recklinghausen und im Dom zu Münster (vom J. 1536) durch die üppigste Entfaltung der schon entarteten spätgothischen Formen. Dem Ausgange des XV. Jahrh. gehören an die Sacramenthäuschen in den Klosterkirchen zu Loccum, Wunstorf und zu Bücken bei Hoya (letzteres gegen 29 F. hoch).

In Schwaben: in der Dionysiuskirche zu Esslingen, 1486 von Lorenz Lechner aus Heidelberg, 40 F. hoch, zu Crailsheim, von 1498, in der Michaeliskirche zu Schwäbisch-Hall, der Kilianskirche zu Heilbronn, um

1500, in der Georgskirche zu Nördlingen, von Stephan Weyrer und dem Bildhauer Ulrich Creytz, 1515—25, c. 60 F. hoch (Abbild. in Eberhard, National-Archiv) — alle glänzend. — Auch in vielen kleinen und Landkirchen: Königseggwald, Deichelried, Eibach, Lauffen a. N., Stockheim, Michelbach, Zaberfeld, Schweigern im Zabergäu; Reichenbach bei Hirsau, Jebenhausen (letzteres abgebildet bei Laib und Schwarz Taf. XIV. 1); Wandtabernakel: in zwei Pfarrkirchen zu Ravensburg, in Heiligenkreuzthal, in Unterzeil (Abbild. ebd. 3).

In Bayern: im Dom zu Regensburg, vom J. 1493, 52 F. hoch (Abbild. bei Schuegraf, J. Rud., Gesch. des Doms zu Regensburg Thl. 1.), in St. Rupert daselbst, zu St. Jacob bei Plattling (Abbild. bei Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche Taf. VIII. 1), in der Jacobskirche zu Straubing, zu Aunkofen bei Abensberg, in der protestant. Kirche zu Redwitz. — Wandtabernakel zu Regensburg in der Leonhards- und in der Aegidienkirche, zu Kirchberg bei Eggenfelden, zu Usterling a. d. Isar u. a. m.

In Tirol: zu Taufers, aus der Kirche Mariä-Himmelfahrt auf dem Kirchhofe; in Steiermark: zu Aussee, zu Gratz (Wandtabernakel von 1499, abgebildet in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1859. 4, 219); in Oesterreich: in der Laurenzkirche zu Lorch bei Ens; in Böhmen: ein prachtvolles im Dome zu Königgrätz, ein kleineres, 22 F. hoch, in einfacher spätgothischer Bildung in der Barbarakirche zu Kuttenberg (abgebild. in den Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates etc. Bd. I. Taf. XXXIV); in der Kirche zu Kaurim.

In Franken und Hessen. In der Nähe von Nürnberg und unter Einfluss des berühmten Tabernakels der Lorenzkirche (s. S. 184): zu Schwabach, vom J. 1505, 46 F. hoch, zu Kalchreuth, 30 F. hoch, zu Fürth 24 F. hoch (Abbild. bei Heideloff, C., die Ornamentik des M. A. II. 8), zu Kazwang, 21 F. hoch, im Münster zu Heilsbronn. Ein älteres Wandtabernakel in der Sebaldskirche zu Nürnberg. — Bei Statz und Ungewitter. Goth. Musterbuch sind abgebildet die Sacramentschreine zu Immenhausen (Taf. 118), Haina (Taf. 120) und Fritzlar (Taf. 122. 123).

Im nordöstlichen Deutschland sind nur wenige nachgewiesen: im Dome zu Meissen, im Dome zu Merseburg (in der Wand, von 1588), in der Klosterkirche zu Wechselburg (Wandschrank; vgl. Puttrich, Denkm. I. Serie Wechselburg Bl. 3), in der Nicolaikirche zu Jüterbog, von Meister Michel 1507, 30½ F. hoch (Abbild. ebd. II. Serie Jüterbog Bl. 11), im Dome zu Fürstenwalde, in der Elisabethkirche zu Breslau 1455, in der Marienkirche zu Danzig 1478.

46. Von minderer Wichtigkeit als die eigentlichen Vasa eucharistica sind die übrigen Messgeräthe, die zum Auftragen des Brotes und Weines dienenden Gefässe: die Hostienbüchse oder Schachtel (*pyxis, capsa*) und die Wein- und Wasserkannen (*amulae, ampullae*); die Löffel (*cochlearia*) und Siebe (*colatoria*); sowie die Giessgefässe (*manilia, aquaemanilia*) zum Waschen der Hände für den Celebranten, die Messglöckchen (*tintinnabula, clinsae*), die Rauchfässer (*thuribula*),

die Gefässe für die heiligen Oele (*chrismatoria*) und die Weihkessel (*vasa lustralia*).

Hostienbüchsen kommen vorzugsweise in runder und ovaler Form, mit einem Deckel versehen vor, und zwar aus den verschiedensten Stoffen: Holz, Elfenbein, Silber, vergoldetem Kupfer und Messing, schlicht oder ornamentirt, und es ist schwer, sie von den ähnlich geformten Reliquiarien zu unterscheiden, weshalb wir auf das S. 148 über letztere Gesagte verweisen. — In dem Basler Inventarium vom J. 1511 wird unter No. 99 »*ein silberin ostien büchs*« angeführt. [1])

Die Kannen scheinen erst in spätgothischer Zeit einen bestimmten Typus angenommen zu haben: sie kommen stets paarweise, auf einer Schüssel stehend vor, das eine Kännchen für den Wein, das andere für das (zur Ausspülung des Kelches etc. erforderliche) Wasser, und die Höhe derselben beträgt durchschnittlich 7 Zoll. Der polygone bauchige Körper ist gewöhnlich aus Glas; Fuss, Henkel, Klappdeckel, und zur Sicherung des Glases Streifen längs desselben aus Metall (Silber); auch gänzlich aus Metall, zuweilen emaillirt, und zur Vermeidung von Verwechselung ist das eine Kännchen mit einem *V(inum)*, das andere mit einem *A(qua)* bezeichnet. Die Lambertikirche zu Düsseldorf besitzt zwei Messkännchen aus vieleckig geschliffenem Krystall mit silber-vergoldetem Beschlag vom Anfange des XVI. Jahrh. [2]) Ein interessantes Exemplar besitzt der Schatz des Aachener Münsters: es sind zwei in Silber getriebene hohle Engelfiguren mit beweglichen bunt emaillirten Flügeln; der Ausguss fand durch eine kleine Röhre auf der Brust statt, das Einfüllen durch einen Schieber im Kopfe. [3]) — In der alten Kirche, wo Brot und Wein von den Gläubigen als Opfer dargebracht wurden, bedurfte man grösserer Gefässe zur Aufnahme des Opferweins, und es ist möglich, dass die anscheinend in der Zeit der Ottonen aus dem Morgenlande in mehrere Kirchen Deutschlands gekommenen, sog. steinernen Wasserkrüge von der Hochzeit zu Kana ursprünglich diesem Zwecke gedient haben: sie wurden alljährlich am 2. Sonntage nach Epiph. mit Wein gefüllt auf den Altären ausgestellt. Ein solches Gefäss aus Travertin befindet sich noch im Zither zu Quedlinburg; es ist eine Vase von schöner, stark gerundeter Form, leicht geschwungenem Sockel, etwas verengtem Hals, mit zwei schlangenartigen Doppelhenkeln (von denen der eine abgebrochen ist), 16½ Z. in der Höhe, 8 Z. an der Mündung messend und angeblich etwa 22 Ber-

Fig. 75. Messkännchen der Lambertikirche zu Düsseldorf (nach aus'm Weerth).

1) Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterth. in Basel IX, 22.

2) Abbild. bei Weerth, E. aus'm, Kunstdenkmäler etc. Bd. II. Taf. XXXI. 2. 3. und im Organ für christl. Kunst 1853. Artist. Beilage zu No. 11, woselbst noch eine andere Messpolle aus einer niederrheinischen Kirche abgebildet ist.

3) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXVIII. 13.

liner Maass fassend.[1]) — Im Dome zu Hildesheim wird nur noch ein Stück von einem ähnlichen, im XVII. Jahrh. zerbrochenen Gefässe aus Porphyr aufbewahrt. — Aehnlich waren auch, den Abbildungen im Bamberger Heiligthumsbuche von 1509 (Gang IX.) zufolge, die beiden Krüge »*von der hochzeit zu Chana*«, welche der dortige Dom besass.

Der dargebrachte Opferwein erforderte Vorsichts halber einer Durchseihung durch ein Sieb, und dies ist der Ursprung der Colatoria, die später nur für den Fall des besonderen Bedürfnisses, oder an einzelnen Orten zur Aufrechthaltung der alten Sitte, beim Eingiessen des Weines in den Kelch gebraucht wurden. Der Dom zu Mainz besass um das J. 1200 »*colae argenteae IX., per quas vinum poterat colari, si necesse fuisset*«.[2]) Das Colum war ein Metallgefäss mit fein durchlöchertem Boden, kommt aber auch in der Form eines Löffels vor. Anderer Löffelchen bediente man sich (was noch heute z. B. im Sprengel von Münster geschieht[3]), um beim Offertorium der Messe dem Weine im Kelche einige Tropfen Wasser beizumischen, wozu sonst das Messkännchen gebraucht wird. Dergleichen Löffel enden am Stiel häufig mit einem Figürchen der heil. Jungfrau oder eines Apostels: zu St. Maria in der Kupfergasse in Cöln z. B. ist ein Löffel mit der Madonna[4]), in der Kirche zu St. Lorenz (Kr. Fischhausen in Preussen) und auf dem Schlosse zu Schwerin ein Löffel mit dem Bilde des Apostels Jacobus.[5])

Die Giessgefässe, deren sich der Priester nach uralter Sitte zum Waschen der Hände vor, während und nach der Messe bediente, hatten bis ins XIII. Jahrh. und später die Form irgend eines der Natur nachgebildeten oder phantastischen Thieres, aus Metall gegossen und zuweilen emaillirt, wie sich dergleichen in Kirchen und Sammlungen noch vielfach vorfinden. So heisst es in der Beschreibung der Mainzer Domschätze aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts: »*Urcei argentei diversarum formarum, quos manilia vocant, eo quod aqua sacerdotum manibus funderetur ex eis, quaedam habentes formam leonum, quaedam draconum, avium vel gryphonum, vel aliorum animalium quorumcunque.*«[6]) — Ein Manile in Form eines Löwen wurde bei Krucho in der Prov. Posen gefunden[7]), andere dergleichen bewahren die Kirche zu Berghausen in Westfalen, die Patroclikirche zu Soest und die Kunstkammer im Neuen Museum zu Berlin; in der Form eines Pferdes: die Sammlungen des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, des Herrn v. Neuberg in Prag und des Herrn A. Essenwein (letzteres 6 Z. hoch[8]); in der Gestalt einer Taube: im Erzbischöfl.

1) Abbild. bei Wallmann, J. Andr., Abhandl. von den Alterth. der Stiftskirche zu Quedlinb. (1776). Taf. zu S. 39.
2) Chron. Conradi ep. bei Urstisius, German. histor. illustr. 1, 569 lin. 17.
3) Vgl. Gräser, die röm.-kathol. Liturgie S. 127.
4) Abbild. bei Bock, das heil. Köln. Taf. XXV. 88.
5) Zu einem vollständigen Besteck solcher »*Apostellöffel*« gehörten 13 Stück; der dreizehnte mit einem Marienbilde, vielleicht in Beziehung auf die gewöhnliche Darstellung des Pfingstwunders. Vgl. Otte, Wörterbuch etc. S. 200 unter Apostle spoons.
6) Chron. Conradi ep. l. c. p. 568 lin. 34.
7) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1859. 4, 36.
8) Abbild. ebd. S. 49.

Museum zu Cöln; einer Henne: die Sammlung des Herrn Dietz in Coblenz; eines fabelhaften Vogels (Basilisken): die Johanneskirche zu Herford, eines Greifen: das N. Museum zu Berlin [1]); andere befinden

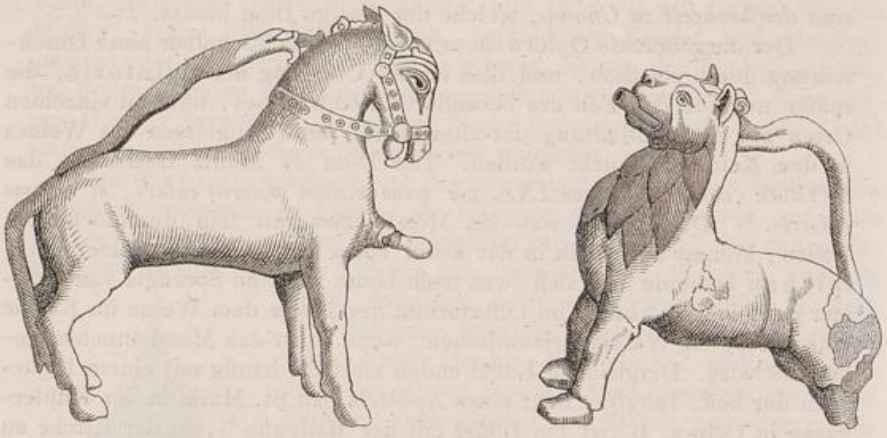


Fig. 76. Giessgefässe aus Bronze (nach den Mittheil. der k. k. Central-Commission).

sich im German. Museum zu Nürnberg, im National-Museum zu München (auch ein gothisches in Löwenform), in der Sammlung des thüring.-sächs. Vereins zu Halle etc. — Im Münster zu Freising ein romanisches Waschgefäss, dessen Giessrohr und Henkel von zierlich gestalteten Drachen gebildet werden. — Besonders hervorzuheben ist noch ein Manile im Münsterschatze zu Aachen: eine bärtige bekränzte männliche Büste im römischen Costüm, aus vergoldetem Kupfer, von 7 Z. Höhe, mit Klappdeckel oben auf dem Kopfe und Giessrohr an der Stirn. [2]) — Die spätere Gothik setzte an die Stelle der alten Manilien zur Handwaschung einfache Kesselchen mit zwei Wasserabläufen, wie ein solches von 5 Z. Höhe im Erzbischöflichen Museum zu Cöln befindlich ist, und ähnliche in ziemlich roher Form noch in vielen rheinischen Dorfkirchen vorkommen. Ausser der Giesskanne waren auch Waschbecken (*pelves, pelviculae, ciphi, bachini, vasa aquamanilia* [3])) erforderlich, und viele von den in Kirchen und Sammlungen vorkommenden einfachen und geschmückten Metallbecken hatten diese Bestimmung. Im Prager Schatzinventarium von 1387 wird angeführt: »*Una pelvis cuprea, in qua lavat*

1) Dieses Gefäss wurde in der Gegend von Glückstadt an der Stöhr beim Mergelgraben 4 F. tief in der Erde gefunden, und ähnliche Giesskannen sind in slavischen Ländern in Heidengräbern wiederholt gefunden worden, woraus folgt, dass diese Gefässe, obgleich wahrscheinlich alle christlichen Ursprungs, dennoch auch beim heidnischen Cultus benutzt worden sind und einer Zeit angehören, die in den Slavenländern, wo die meisten gefunden werden, noch Heidenthum hatte. Die nähere Bestimmung der Entstehungszeit für die roheren Manilien in Thiergestalt dürfte besondere Schwierigkeiten haben. Vgl. die Bemerkung Leop. v. Ledebur's in den N. Mittheil. des thüring.-sächs. Vereins VI. 4, 171.

2) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. XXXVIII. 12.

3) Vgl. Augusti, Denkwürdigkeiten etc. 12, 56.

suffraganeus manus.« [1]) Ein emaillirtes Kupferbecken aus dem XII. Jahrh. befindet sich im Schatze des Klosters Tepl in Böhmen. [2]) Oft (z. B. im Zither des Doms von Halberstadt zwei emaillirte Kupferschalen) kommen diese Becken paarweise vor (*gemelliones*) : das eine ist als Giessgefäss mit einer Tülle versehen, das andere als Waschbecken mit Löchern im Rande zum Ausschütten des Wassers.

Die Schelle oder Klingel, mit welcher der Ministrant bei gewissen feierlichen Momenten in der Messe dem Volke ein Zeichen giebt, ist meist von gewöhnlicher Art; ein Exemplar aus Bronze in durchbrochener Arbeit mit den Evangelistenzeichen und romanischem Laubwerk geschmückt, befindet sich im erzbischöflichen Seminar zu Rheims, und ein Messingabguss davon auch im Erzbischöfl. Museum zu Cöln. [3]) In Jenkofen und Milbertshofen (Diöces München-Freising) werden Messklingeln von Eisen aus gothischer Zeit erwähnt; dagegen nennt das Prager Schatzinventar vom J. 1387 mehrere »*nolae argenteae*«. — Auch Garnituren von mehreren im Dreiklang abgestimmten Messglöckchen kommen vor. [4])

Der Apparat zu den liturgischen Räucherungen besteht aus dem Weihrauchgefäss (*acerra, incensarium, pyxis thuris*) nebst Löffelchen zum Herausnehmen des Rauchwerkes und dem Rauchbecken (*thuribulum*). Die älteren Acerrae waren oft aus edlem Gestein und hatten anscheinend zuweilen die Form von ungeheuerlichen Bestien : wenigstens kommt zu Anfang des XIII. Jahrh. unter den Mainzer Domschätzen vor : »*Acerra de lapide integro onychino concavo, habens similitudinem vermis horribilis, i. e. ut bufonis.*« Die Oeffnung auf dem Rücken des Thieres

Fig. 77. Weihrauchschiffchen (nach dem Organ für christl. Kunst).

war mit einem silbernen Ringe eingefasst, auf dem griechische Buchstaben standen; an der Stirn trug das Reptil einen Topas und hatte statt

1) Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1859. 4, 329.
2) Abbild. bei Stillfried, R. v., Alterth. u. Kunstdenkm. des Hauses Hohenzollern. Heft 3.
3) Abbild. bei Didron, Annales archéol.
4) Vgl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. a. a. O. S. 328.

der Augen zwei Karfunkel. Ausser diesem Onyxgefässe werden auch »*acerrae argenteae*« erwähnt. [1]) Häufiger jedoch hatte die Weihrauchschale die Form eines Schiffchens (*navicula incensi;* vgl. oben S. 155), welches durch einen in der Mitte getheilten (metallenen) Klappdeckel verschliessbar und entweder aus edlem Stein oder Metall verfertigt war. In dem mehr erwähnten Prager Inventarium von 1387 kommen vor: »*Navicula hyspidina* (aus Jaspis) *circumdata auro puro pro portando thure. Item alia navicula amatistina, nondum ornata argento*« [2]); es sind jedoch solche Weihrauchschiffchen nur sehr selten erhalten [3]), und nicht viel anders verhält es sich auch mit den Rauchbecken selbst, da diese Gefässe, durch den Gebrauch in den Händen der Ministranten schadhaft geworden, häufigen Erneuerungen unterworfen waren. Das Thuribulum ist seiner Bestimmung gemäss zum Hinstellen und zum Schwingen eingerichtet; es hat einen einfachen aus der Hohlkehle gebildeten runden Fuss, auf dem das sich ausbauchende Kohlenbecken ruht, welches mit seinem durch-

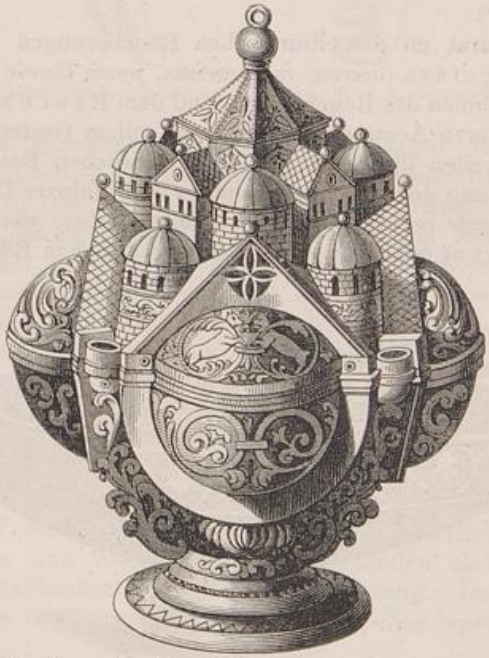


Fig. 78. Silbernes Rauchfass im Dom zu Trier (nach de Caumont).

brochenen Deckel die Architekturform eines Centralbaues nachahmt; an vier oder drei Punkten der Peripherie sind Ketten von etwa 1 F. Länge

1) Chron. Conradi ep. l. c. p. 568 lin. 24.
2) Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. a. a. O.
3) Vgl. (Bock, Fz.,) Schiffchen zum Darreichen des Weihrauchs (XIV. Jahrh.), nebst Abbild., im Organ für christl. Kunst. 1862. No. 15; die Abbild. einer Navicula mit Löffel auch bei Didron, Annales archéol. 14, 263.

befestigt, die, zugleich durch an den entsprechenden Stellen des Deckels angebrachte Oesen gehend, sich in eine Handhabe mit einer vom Centrum des Deckels ausgehenden kürzeren Kette vereinigen. Die meisten der älteren Rauchfässer sind aus Erz und erst später wurden silberne häufiger. Die Maasse betragen durchschnittlich 4—5 Z. im Diameter bei 5—6 Z. Höhe. — Der Dom zu Trier besitzt zwei spätromanische Rauchfässer, das eine einfachere aus Silber [1], das andere mit Inschriften und biblischen Figuren bedeckt, aus vergoldetem Kupfer [2]: beide in der Grundform eines an den Enden in Halbkreise übergehenden gleicharmigen Kreuzes; der Deckel mit Kuppelthürmchen und Giebeln geschmückt. Zwei (einander ganz gleiche) spätest-romanische Rauchfässer befinden sich in der Pfarrkirche zu Hohenwepel bei Warburg und in der zu letzterer gehörigen Kapelle zu Menne, in ähnlicher Grundanlage und ausgezeichnet durch die Fülle des aus Bestiengestalten bestehenden Ornaments, das sich nicht nur auf die 8 apsidenförmigen Ausrundungen und die 72 Dreiecke des Beckens und Deckels selbst, sondern bis auf die Handhabe erstreckt, in welcher die fünf Ketten, von Thierunholden gehalten, sich vereinigen. [3] Andere Rauchfässer romanischen Stils in den Kirchen zu Hellefeld bei Arnsberg, zu Fürstenau und zu Lichtenau (Diöces Paderborn). Ein sehr einfaches romanisches Thuribulum in Messingguss, an welchem die Architekturformen rein und klar hervortreten, besitzt das Erzbischöfl. Museum zu Cöln (Catalog von 1855 S. 8. No. 17). [4] Noch unscheinbarer ist ein romanisches Thuribulum in der Kirche zu Heggen bei Attendorn. Dagegen zeigt ein Rauchfass im Museum zu Freising [5] reiche und geschmackvolle Architekturformen; ein kleineres befindet sich zu Jenkofen bei Landshut. — Die Gothik bildet den Fusstheil des Rauchfasses gewöhnlich in der Form des Vielecks oder einer sechsblätterigen Rose und wendet durchgehend die stilgemässen Strebepfeiler- und Maasswerkbildungen an, die Mitte des Deckels mit einem polygonen Spitzthurm krönend, wodurch das Höhenmaass bis auf 10—12 Z. anwächst. Beispiele finden sich am Rhein in den Kirchen zu Eltenberg [6], Orsoy [7], St. Alban in Cöln [8]; zu Paderborn im Dom und in der Bustorfkirche; im Bischöfl. Museum zu Münster und in der Mauritzkirche daselbst edelgothische, in letzterer auch ein elegant spätgothisches; in der Augustinerkirche zu Würzburg, zu Schweinbach bei Landshut, zu Haindling bei Geiselhöring (Diöces Regensburg). — Ausser diesen kleinen, zum Schwingen eingerichteten Rauchfässern gab es in älterer Zeit auch grössere Thymiamateria, die neben den Altären aufgehängt oder hingestellt wurden,

1) Abbild. bei de Caumont, Abécédaire d'archéologie. 4. éd. 1, 289.
2) Abbild. u. Beschreib. von J. G. Müller im Bulletin monumental 13, 196.
3) Abbild. im Organ für christl. Kunst 1853. Artist. Beilage zu No. 3 Fig. B. Vgl. Giefers, W. Engelb., Praktische Erfahrungen etc. S. 66.
4) Abbild. im Organ für christl. Kunst 1854. Artist. Beilage zu No. 12.
5) Abbild. (nach Becker und v. Hefner, Kunstwerke etc. Bd. III.) bei Sighart, Gesch. der bild. Künste in Bayern 1, 195.
6) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. I. Taf. I. 2.
7) Abbild. ebd. Bd. II. Taf. XXI. 11.
8) Abbild. bei Bock, Fz., das heilige Köln Taf. XIX. 73.

und das Mainzer Schatzverzeichniss aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrh. (s. oben S. 189) erwähnt als solche zwei hohle silberne Kraniche von natürlicher Grösse, die, auf dem Rücken offen und mit Kohlen und Rauchwerk gefüllt, durch den Schnabel den Rauch ausströmen liessen und zu beiden Seiten des Altars aufgestellt wurden.

Die Gefässe für die heiligen Oele (*oleum catechumenorum*, *oleum infirmorum* und *chrisma*, Heilöl, Krankenöl und Salböl) sind und waren verschliessbare Büchsen (*capsae*, *pyxides*) und Flaschen (*ampullae*) aus verschiedenen Stoffen verfertigt, einfach oder geschmückt; nur gläserne »*ampullae chrismatis*« wurden von dem Provinzial-Concil zu Trier vom J. 1227 verboten. [1]) Auch Hörner finden sich zu diesem Zwecke schon frühzeitig benutzt [2]), und die Kathedrale zu Gran in Ungarn besitzt drei grössere Hörner mit silbervergoldeten Ständern und Deckverschlüssen aus dem XV. Jahrh., die indess erst später als *vasa olei* (wozu sie noch heute dienen) in kirchlichen Gebrauch gekommen sind.[3]) — Auch die im Domschatze zu Salzburg aufbewahrte emaillirte Taube aus dem XII. Jahrh. (s. oben S. 181) gilt als Oelgefäss. — Interessant sind solche Gefässe, welche die drei Büchsen für die verschiedenen Oele vereinigt enthalten, wie sich dergleichen z. B. im Domschatze zu Regensburg, in St. Jacob zu Straubing [4]), und aus dem J. 1489 in der Altstädter Kirche zu Warburg (Diöces Paderborn) befinden: auf einem sechsblätterigen Kelchfusse ruht das über dem Grundriss des Dreipasses aus drei Thürmchen mit Zinnen und Schiessscharten zusammengesetzte Gefäss: denen in Warburg noch drei ähnliche kleinere, die sich nicht öffnen lassen, in den Ecken hinzugefügt sind, in der Mitte des gemeinsamen Deckels erhebt sich ein mit dem Kreuze gekrönter pyramidaler Helm. [5]) Die Wahl der gezinnten Kriegsthürme für diese Gefässe scheint sich auf das bei der letzten Oelung vorkommende Gebet: »*Esto ei, domine, turris fortitudinis a facie inimici cet.*« (vgl. Ps. 61, 4) zu beziehen.

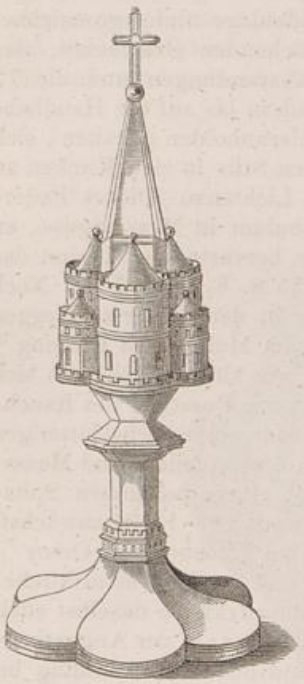


Fig. 79. Gefäss für die h. Oele in Warburg (nach d. Organ f. christl. Kunst.)

1) Hartzheim, Conc. Germ. 3, 529; vgl. Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche S. 100.

2) Ein Oelhorn wurde bei der Salbung Otto's des Grossen gebraucht. Vgl. Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit (1. Aufl.) 1, 226.

3) Bock, Fz., im Jahrbuch der k. k. Central-Commission etc. 3, 130; vgl. Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates 2, 143.

4) Abbild. bei Jakob a. a. O. Taf. VIII. 6.

5) Vgl. die Beschreibung von Giefers, im Organ für christl. Kunst 1856 No. 5 u. 6, nebst Abbild. auf der artist. Beilage zu No. 6. — Vgl. auch desselben Verf.: Prakt. Erfahrungen S. 64.

Tragbare Weihwassergefässe (*vasa lustralia*) aus romanischer Zeit haben die Form eines kleinen Eimerchens (durchschnittlich etwa 7 Z. hoch, unten 5 Z. und oben 6 Z. breit) mit Tragbügel von Metall, sind, insgemein unter Säulenarkaden und oft in zwei Reihen über einander, mit biblischen Reliefs geschmückt, und kommen aus Elfenbein geschnitzt oder in Erz gegossen vor. Die Elfenbeingefässe, so viel deren bis jetzt bekannt sind (im Domschatze zu Mailand [1]), im Kunsthandel zu Aachen nach England verkauft [2]), im Münsterschatze zu Aachen [3]) und im Dom zu Lyon — die ersten beiden aus dem X., letztere angeblich aus dem XII. Jahrh.) dienten, wie auf den beiden ältesten inschriftlich bezeugt ist, dazu dem Kaiser bei seinem Eintritte in die Kirche das Weihwasser darzureichen. Die Erzgefässe (z. B. im Dom zu Speier, im Dom und St. Stephan zu Mainz, in der Stiftskirche zu Berchtesgaden, im National-Museum zu München (aus Bamberg stammend), in der Sammlung des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen befolgen denselben Typus. Aus der gothischen Periode sind bis jetzt nur Weihkessel der Spätzeit nachgewiesen, einfache Arbeiten in Roth- oder Gelbguss, aber von gefälliger Form: das Eimerchen von 8—10 Z. Höhe hat ein becherartiges Profil und ist mit gegliederten Reifen umgeben; der Schlangenhenkel wird von menschlichen Figürchen oder von Köpfen gehalten, die häufig über Wappenschilden emporstehen. Beispiele: in der Schatzkammer der Abtei Reichenau auf der Insel gl. N. im Bodensee (das reichste Exemplar dieser Art), in den Kirchen zu Eltenberg und Straelen [4]), in der Kirche zu Deutz und in St. Cunibert zu Cöln; ein Weihkessel aus dem XVI. Jahrh. in dieser Kirche hat schon ausgebauchte, krugartige Form. [5]) — Im Prager Schatzinventar von 1387 kommt vor ein »*urceus argenteus ad aspersionem cum imaginibus*«. — Die Aspersio geschah in alter Zeit mit einem Baumzweige, einem Ysop- oder Strohbüschel, wenn nicht etwa auch mit den Fingerspitzen; auch benutzte man, wie das deutsche Wort Weihwedel (*aspergillum*) andeutet, den Schwanz eines Thieres, und zwar, wie das französische Wort für Weihwedel »*goupillon*« (vom altfranz. *goupil* = Fuchs) beweist, einen Fuchsschwanz. [6]) Gewöhnlich jedoch war das Aspergill ein Stab aus Metall oder Holz, oben in einem runden, mit Borsten besetzten Kopf

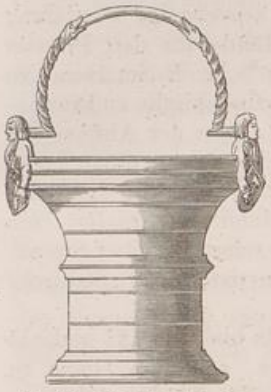


Fig. 80. Weihkessel in der Kirche zu Eltenberg (nach aus'm Weerth).

1) Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1860. Bd. V. Taf. IV. zu S. 147.

2) Vgl. Käntzeler, Pet. Steph., eine Kunst-Reliquie des 10. Jahrhunderts. Aachen (1856).

3) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. II. Taf. XXXIII. 10; vgl. Didron, Annales archéol. 17, 141, wo dieses Gefäss in die karoling. Zeit gesetzt wird.

4) Abbild. ebd. Bd. I. Taf. I. 4 u. Bd. II. Taf. XXII. 2.

5) Abbild. bei Bock, das heil. Köln. Taf. XIII. 48 u. 47.

6) Vgl. Gareiso, J., l'Archéologue chrétien. Nimes 1852. p. 234.

endend, oder dieser Kopf hat die Gestalt eines Fruchtgehäuses (Artischocke, Tannenzapfen), ist mit feinen Löchern durchbohrt und birgt einen Badeschwamm in sich. [1])

Anmerkung. Zum Aufstellen der für den Messdienst erforderlichen Gefässe und Geräthe dient ein insgemein beweglicher hölzerner Tisch, Credenztisch (*credentia*), welcher an der Kelchseite neben dem Altare aufgestellt und mit einem weissen Tuche bedeckt wird; im Dom zu Münster ist zu diesem Zwecke ein zweitheiliger Tisch bestimmt, der aufgeklappt ein Schachbrett zum Vorscheine kommen lässt und dem Wiedertäuferkönig Johann von Leyden gehört haben soll. Im Dome zu Magdeburg ist neben dem Hochaltare, aber auf dessen nordöstlicher Ecke, eine der Altarplatte (s. oben S. 100) vollkommen ähnliche, nur etwas kleinere und niedrigere Marmortafel befindlich, die zwar für das Grab Erzb. Dietrichs († 1367) gehalten wird, vielleicht aber als Credentia gedient hat. [2])

Ebenfalls auf der Kelchseite nächst dem Altare befindet sich in der Mauer zuweilen eine fensterartige Nische, Piscina (auch wohl *Fenestella*) genannt, und innerhalb derselben eine halbkugelige kesselartige Vertiefung mit kleinem Abzugscanal, die zum Waschen der Hände für den Priester und zum Reinigen der heiligen Gefässe bestimmt war [3]), z. B. im Dome zu Naumburg, in der Klosterkirche zu Zinna, in der Katharinenkirche zu Braunsberg, in dem Dorfe Alt-Christburg (Kr. Mohrungen): hier der Abfluss aus einem Granitsteine bestehend, der sich frei durch die Mauer öffnet. [4]) — Auch in der Sacristei muss ein Lavacrum, für die Handwaschung des Priesters vor der Messe, vorhanden sein, nebst einem Handtuche (*tuella*): ein geschnitzter Handtuchhalter aus dem XVI. Jahrh., verziert mit einer Sirene, die Kamm und Spiegel hält, befindet sich in der Sacristei der Stiftskirche zu Xanten. [5])

Der Depositorien für die heil. Oele ist bereits oben S. 185 gedacht worden: es sind Wandschränke auf der Epistelseite, z. B. im Dome zu Magdeburg neben dem im J. 1331 geweihten Altare des Täufers Johannes am östlichen Ende des Schiffes, auch in der südlichen Chorwand im Münster zu Ulm; namentlich aber kommen dreitheilige Schreine vor für die drei verschiedenen Oele, architektonisch ganz ähnlich ausgestattet wie die Wandtabernakel (§ 45 Anmerk. unter 1, S. 184), und von diesen nur durch die Stellung an der Südseite zu unterscheiden, z. B. in der Reinoldikirche zu Dortmund. Selbst freistehende thurmartige Schreine dienten diesem Zwecke, wie der kleinere südliche im Dome zu Münster, dem grösseren, auf der Nordseite befindlichen Sacramenthäuschen gegenüber. — Andere Schränke

---

1) Der Kriegsknecht, welcher auf dem Elfenbeindeckel des Echternacher Evangelienbuches den Herrn mit Essig tränkt, bedient sich dazu eines Aspergills der beschriebenen Art; s. den Stahlstich zu S. 133.

2) Vgl. Wiggert, F., der Dom zu Magdeburg S. 11.

3) Durandi Rationale l. 1 c. 1 n. 39: Prope altare ... collocatur piscina seu lavacrum.

4) Abbild. von architektonisch geschmückten einfachen und doppelten Piscinen, welche letztere zugleich als Credentia benutzt werden konnten, aus französischen Kirchen bei Didron, Annales archéol. 4, 87—93.

5) Abbild. bei aus'm Weerth, Kunstdenkm. etc. Bd. I. Taf. XVIII. 2.

im Chore der Kirchen oder in den Sacristeien dienten zur Aufbewahrung der heiligen Gefässe, Reliquiarien und Paramente: so die durch baldachinartige Krönung ausgezeichneten, aus je fünf spitzbogigen Schränken neben einander bestehenden Repositorien auf beiden Wandseiten zunächst dem Altare in der Marienkapelle der Pfarrkirche zu Cilli in Steiermark aus spätgothischer Zeit. [1] Gewöhnlich benutzte man indess bewegliche hölzerne Schränke, welche oft durch ihre Schnitzereien, Bemalung und Thürbeschläge Aufmerksamkeit verdienen, z. B. der spätgothische Schrank der Tuchmacherinnung in der Nicolaikirche zu Jüterbog. [2]

c. Die Ausstattung der Kirchen mit Gestühlen, Kanzel, Taufstein, Orgel, Grabdenkmälern und Glocken.

47. Unter dem Gestühlwerke der Kirchen nehmen wegen ihrer mehr oder weniger reichen künstlerischen Ausstattung die Chorstühle [3] (*stalli, stalla*) die erste Stelle ein. Sie werden zwar seit dem XI. Jahrhundert erwähnt, die Entstehung der im späteren Mittelalter üblichen hölzernen Gestühle dieser Art dürfte jedoch nicht früher als etwa in die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts fallen: es sind die, in Kloster- und Stiftskirchen an den beiden Langseiten des Chores (an der Epistelseite der *chorus abbatis*, auch *latus praepositi*, an der Evangelienseite der *chorus prioris*, auch *latus decani*) aufgestellten längeren oder kürzeren Reihen von Sitzbänken (je nach der Anzahl der Geistlichen zwei bis vier hinter einander), welche in gewissen Entfernungen von einander abstehen und sich in einzelne Armsitze theilen. Die hinterste Reihe (*alta forma*), über dem Fussboden durch einige Tritte erhöht, hat gewöhnlich eine hohe Rückwand mit überragender Baldachinkrönung, während die übrigen Reihen (*bassae formae*) sich nach und nach abstufen und durch Zugänge zu der hintersten Reihe unterbrochen werden. Jeder einzelne Sitz (von etwa $2^1/_4$ F. Breite) ist zum Aufklappen eingerichtet, und um den früheren anstössigen Gebrauch T förmiger Krückstöcke abzustellen, mit einer sog. Misericordia versehen: einer Art Stütze für die beim Stehen ermüdeten oder leiblich schwachen Mönche. Dieser Einrichtung ent-

---

1) Abbild. in den mittelalterl. Kunstdenkm. der österreich Monarchie. Bd. I. Taf. VIII.

2) Abbild. bei Puttrich, Denkmale der Baukunst etc. Abth. II. Serie Jüterbog. Bl. 8.

3) Riggenbach, Ch., die Chorgestühle des M. A. vom 13—16. Jahrh., in der Zeitschr. für christl. Archäol. und Kunst 2, 161 ff; vgl. Jourdain et Duval, histoire et description des stalles de la cathédrale d'Amiens in den Mémoires des antiquaires de la Picardie. 7, 81—106.

sprechend sind doppelte Armlehnen vorhanden: die niedrigeren zum Gebrauche beim Sitzen, die höheren zur Bequemlichkeit beim Stehen. Vor der vordersten Bank ist ein Betpult angebracht, und jeder folgenden dient die Lehne der vorstehenden Reihe als Betschemel. Das Rückgetäfel der hintersten Stuhlreihe ist gewöhnlich mit Bildwerken geschmückt und wurde mit gestickten Teppichen (Rücklaken, *dorsalia*) überhängt; auf den Sitzbrettern lagen Polster (*bancalia*) und vor denselben Fussdecken (*substratoria*).

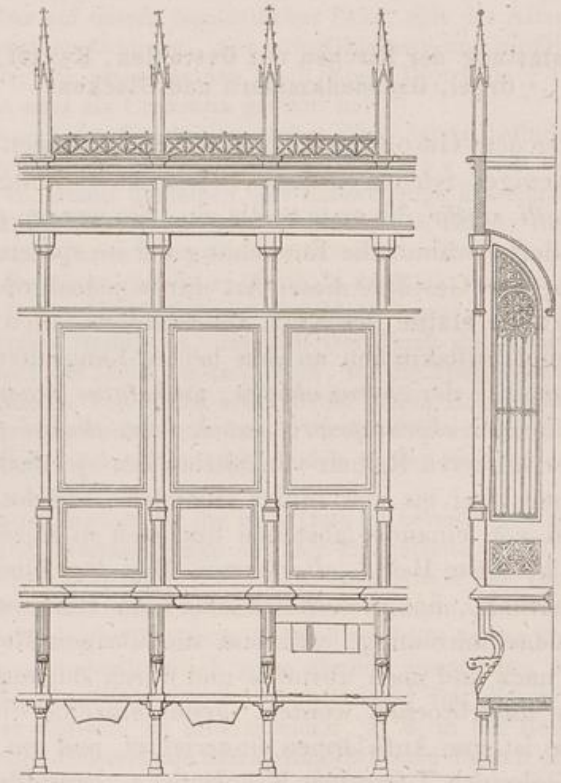


Fig. 81. Chorgestühl in der Graumönchenkirche zu Danzig (nach Moller).

Bereits im IV. Jahrh. werden in der Kirche zu Tyrus hohe Thronsitze erwähnt zu Ehren der Vorsteher und überall in geordneter Reihe eingerichtete Sitzstufen. [1]) — Auf dem Baurisse von St. Gallen aus dem J. 820 finden sich mehrere Reihen von Betstühlen unter dem Namen *formulae*: sie stehen im Querschiff (*chorus psallentium*) mit der Front

1) Eusebii, Hist. eccl. l. 10 c. 4, ed. E. Zimmermann p. 736: *Θρόνοις τε τοῖς ἀνωτάτω εἰς τὴν τῶν προέδρων τιμὴν, καὶ προσέτι βάθροις ἐν τάξει τοῖς καθ' ὅλου κατὰ τὸ τρέπον κοσμήσας.*

nach dem Hochaltare. — Das Wort »*stallum*« kommt seit Ende des XI., »*misericordia*« zuerst im XII. Jahrh. vor. [1])

Eine vollständig erhaltene romanische Ausstattung des Altarhauses der im J. 1275 geweihten Klosterkirche zu Loccum — einschliesslich der Chorstühle — ist seit der Restauration (1849) modern verändert. — Die sehr edlen altgothischen, dem Ende des XIII. oder dem Anfang des XIV. Jahrhunderts angehörigen Chorstühle der Klosterkirche zu Neu-Ruppin sind seit der Restauration (1836—41) verschwunden. — Wohl als einzig in ihrer Art dürfen die in der Kirche zu Kaurim in Böhmen befindlichen frühgothischen Steinsitze angeführt werden, die aus zwei langen Reihen von Spitzbogennischen bestehen, welche, durch Säulchen getrennt, sich an beiden Chorwänden bis zum Hochaltare hinziehen. [2]) — Unter den das gewöhnliche Schema befolgenden Holzgestühlen scheinen die in der Klosterkirche zu Seligenpforten (bei Neumarkt in der Oberpfalz) und die im Dome zu Xanten [3]) befindlichen zu den ältesten zu gehören. — Chorstühle aus dem späteren Mittelalter sind fast überall noch häufig vorhanden, aber die ursprünglich nur durch sparsame Vergoldung gehobene schöne Naturfarbe des Eichen- oder Nussbaumholzes ist meist durch Anstrich verunstaltet. Die berühmtesten unter allen sind wegen ihrer Schönheit die im Ulmer Dom, verfertigt von Georg Sürlin 1469 und 1474: sie bestehen aus je zwei Reihen, die 89 Sitze (46 an der Evangelien- und 43 an der Epistelseite) enthalten, und über der 17 F. hohen wagerechten Rückwand steigen zahlreiche Fialen (über den Scheidewänden der Sitze) und Wimbergen (über jedem einzelnen Sitze) auf. Der Meister arbeitete über vier Jahre an dem Gestühl und empfing für jeden Stand 13 Gulden. Der bildnerische Schmuck besteht hier aus einer übergrossen Anzahl von Brustbildern, die der heiligen und profanen Geschichte entnommen, und sowohl an den Wangenstücken der Bänke als in zwei Reihen an der hinteren Rückwand angebracht sind. [4]) — Anderweitig sind es namentlich biblische Reliefs, Wappen, oder Füllungen von Maasswerk und Teppichmustern, die an dem Rückgetäfel der Chorstühle vorkommen, während an den Wangen theils Heiligenstatuetten, theils Thiergestalten erscheinen. In sittengeschichtlicher Beziehung aber sind besonders merkwürdig die an den Misericordien unterhalb im Versteck als Consolen angebrachten und vielfach berufenen Schnitzbilder, welche häufig in derb satirischen Darstellungen aus dem niederen Volksleben und aus der Thierfabel, oder in allerlei phantastischem Fratzenwerk bestehen. Ausgezeichnet durch lebensvollen Naturalismus sind die sämmtlich dem Ende des XV. Jahrh. angehörenden Gestühle mit 10 F. hohen Rückwänden in der Minoritenkirche zu Cleve von 1474, in der Martinskirche zu Emmerich von 1486 und in der Kirche zu Calcar [5]), und die

1) Vgl. die Beweise bei Jourdain et Duval a. a. O. S. 91 u. 103.
2) Vgl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1857. 2, 163.
3) Abbild. bei aus'm Weerth, Kunstdenkmäler etc. Bd. I. Taf. XIX. 1.
4) Abbild. in den (von Ed. Mauch gezeichneten) Kunstblättern, herausgegeb. von dem Verein für Kunst u. Alterth. in Ulm u. Oberschwaben 1843 etc.
5) Abbild. der vollständ. Gestühle bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. IV. 1—6. VIII. 1—6 u. XV.

noch reicher ausgestatteten, 11½ F. hohen in der Kirche zu Kempen. [1] Ein sehr reiches Werk ist auch das aus 67 Sitzen bestehende Gestühl in der Hauptkirche zu Memmingen, und bemerkenswerth ebenfalls das Gestühl in der Martinskirche zu Landshut, dessen mannichfache Menschen-

Fig. 82. Misericordien von einem Gestühl im Dom zu Xanten (nach aus'm Weerth).

und Thiergebilde der Inschrift zufolge den heil. Martin als Patron der Kirche feiern. [2] Dagegen erweist eine Inschrift an den (bruchstücksweise) im Diöcesan-Museum zu Freising befindlichen Chorstühlen aus der Andreaskirche daselbst vom J. 1423 die Berechtigung einer satirischen Deutung der erwähnten Fabel- und Fratzenbilder; sie lautet. »*Cantent in choro, sicut asellus in foro; hic locus est horum, qui cantant, non aliorum.*«

Ausser den vorstehend bereits angeführten machen wir, zum Theil auf Grund der vorliegenden Abbildungen, noch folgende Chorgestühle namhaft: Am Rhein: in der Karmeliterkirche zu Boppard [3], in der Stiftskirche zu Oberwesel [4], in den Kirchen zu Kiederich (von Eberhard Salkener aus Abensberg 1510) und Gauodernheim (von demselben), in der Schlosskapelle zu Büdingen (von Peter Schanntz und Michel Silge, beide von Worms, 1497), in den Domen zu Basel und Cöln. In Hessen: in der Kirche zu Gelnhausen, Stiftskirche zu Fritzlar, in den

---

1) Abbild. des vollständ. Gestühles bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. II. Taf. XXIII. 2—39.

2) Abbild. im Organ für christl. Kunst 1853. Artist. Beil. zu No. 17. — Die Inschrift lautet:

»*Si fieri posset, quod arene pulvis et unde*
Undarum gutte rose gemme lilia flamme
Aethera celicoli nix grando sexus uterque
Ventorum penne volucrum pecudum genus omne
Silvarum rami frondes avium quoque penne
Ros gramen stelle pisces angues et aristae
Et lapides montes convalles terra draeones
Lingue cuncta forent, minime deprimere possent,
Quis sis vel quantus, pastor patrone martine,
Que tua sit pietas, nec littera nec dabit etas.«

3) Abbild. bei Statz und Ungewitter, Goth. Musterbuch Taf. 187. 188. Fig. 2—5.

4) Abbild. ebd. Taf. 186 Fig. 1. 2. Taf. 188 Fig. 6—12.

Kirchen zu Friedberg, Wetter und Immenhausen [1]; in der Kirche zu Hofgeismar und in der Klosterkirche zu Haina. [2] In Schwaben: im Dom zu Constanz (von dem Tischmacher Simon Haider und dem Bildhauer Niclas [Lerch] von Leyen um 1470) [3], in der Spitalkirche zu Stuttgart (von den Predigermönchen Conrad Zolner und Hans Hass 1495), in den Kirchen zu Blaubeuern (1493—1496) und Geisslingen (1512), in der Stiftskirche zu Herrenberg (von Hinrich Schickhard von Sigen, Bürgern zu Herrenberg 1517), in der Kirche zu Freudenstadt (von Conrad Widmann von Calw 1588), in der Stiftskirche zu Wimpfen im Thal (von 1498). [4] In Bayern [5]: im Stift St. Veit bei Freising (Bruchstücke von 1441), im Münster zu Freising [6], im Münster zu Moosburg (von Meister I. W.), in der Frauenkirche zu München, in den Stiftskirchen St. Zeno bei Reichenhall (1516) und zu Berchtesgaden, in der Dominicanerkirche zu Regensburg, in der Klosterkirche zu Reichenbach, im Dom zu Augsburg, im Westchor des Doms zu Bamberg, in der Lorenzkirche zu Nürnberg und in der ehemal. Klosterkirche St. Clara daselbst. In Oesterreich: in St. Stephan zu Wien (vom Bildschnitzer Wilhelm Rollinger um 1480) [7]; in Steiermark: in der Hauptpfarrkirche zu Pettau (von 1446); in Böhmen: zu Kuttenberg in der Barbarakirche [8] und in der Erzdechanteikirche. In Sachsen in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt, in den Domen zu Halberstadt, Magdeburg (um 1445) [9], Merseburg (die westliche Abtheilung von dem Predigermönche Casper Schokholcz 1446, die östliche aus der Zeit um 1500), Naumburg [10] und Erfurt (hier meist erneuert), in der Nicolaikirche zu Zerbst (von 1451—1453) [11], in der Klosterkirche zu Zinna (nur Wangenstücke) [12], in der Schlosskirche zu Altenburg. [13] In Westfalen [14]: zu Dortmund in der Reinoldikirche (um 1450), Marienkirche (von 1523) und kathol. Pfarr (Dominicaner-) kirche (von Engelbert op der Soe 1521), in der Abteikirche zu Cappenberg (das reichste Werk der Provinz), in der Karthäuserkirche zu Wedderen, in der Jesuitenkirche zu Koesfeld (aus dem XIV. Jahrh.?), in den Pfarrkirchen zu Borken und Bocholt,

1) Abbild. bei Statz u. Ungewitter, Goth. Musterbuch Taf. 181. 182 u. 183 Fig. 4; Taf. 82; Taf. 183 Fig. 1—3; Taf. 177; Taf. 184. 185 Fig. 1—6.
2) Abbild. von Details ebd. Taf. 83 Fig. 1—3; Fig. 6. 7.
3) Abbild. in Denkm. am Oberrhein I. Taf. 3; vgl. Anzeiger des German. Museums 1861 Sp. 9.
4) Details abgebild. bei Kugler, Kl. Schriften 1, 98 f.
5) Vgl. Sighart, Joach., die Chorgestühle des M. A. in Bayern, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. 6, 106.
6) Abbild. bei Harrer, das Chorgestühl der Kathedrale zu Freising 1847.
7) Abbild. bei Tschischka, Fz., der Stephans-Dom in Wien Taf. 25—33.
8) Abbild. in Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates Bd. I. Taf. XXXIII.
9) Abbild. bei Rosenthal, der Dom zu Magdeburg. Lief. V. Taf. IV.
10) Abbild. bei Puttrich, Denkm. d. Baukunst d. M. A. in Sachsen. Abth. II. Serie Naumburg Bl. 13.
11) Abbild. ebd. Abth. I. Serie Anhalt Bl. 2.
12) Abbild. ebd. Abth. II. Serie Jüterbog Bl. 17 u. 18.
13) Abbild. ebd. Abth. I. Serie Altenburg Bl. 6.
14) Vgl. Lübke, die mittelalterl. Kunst in Westfalen S. 400—404.

zu Vreden in der Stifts- und in der Pfarrkirche, in der Kirche zu Langenhorst, in der Stadtkirche (Kapelle) zu Iburg, in der Klosterkirche zu Marienfeld, in der Kreuzkirche zu Stromberg, zu Lippstadt in der Marien- und in der Stiftskirche, in den Kirchen zu Liesborn (einzelne Theile), Diestedde und Everswinkel, in der Bartholomäikirche zu Ahlen, Kilianskirche zu Lügde, Kirche zu Falkenhagen und in der Oberen Stadtkirche zu Iserlohn. Im Meklenburgischen: in der Klosterkirche zu Doberan, in der Nicolaikirche zu Röbel (Bruchstücke) aus der dortigen Dominicanerkirche (von Bruder Urban Schuman 1519); im Dome zu Lübeck. [1]) In den Brandenburgischen Marken: im Dome zu Havelberg (XIV. Jahrh.), in der Katharinenkirche zu Brandenburg, in der Klosterkirche zu Berlin [2]), im Dom zu Stendal. In Pommern: in der Nicolaikirche zu Stralsund (Ueberreste), im Dom zu Cammin, in der Kirche zu Grimme, in den Marienkirchen zu Colberg, Coeslin, Anclam und in der Nicolaikirche daselbst (letztere von 1498). In Preussen: in der Graumönchenkirche zu Danzig etc. [3])

Mittelalterliche gestickte Rücklaken, spätestens wohl aus dem XII. Jahrh., haben sich im Dome zu Halberstadt erhalten und sind daselbst über den Chorstühlen aufgehängt [4]); andere im Zither zu Quedlinburg und in der Lorenzkirche zu Nürnberg.

Anmerkung. Nachdem die im Hintergrunde der Apsis befindliche steinerne bischöfliche Kathedra der alten Kirche wegen Hinterrückung des Altars aufgegeben war, kamen zwar bewegliche Sessel nach Art der Feldstühle [5]) für die Bischöfe in Gebrauch, es finden sich jedoch in manchen Kirchen auch noch thronartige, auf Stufen erhöhte, der antikrömischen Weise entsprechende Bischofstühle vor, z. B. im Dom zu Augsburg ganz am Ende des Westchores ein Thronsessel mit Säulendach aus Kalkstein, der dem XII. Jahrh. zugeschrieben wird. [6]) — Ein sich abstufender Dreisitz (oder Fünfsitz) für den Priester und zwei (oder vier) Ministranten war wohl ursprünglich in allen grösseren Kirchen vorhanden und hat sich noch sehr häufig erhalten, in der Nähe des Altares an der Epistelseite; solche Levitensitze aus Stein z. B. in der Lampertskirche zu Koesfeld, Pfarrkirche zu Borken, Klosterkirche zu Berlin (im Mauerwerk einer Nische) etc.; in Schnitzwerk z. B. in der Stiftskirche zu Wimpfen im

---

1) Abbild. bei Statz und Ungewitter a. a. O. Taf. 78.
2) Details abgebild. in Kugler, Kl. Schriften etc. 1, 108 f.
3) Abbild. bei Moller, G., Denkmäler etc. Bd. I. Taf. 63—65.
4) Abbild. in Kunstdenkm. in Deutschland, bearb. von Bechstein u. A. Abth. I. Lief. 5 Taf. 13 u. 14.
5) Ein solches Faldistolium, etwa aus dem XIV. oder XV. Jahrh., aber mit aus frühromanischer Zeit stammenden Elfenbeinschnitzwerken belegt und augenscheinlich nach einem älteren Muster gefertigt, befindet sich in dem Nonnenkloster auf dem Nunberge in Salzburg; es zeigt das aus vielen Siegelbildern thronender Bischöfe bekannte Modell solcher Stühle.
6) Detail abgebild. bei Sighart, Gesch. der bild. Künste in Bayern 1, 167. — Die herkömmlich sog. Bischofstühle in den Domen von Naumburg, Halberstadt und Magdeburg sind Lettner.

Thal [1]) im edel gothischen Stil; auch in der ehemaligen Barfüsserkirche [2]) und in der St. Albankirche zu Basel, im Chor der ehemal. Klosterkirche am Oetenbach in Zürich etc. — Zuweilen finden sich besondere schmuckvolle Stühle für bestimmte ausgezeichnete Personen, z. B. die *Regalis Cathedra* Karls des Grossen, ein einfacher auf fünf Stufen erhöhter, mit diesen 6 F. hoher weisser Marmorstuhl [3]) auf der Empore des Münsters zu Aachen, dem Altare gegenüber; und aus gothischer Zeit, theils in Nischen etc. mit architektonischem Schmuck, theils in reichem Holzschnitzwerk: die Abtstühle in den Klosterkirchen zu Pforta und zu Nienburg a. d. S. (hier erneut); der Markgrafenstuhl und die Sedilien in der Marienkirche zu Salzwedel, der Betstuhl des Gr. Eberhard im Bart in der Amandikirche zu Urach von 1472 [4]) etc. — Beichtstühle von besonderer Einrichtung, wie sie anscheinend erst seit dem Tridentiner Concil in katholischen Kirchen gebräuchlich geworden sind (mit hohem Aufbau, Mittelwand, Sprechgitter und Vorhang) sind im M. A. nicht nachgewiesen: der Confessionar sass, wie bildliche Darstellungen des Bussacraments erweisen, auf einem gewöhnlichen Lehnstuhle (hinter dem Altare, wo, z. B. in kleineren Kirchen Altbayerns, dergleichen Stühle noch jetzt befindlich sind; vgl. auch oben S. 113), und der vor ihm knieende Confitent empfing durch Handauflegung die Absolution. [5]) Ob der aus zwei Sitzen bestehende, über 10 F. hohe brillant spätgothische sog. Beichtstuhl hinter dem Hochaltar im Dome zu Königsberg in der That diese Bestimmung gehabt habe, muss als zweifelhaft gelten.

48. Aus den antiken Ambonen, welche zu den kirchlichen Vorlesungen durch den Diaconus bestimmt und im Unterchore aufgestellt waren, wo sie einen Theil der den letzteren umschliessenden Schranken (*cancelli*) bildeten, ging im XIII. Jahrh. der Lettner (s. oben § 19 Anmerk. 1 S. 39) hervor, dessen Lesepult als Kanzel [6]) zum Abhalten der Predigt benutzt wurde, was in Deutschland noch im XIV. Jahrhundert die Regel gewesen zu sein scheint, während in Italien, dem Vaterlande der predigenden Bettelmönche, die Kanzel (*suggestus*) bereits im XIII. Jahrhundert von dem Lettner getrennt und zuerst in der Nähe des letzteren, dann an einem Pfeiler auf der

1) Abbild. in Kunstdenkm. in Deutschland, bearb. von Bechstein u. A. Abth. I. Lief. 3 Taf. 9.

2) Abbild. in den Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterth. in Basel III. Taf. III.

3) Abbild. bei aus'm Weerth, Kunstdenkmäler etc. Bd. II. Taf. XXXII. 5.

4) Abbild. bei Heideloff, Ornamentik des M. A. Heft 4 Taf. 2 ff.

5) Vgl. Kirchenschmuck 1862. S. 10. — Den daselbst angeführten Beispielen von bildlichen Darstellungen der Beichte kann noch der Altar in der Stadtkirche zu Wittenberg (Schadow, J. G., Wittenbergs Denkm. No. 15) hinzugefügt werden. Der Beichtstuhl hat hier eine hohe, oben verzierte Lehne: die männlichen Confitenten stehen rechts, die weiblichen links hinter dem Beichtvater, vor welchem zwei Männer knieen, ein Bussfertiger rechts, ein Verstockter links.

6) Ueber die Geschichte der Kanzel vgl. Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 1, 74—78; auch Augusti, Denkwürdigkeiten etc. 6, 331—334.

Nord- oder Südseite des Mittelschiffes als selbständige, auf Säulen ruhende Empore errichtet wurde. Die Gothik gab der aus Stein oder Schnitzwerk gebildeten Kanzel eine vieleckige Form, die unten von einer Säule, von einem Kragsteine, später auch von einer Menschen- oder Thiergestalt etc. getragen wird, und über der, um das Verfliegen des Schalles in den hohen Räumen zu mässigen, ein pyramidalisch gekrönter Baldachin (Schalldeckel, Kanzelhaube genannt) angebracht ist.

In der alten Kirche predigte der Bischof von seiner im Grunde der Tribune hinter dem Altare befindlichen Kathedra herab, oder in Behinde-

Fig. 83. Ambo im Münster zu Aachen (nach aus'm Weerth).

rungsfällen desselben las der Diaconus auf dem Ambo eine Homilie vor. Letzteren, der Laiengemeinde näher belegenen Ort wählte ungewöhn-

licherweise schon Chrysostomus [1]), um von der grossen Masse seiner Zuhörer besser verstanden zu werden, und eine gleiche Ausnahme aus demselben Grunde (»*propter commoditatem depromendae vocis*«) erlaubte sich Augustinus. [2]) Der Bischof Petrus Chrysologus von Ravenna (gest. 450) predigte je nach Zeit und Gelegenheit entweder »*de gradu*« (also wohl von der Altarstufe, vielleicht aber auch vom Ambo aus) oder »*de sacerdotali sede*« (vom priesterlichen Sitze); es scheint indess die Gemeinde damit nicht recht zufrieden gewesen zu sein: denn er ermahnt seine Zuhörer, sie möchten wegen dieser Abwechslung zwischen zwei so nahe an einander belegenen Stätten nicht lässig oder unwillig werden. [3])

Die Ambonen [4]) hatten in der alten Kirche wahrscheinlich verschiedene Formen; doch scheint die Anbringung einer Doppeltreppe nach Osten und Westen hin, *gradus ascensionis* und *gradus descensionis*, typisch gewesen zu sein. In Italien haben sich noch in vielen Kirchen Ambonen erhalten; sie kommen gewöhnlich in zwiefacher Anzahl zu beiden Seiten des Unterchores einander gegenüber aufgestellt vor: der nördliche ist zur Vorlesung des Evangeliums bestimmt (*ambo evangelii*), auf dem südlichen (*ambo epistolae*) wird die Predigt gehalten. Der älteste bekannte Ambo (aus dem VI. Jahrh.) befindet sich im Dome zu Ravenna; als der jüngste gilt der in S. Pancrazio zu Rom mit der Jahreszahl 1249. Die italienischen Ambonen stimmen im Wesentlichen darin überein, dass sie mit der Front ein Trapez bilden, hinter dessen Schrägseiten die Treppen liegen, und dessen mittlerer, zuweilen halbrund oder polygonisch vortretender Theil als Standpunkt des Redners mit einem Lesepult versehen ist. Das Material ist Marmor; die Trapezflächen sind durch Pilasterstreifen in ebenmässige Felder getheilt und musivisch verziert. Nach Pelliccia [5]) soll der Ambo seit dem IX. Jahrh. eine runde Form angenommen haben, was durch den vom Jahre 820 datirenden Bauriss der Klosterkirche von St. Gallen bestätigt wird, wo nämlich, ausser zwei an der westlichen Schranke des Unterchores befindlichen Lesepulten (*analogia*), mitten im östlichsten Quadrate des Hauptschiffes ein »*ambo*« von kreisrunder Grundfläche eingezeichnet ist. — Im Münster zu Aachen hat sich (jetzt im gothischen Chore übermässig erhöht und in der Zopfzeit theilweise verändert) ein prachtvoller Ambo erhalten, der, inschriftlich ein Geschenk Kaiser Heinrichs II., im Grundrisse aus drei ungleichen Kreisstücken zusammengesetzt ist und bei einer Höhe von etwa $4\frac{1}{2}$ F. aus einem Kerne von Holz besteht, welcher ganz mit vergoldetem Kupferblech überzogen und mit Verzierungen (Elfenbeinreliefs, Edelsteinen und emaillirten Darstellungen) bedeckt ist. [6]) — In der Liebfrauenkirche zu

---

1) Vgl. Socrates, hist. eccl. l. 6 c. 5; Sozomenus, hist. eccl. l. 8 c. 5, nach Augusti a. a. O. S. 332.

2) Vgl. Serm. 122 de diversis; vgl. Augusti a. a. O.

3) Serm. 173; vgl. Augusti a. a. O.

4) Ἄμβων von ἀναβαίνειν = hinaufsteigen.

5) De christ. eccl. politia, ed. Ritter 1, 135.

6) Abbild. bei aus'm Weerth, Kunstdenkmäler etc. Bd. II. Taf. XXXIII. 3—9; vgl. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfr. im Rheinlande IX, 100 und Taf. 7.

Halberstadt finden sich auf der Stufe zwischen Kreuz und Altarhaus rechts und links an den Pfeilern des Scheidbogens und nach Westen gekehrt zwei kleine ambonenartige Steinbrüstungen aus dem XII. Jahrhundert. [1]) — In der mit drei Apsiden schliessenden Kirche des Cisterziensernonnenklosters Wiebrechtshausen (bei Nordheim) ist an dem Wandpfeiler, welcher die Hauptapsis von der südlichen Seitenapsis trennt, auf viereckigem Postamente ein halbrund vortretender Ambo aus dem XIII. Jahrh. angebracht. [2])

Fig. 84. Kanzel zu Wechselburg, XIII. Jahrh. (nach Puttrich).

Kanzel von 1561 im Münster zu Freiburg (nach Schreiber).

Die Errichtung der Kanzel oder Aufstellung des Predigtstuhls auf dem Lettner über dem Laienaltar ist für Deutschland bezüglich des XIII. und XIV. Jahrh. durch die oben S. 39 angeführten Stellen aus dem Titurel und der Königsberger Urkunde erwiesen, während in Italien seit der Wirksamkeit des die vernachlässigte Predigt eifrig fördernden Innocenz III. (1198—1216) und der beginnenden Thätigkeit der Predigermönche schon selbständige Kanzeln vorkommen; in S. Miniato bei Florenz noch in Verbindung mit den Chorschranken. In Deutschland dagegen ist nur die durch ihren bildnerischen Schmuck höchst ausgezeichnete Kanzel [3]) in der Kirche des ehemal. Augustinerstifts Zschillen (Wechselburg), nördlich am östlichsten Pfeiler des Schiffes, als einziges, dem italienischen Typus verwandtes romanisches Beispiel aus dem XIII. Jahrh. zu nennen, wobei es freilich zweifelhaft bleibt, ob nicht etwa dieselbe ursprünglich ein integrirender Theil des später in den jetzigen Altaraufsatz umgewandelten Lettners (vgl. oben S. 106 Note 5 gewesen sein möchte. Erwiesen ist letzteres von der ebenfalls ausgezeichneten romanischen Kanzel in der Neuwerkerkirche zu Goslar, welche, ehemals mit dem westlichen Chorabschlusse in Verbindung stehend, und von dem Tische des Laienaltares getragen, sammt letzterem erst neuerlich in das Schiff

1) Abbild. in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst Bd. 2 Taf. XII. 6. 7.
2) Abbild. bei (Hase) die mittelalterl. Baudenkm. Niedersachsens. Heft 6 S. 190.
3) Abbild. bei Puttrich, Denkmale etc. Abth. I. Serie Wechselburg, und bei Förster, Denkmale etc. Bildnerei Bd. I zu S. 13 u. Bd. II zu S. 19.

versetzt worden ist [1]; die ursprüngliche Verwendung aber der dem südöstlichsten Pfeiler der Vierung angemauerten runden spätromanischen Kanzelbrüstung in der Stiftskirche zu Bücken (unweit Hoya) ist nicht nachgewiesen. [2] Ein Gleiches gilt von der runden, stark romanisirenden Kanzel im nördlichen Seitenschiffe der Jacobskirche zu Goslar (jetzt ohne Brüstung). [3] Wo Lettnerkanzeln nicht vorhanden waren, dürften sich die terminirenden Bettelmönche tragbarer hölzerner Predigtstühle bedient haben, die immer da aufgestellt wurden, wo es unter den obwaltenden Umständen gerade am zweckmässigsten erschien, und die Errichtung monumentaler Kanzeln aus Stein (mit hölzernen, bisweilen späteren Schalldecken) oder Schnitzwerk an einem Pfeiler des Schiffes scheint wesentlich erst in die Zeit des XV. Jahrh. zu fallen, wo unter dem Einflusse reformatorischer Männer endlich zuerst feste Predigerstellen an den Kirchen errichtet wurden. [4] Die spätgothischen Kanzeln, deren noch eine ziemliche Anzahl erhalten ist, sind später nicht selten ausser Gebrauch gesetzt worden, weil sie als zu hoch und zu eng und mit schmalen steilen Wendelstiegen versehen oft unbequem und selbst gefährlich waren: die alte Kanzel z. B. in der Andreaskirche zu Eisleben, auf welcher Luther seine letzte Predigt gehalten, hat eine nur 1½ F. breite aus 12 Stufen bestehende Treppe, die über einer Basis von nur 5 F. in einem Winkel von 70 Grad aufsteigt. — Ein eigenthümliches Werk war die nur in Ueberresten erhaltene, wohl noch dem XIV. Jahrh. entstammende Kanzel [5] in der Ruine der Augustinerkirche zu Bernburg, welche, auf einem Kragsteine ruhend, schwalbennestartig mit der Hauptmauer der Kirche verbunden ist und (ähnlich wie in der Ulrichskirche zu Halle a.d.S.) den Aufgang ausserhalb des Kirchenschiffes hat. — Als Curiosum mag die in der Kirche zu Oberdiebach am Rhein (Lorch gegenüber) befindliche Kanzel [6] angeführt werden, welche aus Schmiedeeisen gefertigt ist. — Der an den Brüstungswänden der Kanzel angebrachte bildnerische Schmuck besteht am häufigsten aus den vier Evangelisten oder aus den vier grossen Kirchenlehrern, und das vordere Hauptfeld nimmt oft ein thronender Christus oder die Jungfrau Maria ein. — Die schon oben erwähnte hölzerne Kanzel in der Andreaskirche zu Eisleben ist mit einem vermuthlich aus dem XV. Jahrh. herrührenden prachtvoll gestickten rothen Sammetteppich [7] (von 4×8¾ F.) behängt, der anscheinend bereits ursprünglich für diesen Zweck bestimmt war.

---

1) Abbild. bei Mithoff, H. W., Archiv für Niedersachsens Kunstgesch. Abth. III Taf. 23.

2) Vgl. Müller, H. A., in den Dioskuren 1860. S. 363.

3) Vgl. Lotz, W., Kunst-Topographie Deutschlands 1, 247.

4) In der Kirchenmeisterrechnung von St. Stephan zu Wien heisst es zum Jahre 1417: »*Item den Tischler vor ain predig stuel new ze machn, vnd den altn abzeprechn.*« Die noch vorhandene steinerne Prachtkanzel entstand erst 1430. Vgl. Tschischka, Fz., die Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien S. 82. — Die Elisabethkirche in Breslau hatte bereits 1386 einen »*predicator*«. Vgl. Schmeidler, J. C. H., die Haupt- und Pfarrkirche zu St. Elisabet. S. 67.

5) Abbild. bei Puttrich a. a. O. Serie Anhalt No. 17.

6) Abbild. bei Statz und Ungewitter, Goth. Musterbuch Taf. 193 Fig. 1. 2.

7) Abbild. auf besonderem lithogr. Blatte zu: Arnold, J. A., die Beschreib. der Luthers-Kanzel. Eisleben 1845; auch bei Puttrich a. a. O. Abth. II. Serie Eisleben.

Bemerkenswerthe spätgothische Kanzeln: Im Rheinlande: in der Kirche zu St. Wendel 1462 [1]), im Münster zu Strassburg (nach dem Entwurfe des Hans Hammerer, angeblich unter Beirath des berühmten Kanzelredners Geiler von Kaisersberg, dem zu Ehren das Werk gestiftet wurde) 1486 [2]), im Münster zu Basel 1486, in den Kirchen zu Kiederich (von Eberhard Salkener) 1491, Münstermaifeld [3]) und Kirchberg, in der Leonhardskirche zu Frankfurt a. M., in der Stiftskirche zu St. Goar, in der Franciscanerkirche zu Cleve, im Münster zu Freiburg i. Br. (von Georg Kempf aus Rhineck) 1561. [4]) — In Schwaben und Bayern: in den Stiftskirchen zu Herrenberg [5]) und Stuttgart [6]), im Dome zu Regensburg 1482, in den Kirchen zu Ammerthal bei Amberg, zu Braunau am Inn, zu Kneiting und zu Kager bei Regensburg, im Münster zu Ulm (verfertigt von Burkhard Engelberger mit 5 Gesellen zu Augsburg: der hohe Schalldeckel, aus Holz geschnitzt und eine kleinere Kanzel mit Treppe bildend, von Jörg Sürlen 1510) um 1500 [7]), in der Georgskirche zu Nördlingen 1499. — In Tirol, Oesterreich und Böhmen: in der Pfarrkirche zu Botzen (von Hans Lutz) 1514, Magdalenenkirche im Thal Ridnaun (Mareit) aus weissem Marmor; in St. Stephan zu Wien (von Hans Buchsbaum) 1430 [8]), in den Kirchen zu Eggenburg und Arnsdorf; in der Teinkirche zu Prag (Schalldecke neu). — In Franken, Hessen und Sachsen: in den Kirchen zu Heidingsfeld und Heldberg 1536; in der Katharinenkirche zu Eschwege 1509, in den Kirchen zu Staussbach und Kauffungen, in der Pfarrkirche zu Frankenberg 1554; in der Blasiuskirche zu Mühlhausen, im Westchor des Domes zu Naumburg a. d. S. 1466, in der Kirche zu Gnandstein bei Kohren (Lutherskanzel) 1518, aus der Kirche zu Hohnstein im Museum des Gr. Gartens zu Dresden 1513, im Dome zu Merseburg um 1520 [9]), in der Schlosskirche zu Dessau, im Dome zu Freiberg (in Form einer Tulpe; wegen ihrer schwindelnden Höhe ausser Gebrauch gesetzt) um 1500 [10]), in der Hauptkirche zu Annaberg um 1520, in der Marien- und in der Katharinenkirche zu Zwickau (letztere von Hans Spork) 1538. — In Westfalen: in der Dominicanerkirche zu Warburg; in der Blasiuskirche zu Münden; in der Kilianskirche zu Corbach in der Wetterau. — Im nordöstlichen Deutschland: in der Marienkirche zu Wittstock; in der Graumönchenkirche zu Danzig 1541 und in der zu derselben gehörigen Annakapelle daselbst.

---

1) Abbild. bei Schmidt, Ch. W., Baudenkm. des M. A. in Trier. Lief. III. 8.
2) Abbild. bei Schmidt, Ch. W., Grundriss u. Aufriss der Kanzel des Münsters in Strassburg (Facsimile des Originalrisses).
3) Abbild. bei Statz und Ungewitter a. a. O. Taf. 135.
4) Abbild. bei (Schreiber) Denkm. deutscher Baukunst am Oberrhein. Lief. II. auf Taf. 9.
5) Abbild. bei Heideloff u. Müller, die Kunst des M. A. in Schwaben S. 5.
6) Abbild. ebd. S. 21 (und daraus bei Kugler, Gesch. der Baukunst 3, 360).
7) Vgl. Grüneisen, C., und Mauch, Ed., Ulm's Kunstleben, auf der Taf. zu S. 28.
8) Abbild. im Conversations-Lexicon für bild. Kunst 4, 457.
9) Abbild. in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst Bd. I. Taf. 5 u. 6.
10) Abbild. bei Frenzel, J. G. A., die Kanzel der Domkirche zu Freiberg. 1856.

Anmerkung 1. Zuweilen sind äusserlich an den Kirchengebäuden Kanzeln angebracht, z. B. an der Herrgottskirche bei Creglingen in Württemberg auf der Ostseite, zu welcher man aus dem Innern der Kirche auf einer steinernen Wendeltreppe von 62 Stufen emporsteigt; auch an der Nordseite der Michaeliskapelle zu Kiederich bei Wiesbaden und an der Kirche zu Christenberg in Kurhessen: es sind dies aber wohl nicht Predigt-, sondern Heiligthumstühle, welche wie ähnliche Altane und Galerien aussen an den Kirchen zur Vorzeigung von Reliquien dienten; vgl. oben S. 77 und 140. — Dagegen steht am nordöstlichen Ende der Stephanskirche zu Wien eine (1738 erneute) Kanzel im Freien, auf welcher der Franciscaner Johann Capistranus 1451 gepredigt hat. Vgl. Tschischka, Fz., die Metropolitank. zu St. Stephan in Wien S. 91.

Anmerkung 2. Die an den italienischen Ambonen und an den deutschen Lettnern befindlichen Lesepulte werden in der Regel von einem Adler [1]) mit ausgebreiteten Flügeln (z. B. am Lettner des Domes von Halberstadt in Bronzeguss), dem Zeichen des Evangelisten Johannes, getragen, und solche Adlerpulte (*aquilae*) kommen auch als selbständige Lesepulte, wie dergleichen zu gewissen Zeiten des Kirchenjahres und bei verschiedenen liturgischen Verrichtungen erforderlich sind, in den Kirchen vor, sowohl in Metallguss als in Schnitzwerk ausgeführt. Aus Bronze oder Messing gegossene Adlerpulte des XV. Jahrh. finden sich im Rheinlande im Münster zu Aachen ($4\frac{3}{4}$ F. hoch), in der Kirche zu Erkelenz (beide abgebild. bei aus'm Weerth, Kunstdenkm. etc. Bd. II. Taf. XXXVIII. 14 und XXXI. 11) und in der Franciscanerkirche zu Düsseldorf vor; auch in Westfalen: in der Reinoldikirche zu Dortmund [2]), in der Marienkirche daselbst, in der Kirche zu Marienfeld. Der Unterbau des Pultes ist gewöhnlich aus Architekturformen mit Strebepfeilern und Strebebögen gebildet, und der Adler hält eine Fledermaus in den Krallen, oder es reckt sich auf den Flügeln des Adlers zur Aufnahme des Buches noch eine Fledermaus aus. — In St. Severin zu Cöln ein Lesepult mit kupfervergoldetem Adler auf einfachem hölzernen Fusse aus dem XV. Jahrhundert. [3])

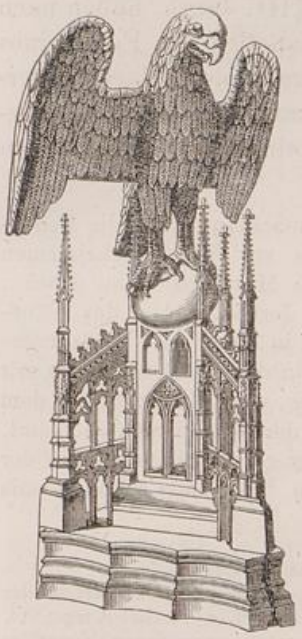


Fig. 85. Adlerpult im Münster zu Aachen (nach aus'm Weerth.)

49. Die ältesten Taufbrunnen (*piscinae*) befanden sich in besonderen Taufhäusern (oben S. 16): es waren Bassins mit lebendigem

1) Durandi Rationale l. 4 c. 24 n. 20: Legitur etiam de more evangelium super aquilam juxta illud Ps. 17: Et volavit super pennas ventorum, et aquila ipsa seu locus, in quo legitur, in diebus festivis aliquo panno lineo vel serico cooperitur.

2) Abbild. bei Statz u. Ungewitter, Goth. Musterbuch Taf. 194 Fig. 7—9.

3) Abbild. bei Bock, das heil. Köln. Taf. XLII. 119.

Wasser, an deren Stelle nach und nach die in Deutschland bereits seit dem IX. Jahrhundert vorkommenden Taufsteine (*fons baptismalis*) traten, welche, vorschriftsmässig aus dichtem Stein oder aus Metall verfertigt, nachdem das Taufrecht von den bischöflichen allmählich auf andere ausgezeichnetere, und etwa seit dem XIII. Jahrhundert im Allgemeinen auf alle Kirchen übergegangen war, ihren Ort in den Kirchen selbst erhielten. In den alten Taufhäusern nahm der Taufstein, wie die ursprüngliche Piscina, die Mitte ein, in den Kirchen wurde er am westlichen Ende, (sinnbildlich) beim Eintritte in die Kirche aufgestellt, und zwar oft auf der Frauenseite (nördlich; s. oben S. 48). Die Versetzung des Taufsteines in den hohen Chor scheint nur in evangelischen Kirchen stattgefunden zu haben, aus äusseren Gründen. — Die älteren Taufsteine bis ins XIII. Jahrh. haben nach Analogie der runden oder polygonen Taufkapellen die Form eines cylindrischen oder viel-, meist achteckigen Brunnenschreines; anderweitig aber kommen auch von Säulen etc. getragene runde oder polygonische Becken vor, welche Form in der gothischen Periode neben der Pocalform die herrschende bleibt.

Die älteste Spur eines Taufsteines in Deutschland giebt die Federzeichnung (No. 13) in dem berühmten, noch vor 814 geschriebenen Wessobrunner Codex in der Hofbibliothek zu München (Clm. 2205): die Taufe eines Juden durch den Bischof von Jerusalem [1]: der Täufling steht völlig unbekleidet bis an den Gürtel in einem mit Wasser gefüllten cylindrischen Gefässe, welches unten, in der Mitte und oben mit einem schlichten Bande verziert ist; der Täufer, zur Linken neben dem Taufgefässe, berührt den Kopf des Juden mit der hohlen rechten Hand, anscheinend um ihn in dieser Weise mit Wasser zu übergiessen; auf der anderen Seite steht ein Cleriker mit einem Tuche. [2] — Dass schon damals

1) Abbild. bei Sighart, J., Gesch. der bild. Künste in Bayern 1, 50.

2) Diesen Taufritus »*non mergendo, verum desuper fundendo*« erklärt in der ersten Hälfte des IX. Jahrh. Walafr. Strabo, de rebus eccl. c. 26 (bei Augusti, Denkwürdigk. 7, 234) bei Erwachsenen als zulässig, »*quum provectiorum granditas corporum in minoribus vasis hominem tingi non patitur.*« Aehnlich wird man sich das Verfahren zu denken haben bei den späteren Massentaufen unter den slavischen Völkerschaften. Als im J. 1124 in Pyritz in wenigen Tagen 7000 Pommern getauft wurden, grub man grosse Fässer mit Wasser in die Erde und umgab sie mit einem Vorhange, hinter welchem die Taufe vollzogen wurde (Neander, A., Kirchengesch. 5, 10). Ganz wie im Wessobrunner Codex ist die Ertheilung dieses Sacraments auch in den verschiedenen Taufscenen auf dem Taufkessel von 1112 in der Bartholomäikirche zu Lüttich dargestellt: die Täuflinge stehen in stilisirten Fässern, mit geneigtem Haupte den Segen des Täufers empfangend (Abbild. bei Didron, Annales archéol. 5, 21). Auf einem Taufsteine aus dem XII. Jahrh. in der Schlosskirche zu Pont-à-Mousson bei Nancy empfangen zwei halberwachsene Täuflinge, zusammen in einem Fasse stehend, die Taufe durch einen Bischof (Abbild. bei de Caumont, Abécédaire 4. éd. 1, 252), und selbst noch auf einem die Taufe des heil. Moritz darstellenden Gemälde aus dem XV. Jahrh. (an der Rückwand des zopfigen Altarbaues)

in den Kirchen (selbst der Klöster) Taufsteine vorhanden waren, wird durch den Bauriss von St. Gallen vom J. 820 erwiesen, wo am Westende des Mittelschiffes vor einem Altare der beiden Johannes in einem umschränkten Raume ein runder »*Fons*« eingezeichnet ist. — In der Taufkapelle zu Brixen (s. oben S. 18) steht der weite und tiefe Taufstein aus röthlichem Marmor in der Mitte des Schiffes. — Der Taufstein in Gross-Martin zu Cöln [1]), ein achteckiges Prisma aus Marmor von vier langen und vier kurzen Seiten und an denselben mit einzelnen Blumen geschmückt, gilt traditionell für ein Geschenk P. Leo's III. aus dem J. 803 und wäre demnach das älteste in Deutschland vorhandene Exemplar: er wird übrigens für eine antik römische Marmorwanne gehalten. Die sonst bekannten älteren Taufsteine reichen höchstens bis ins XI. Jahrh. hinauf. — Die älteste kirchliche Vorschrift über die Taufsteine gab (nach Augusti a. a. O. 12, 77) die Synode zu Lerida vom J. 500: »*Omnis presbyter, qui fontem lapideum habere nequiverit, vas conveniens ad hoc solummodo baptizandi officium habeat, quod extra ecclesiam deportetur*«, was von den Canon. Reginonis a. 899, und in den Synod. ad presb. des Ratherius von Verona im XI. Jahrh. wiederholt wurde. [2]) Die von späteren Statuten geforderten verschliessbaren Deckel (*opercula*) auf den Taufsteinen, welche in gothischer Zeit zuweilen die Form hoher Tabernakel annehmen, lassen sich namentlich an den Erzkufen schon seit Anfang des XII. Jahrh. (Taufkessel der Bartholomäikirche zu Lüttich von 1112) nachweisen; die von dem römischen Rituale vorgeschriebene Umgitterung (*cancelli*) aber anscheinend erst seit dem XVI. Jahrh. (um den Taufkessel in der Marienkirche zu Salzwedel 1522). — Eine Vorrichtung zum Erwärmen des Taufwassers erscheint an dem Taufsteine (vom J. 1218) in der Kirche zu Aldekerk [3]) bei Geldern, dessen achteckiges Becken auf einem offenen Delphinrachen ruht, der vermuthlich zur Aufnahme von glühenden Kohlen bestimmt war, und unter der becherförmigen gothischen Erztaufe in St. Sebald zu Nürnberg [4]) befindet sich unzweifelhaft ein Feuerungsraum. — Von der westlichen Stellung des Taufsteines kommen auch in katholischen

in der Nicolaikirche zu Jüterbog steht der Täufling in einem tiefen Taufkessel. — Anders natürlich verhielt es sich mit der Kindertaufe: auf einer Wandmalerei aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrh. in der Kirche zu St. Johann bei Neunkirchen in Niederösterreich (Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1860 5, 326) hält der Täufer das nackte Kindlein mit beiden Händen am Hintertheil, und der gegenüber stehende Pathe hat den linken Arm des Kindes ebenfalls mit beiden Händen ergriffen und hilft es aus der Taufe heben. — Auf dem Altargemälde der Stadtkirche zu Wittenberg aus dem XVI. Jahrh. unterfasst der Täufer den Leib des nackten Kindes mit der linken Hand (»*tenens puerum una manu discrete*« — Stat. synod. Leod. a. 1287 c. 2; bei Augusti a. a. O. S. 234) und giesst mit der rechten das in den Taufstein abfliessende Wasser darüber. — Durch schriftliche Zeugnisse ist übrigens erwiesen, dass der Taufritus in verschiedenen Gegenden das ganze M. A. hindurch verschieden war. Die Kinder ganz nackt zu taufen, verbot eine Synode zu St. Omer 1583, und ebenso das Strassburger Rituale aus Rücksichten des Anstandes und der Gesundheitspflege. Vgl. Augusti a. a. O. S. 226.

1) Abbild. bei Boisserée, Denkmale etc. Taf. 23. A.
2) Hartzheim 2, 440 u. 3, 7, bei Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche S. 111.
3) Abbild. bei aus'm Weerth, Kunstdenkm. etc. II Taf. XXII. 3.
4) Abbild. bei Rettberg, R. v., Nürnbergs Kunstleben S. 43.

Kirchen Ausnahmen vor: er steht z. B. im Dome zu Limburg a. d. L. im südlichen Kreuzarme, hat dagegen in vielen jetzt evangelischen Kirchen (z. B. in den Domen zu Magdeburg und Halberstadt, in der Andreas-, Martini- und in der Petrikirche zu Braunschweig; in der Petri-Paulikirche zu Görlitz am Westende des nördlichsten Seitenschiffes etc.) seine ursprüngliche Stelle behauptet, und die Verpflanzung in den Chor scheint wohl kaum aus dogmatischen Gründen, sondern überhaupt nur darum stattgefunden zu haben, weil man den Raum im Schiffe zur Vermehrung der Gestühle benutzen wollte, und die Nähe der Sacristei empfehlenswerth war. Bei der in kleinen Kirchen hinderlichen Grösse vieler alten Taufsteine (bis 5 F. Durchmesser) und der Rohheit ihrer äusseren Erscheinung wurden in Folge der in der Zopfzeit überhandnehmenden Sitte der Haustaufen dieselben als unbrauchbar, oft in den Winkel gestellt, oder aus den Kirchen entfernt, auf den Kirchhof geworfen, oder in den Pfarrhöfen und in Privatgärten als Brunnentröge oder Blumentöpfe nützlich gemacht, wie in manchen Gegenden (z. B. in Pommern, Sachsen, Hessen etc.) noch viele sich in diesem profanen Gebrauche befinden. In Pferdsdorf bei Vacha hat man den alten runden Taufstein mindestens zum Fusse der Kanzel benutzt. Eine eigenthümliche Restauration erlitt im J. 1665 der achteckige pocalförmige Taufstein im Dome zu Merseburg dadurch, dass die ursprünglichen gothischen Ornamente abgehauen und dafür Wappenschilde angebracht wurden. — Abgesehen von einzelnen völlig schlichten Exemplaren besteht die Verzierung der Taufsteine entweder nur aus Ornamenten, wobei vegetabilische seltener vorkommen als architektonische (in romanischer Zeit der Rundbogenfries, in gothischer Maasswerk) oder unter Bogenstellungen aus figürlichen Reliefs, die entweder einzelne Gestalten (Apostel, Propheten etc.) darstellen, oder Scenen aus dem Leben Jesu, besonders auch die Taufe durch Johannes; den Kreuzestod und die Auferstehung des Herrn, wohl mit Rücksicht auf die paulinische Symbolik Röm. 6, 3. In früherer romanischer Zeit kommen die vier Paradiesesflüsse in menschlicher Personification am Fusse der Taufsteine zuweilen vor (an dem alten Taufsteine in der Vorhalle des Domes zu Merseburg, an dem Taufkessel in der Martinskirche zu Halberstadt), und es scheint, als ob die häufig an Taufsteinen in der Vierzahl angebrachten Menschenköpfe auf diese Flussgötter gedeutet werden können, deren Stelle anderweitig die vier Evangelisten einnehmen (z. B. an dem Taufkessel in St. Sebald zu Nürnberg aus dem XIV. Jahrhundert). Löwen als Träger der Taufsteine waren schon seit dem XII. Jahrh. beliebt und erscheinen bereits als Reliefs an dem unteren Theile des Taufsteines zu Freckenhorst in Westfalen, der vermuthlich aus der Zeit um 1129 herrührt. Seltener kommen Drachen vor (an einem Granittaufsteine in der Kirche zu Graudenz), und Schweine (an dem bereits erwähnten zu Aldekerk).

Bei der Ueberschau über die noch zahlreich erhaltenen mittelalterlichen Taufsteine ergeben sich, namentlich in romanischer Zeit, bestimmte provinzielle Besonderheiten, die zum Theil im Zusammenhang stehen mit dem gewählten Material. Im Rheinlande zeigen zwar die romanischen Taufsteine in der Stiftskirche zu Wetzlar, in der Kirche zu Schwarzrhein-

dorf und in St. Georg zu Cöln [1]) einfach cylindrische Form (erstere nach unten etwas verjüngt und oben mit Rundbogenfries, letzterer mit 12 durch Rundbögen verbundenen Halbsäulen); doch sind von einem Mittel-

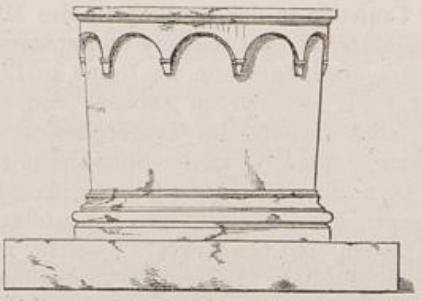


Fig. 86. Taufstein zu Schwarzrheindorf (nach Boisserée).

ständer getragene und rings mit Säulen etc. umstellte halbkugelige Becken im XII.—XIII. Jahrh. die Regel. Am Niederrhein erscheint dieser Grundtypus in auffälliger Rohheit, und statt der Säulen kommen oft nur einfach cylindrische Stützen vor. Das Material ist fast durchgängig der schwarze Marmor von Namur, und die Unbeholfenheit der Arbeit darf nicht verleiten, diesen (durchschnittlich 3 F. hohen und ebenso weiten) Taufsteinen ein über das XII. Jahrh. hinausgehendes Alter zuzuschreiben, da dem einzelne Details entgegenstehen; wir nennen die Taufsteine der

Fig. 87. Taufstein zu Zyfflich (nach aus'm Weerth).

Kirchen zu Warbeyen, Zyfflich, Qualburg (Fuss später?), Collegiatkirche zu Wissel, Kirchen zu Hönnepel, Straelen und Kempen (Fuss später). [2]) Aehnliche rohe Taufsteine findet man noch in Leuken, Veen und Menze-

1) Abbild. bei Boisserée a. a. O. Taf. XXIII. B u. C.

2) Sämmtlich abgebild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. I. Taf. VI. 1; VI. 6; X. 5. 7. 10; Bd. II. Taf. XXII. 1; XXIII. 40. — Vgl. auch Engling, Joh., die ältesten Taufsteine im apostolischen Vicariat Luxemburg, in den Publications de la Société pour la recherche des monuments historiques à Luxembourg. Année 1858 et 1859.

len bei Xanten, zu Nieukerk und in Kl. Hamborn, zu Gladbach, Kapellen, Grefrath und Süchtelen, angeblich zu Hinsbeck, Herongen, Linnich, Coslar, Euskirchen etc. Auch der Taufstein in der Kirche zu Zülpich [1]) gehört zu dieser Gattung; ebenso der zu Wittlar [2]), jedoch von späterem Gepräge. — Der Taufstein in der Taufkapelle des Münsters zu Aachen [3]) zeigt bei gleichem Material eine reichere und spätere Entwickelung; der Fuss ist gothisch. — Der Taufstein im Dome zu Limburg a. d. Lahn [4]) ist achteckig und wird, wie der zu Aachen, von acht Säulen getragen. Mit sechs Säulen sind umstellt die Taufbecken in den Pfarrkirchen zu Andernach, Adenau, Unkel [5]), in der Stiftskirche zu Carden und in der Klosterkirche zu Sayn (hier fehlen die Schafte der Säulen). — Aus spätgothischer Zeit nennen wir die achteckigen Sandsteintaufen in den Kirchen zu Dornick, Hüsberden und Giederich [6]), welche nach Typus und Darstellungen einander gleichen; ferner die Taufsteine in den Kirchen zu St. Arnual [7]), Bingen, Eibingen, Hermannstein bei Wetzlar, St. Justin zu Höchst [8]), Kirche zu Lorch 1464, Augustinerk. zu Mittelheim, Kirche zu Wanderath, Münster zu Strassburg.

Bei den Taufsteinen in Westfalen [9]) herrscht als Material der Sandstein, und in der romanischen Periode ganz allgemein die Form eines oft nach unten mehr oder minder verjüngten niedrigen Cylinders, der gewöhnlich nur mit einem Laubfries, selten mit Reliefs geschmückt ist. Die Arbeit ist häufig roh. Bloss mit Friesen verziert sind die Taufen zu Rhynern, Asbeck, Iburg, Lüdinghausen, Ramsdorf und in der Jacobikirche zu Koesfeld; mit Reliefs: die beiden einander gleichen Taufsteine zu Aplerbeck und in der kathol. Kirche zu Bochum. Mehrfach findet sich die Fläche des Cylinders mit angeblendeten Säulenarkaden belebt, wie zu Rhede, Diestedde und Wallenhorst [10]) bei Osnabrück und mit figürlichen Reliefs unter den Arkaden zu Waltrog, Brenken, Boke und an dem aus Marmor von Steinheim verfertigten Taufstein zu Elsen. Der Taufstein zu Beckum ist achteckig und mit Reliefs geschmückt. Künstlerisch ausgezeichnet, auch durch seine vollendeten Reliefs, ist der Taufstein zu Brechten [11]) bei Dortmund mit spitzbogigen gothisirenden Arkaden. Häufig erscheinen, wie zu Freckenhorst (s. oben S. 212) am Fusse der Taufsteine Löwengestalten; als eigentliche Träger zuerst in Metelen. Edle Verhältnisse und geschmackvolle Einfachheit zeigt bei aller Rohheit der Technik der auf drei Füssen ruhende runde Taufstein zu Recke [12]) im

1) Abbild. bei Gubitz, F. W., Jahrbuch etc. (Volkskalender) 1844. S. 141.
2) Abbild. bei aus'm Weerth a. a. O. Bd. II. Taf. XXIX. 8.
3) Abbild. ebd. Taf. XXXII. 10.
4) Abbild. bei Moller, Denkm. II. Taf. XXVII (IX).
5) Abbild. bei Boisserée a. a. O. Taf. XXIV.
6) Sämmtlich abgebild. bei aus'm Weerth a. a. O. Taf. IV. 8; VI. 4 u. 4a; XXI. 7. u. 7 a.
7) Abbild. bei Schmidt, Ch. W., Denkm. in Trier etc. Lief. III. Taf. 6.
8) Moller (Gladbach) a. a. O. III. Taf. 9.
9) Vgl. Lübke, W., die mittelalterl. Kunst in Westfalen S. 372—376.
10) Abbild. in Mittelalterl. Baudenkm. Niedersachsens. Heft 1 Bl. 7.
11) Details abgeb. ebd. Taf. XVI. 10.
12) Abbild. (von Alfr. Hartmann) in der Zeitschr. für christl. Archäol. und Kunst 1, 268.

Kr. Tecklenburg. Spätromanische Formen zeigt der Taufstein zu Flechtorf bei Corbach. — Die gothischen Taufsteine haben meist nur ein Maasswerknetz und gehören, etwa mit Ausnahme der wohl aus dem

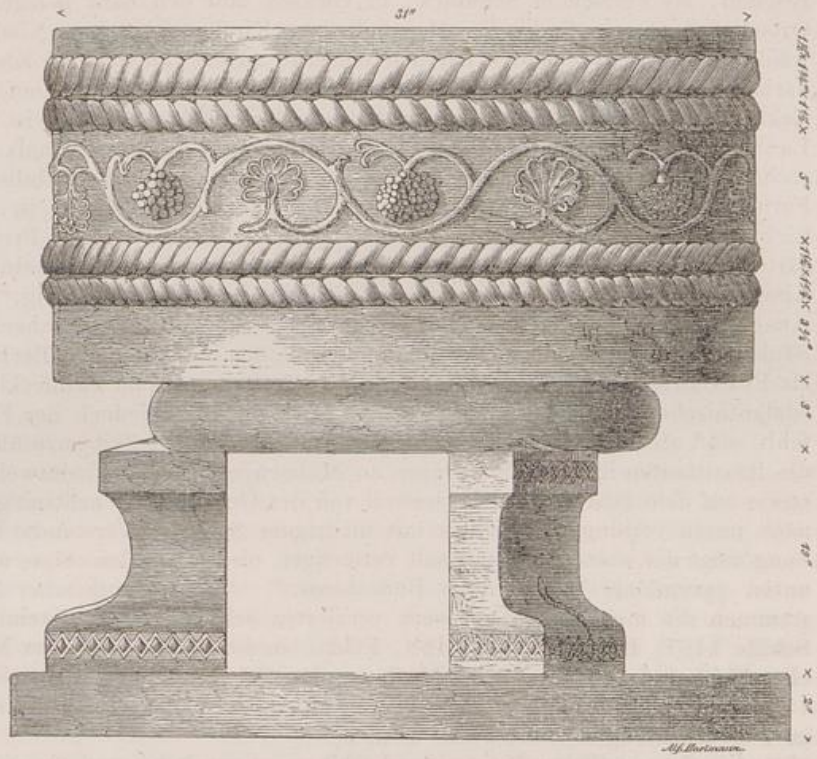


Fig. 88. Taufstein in der Kirche zu Recke (nach Hartmann).

XIV. Jahrh. stammenden zu Ostenfelde und Watersloh spätgothischer Zeit an: in St. Paul, St. Peter, St. Thomas und Maria zur Wiese in Soest, in der Petrikirche zu Dortmund, in der Kirche zu Benninghausen, in der Stiftskirche St. Maria vor Herford, in St. Ludgeri zu Münster und in der Kirche zu Ascheberg. Mit Bildwerk verziert sind die Taufsteine in der Johanneskirche zu Billerbeck 1497, die dem XVI. Jahrh. entstammenden, in Form und Bildschmuck einander nahe verwandten in den Kirchen zu Nieheim und Wiedenbrück, sowie in der Münsterkirche zu Herford und in der Katharinenkirche zu Osnabrück: alle diese mit biblischen Scenen, der Taufstein zu Lünen mit paarweise angeordneten Einzelfiguren. Der spätgothische Taufstein in der Bustorfkirche zu Paderborn, ein achtseitiges Prisma mit Figuren unter geschweiften Bögen, ist mit einem hohen in Holz geschnitzten Deckel versehen. [1])

1) Abbild. bei Statz und Ungewitter, Goth. Musterbuch Taf. 185. Fig. 7 u. 8; vgl. Lotz, W., Kunst-Topogr. Deutschlands 1, 496.

In Hessen [1]) sind die Taufsteine häufig aus Basaltblöcken gehauen und haben in romanischer Zeit oft die Form eines niedrigen Zubers (d. i. eines stark verjüngten Cylinders), oben mit einem Hufeisenbogenfries und abwechselnd auf ein den unteren Rand umziehendes Band hinablaufenden Lisenen, als einfachem Schmuck: in Giessen und den nahe gelegenen Ortschaften Grossenlinden [2]), Heuchelheim, Kirchgöns. Lich, Niederweidbach — meist aus den Kirchen entfernt. Der Taufstein zu Kleinkarben dagegen hat rein cylindrische Form, der auf dem Kirchhofe zu Eckelshausen ist unten bauchig, und der halbzerstörte zu Breuna ist mit Laubwerk verziert. Der Taufstein zu Biedenkopf mit seinem ehemals mit sechs Säulchen umstellten halbkugeligen Becken erinnert an rheinländische Formen. Der von drei Löwen getragene achteckige Taufstein in der Liebfrauenkirche zu Friedberg (wo sich mehrere alte Taufsteine in Privatgärten finden) stammt aus der Uebergangsperiode. Der Taufstein in Altenstadt (unweit der Kirche) ist äusserlich oval und innen achteckig. [3])— Ausser dem frühgothischen Taufsteine (mit sechs auf Löwen ruhenden Säulen, deren Knospencapitäle sich am Rande des halbkugeligen Beckens als Fries fortsetzen) in der Stiftskirche zu Wetter und dem zwölfeckigen edelgothischen in der Klosterkirche zu Hersfeld, dem jedoch der Fuss fehlt, sind als eigenthümliche Erzeugnisse aus gothischer Zeit anzuführen die Basalttaufen in den Pfarrkirchen zu Münzenberg [4]) und Niederweisel, sowie auf dem Pfarrhofe zu Petterwell von der Gestalt eines achtseitigen, nach unten verjüngten Prisma's mit niedrigem Sockel. Verwandte Bildung zeigt der ebenfalls aus Basalt verfertigte, oben sechzehneckige, nach unten pyramidale Taufstein zu Büdesheim. [5]) Aus spätgothischer Zeit stammen die meist mit Maasswerk verzierten achteckigen Taufsteine zu Schlitz 1467, Billertshausen 1488, Felda, in der Todtenkirche zu Meiches 1501 und zu Neustadt bei Marburg, der sechseckige zu Frankenbach 1500, der pocalförmige zu Angersbach 1502, der colossale zwölfeckige zu Niederwildungen (ohne Fuss) u. a. m.

Aus dem südlichen Deutschland fehlt es an speciellen und übersichtlichen Vorarbeiten; wir nennen in Schwaben die romanischen Taufsteine: in Freudenstadt [6]) aus Kl. Alpirsbach (mit grotesken Sculpturen) und in der Stadtkirche zu Blaubeuren (sehr gross); die gothischen: im Münster zu Ulm 1470, in der Marienkirche zu Reutlingen [7]), in der Dionysiuskirche zu Esslingen [8]), in den Kirchen zu Magstatt, Bönnigheim, Bietigheim (beide letztere sechseckig), Arnegg [9]) von 1487 (achteckig,

---

1) Vgl. Dieffenbach, Ph., üb. mittelalterl. Taufsteine (in Hessen), im Archiv für hess. Gesch. u. Alterthumskunde 6, 225—242, nebst einer Tafel mit vielen Abbild. von Taufsteinen.

2) Abbild. auch bei Klein, J. V., die Kirche zu Grossen-Linden. Taf. I. 2.

3) Abbild. bei Dieffenbach a. a. O. Fig. 15.

4) Ebd. Fig. 5. 5) Ebd. Fig. 14.

6) Abbild. bei Heideloff, Ornamentik Heft 14. Taf. 1.

7) Ebd. Heft 3. Taf. 7.

8) Abbild. bei Heideloff und Müller, Fr., die Kunst des M. A. in Schwaben Taf. 15.

9) Abbild. in der 9. u. 10. Veröffentl. des Vereins für Kunst u. Alterth. in Ulm.

mit Astwerk verziert) in der Amandikirche zu Urach [1]) 1518 (von Christoph Statovarius). — In Bayern: die romanischen Taufsteine in der Alten Kapelle zu Regensburg (mit Säulenarkaden), in der Prämonstratenserkirche zu Windberg (Kalkstein; auf vier Löwenköpfen ruhend, mit den Apostelbildern in den Blendarkaden), in der Stiftskirche zu Altötting [2]), in der Marienkirche zu Chammünster, im Münster zu Biburg, in den Kirchen zu Buebach (?) und Altenstadt in der Oberpfalz, in der Michaeliskirche zu Altenstadt [3]) bei Schongau (oben in Vierpassform, mit rohem Bildwerk) und in der Klosterkirche zu Rohr: die drei letzteren im Uebergangsstil. Gothische Taufsteine in den Kirchen zu Sulzbach, Parsberg, Griesbach, in St. Rupert zu Regensburg, zu Rieding, Geisenhausen 1488, Eggenfelden, Trostberg, St. Zeno bei Reichenhall 1516, Isen 1520 etc. — In Oesterreich: die spätromanischen Taufsteine zu Schweiggers und Salingstadt; der gothische kelchförmige von 1478 in der Frauenkirche zu Freistadt, die Marmortaufsteine in der Liebfrauenkirche zu Wiener-Neustadt 1472 (zehneckig, pocalförmig) und in St. Stephan zu Wien 1481 (von Meister Heinrich) u. v. a. — In Franken: ein romanischer Taufstein zu Neustadt am Main (in den Arkadenblenden Christus und die Apostel); gothische in der Schlosskapelle zu Meiningen [4]), zu Oberlind [5]), zu Heldberg, in der Schlosskirche zu Callenberg bei Coburg 1537.

In Thüringen und Sachsen sind mehrere interessante romanische Taufsteine nachgewiesen: in der Nicolaikirche zu Zerbst [6]) (aus Kloster Alsleben a. d. S., später eine Zeit lang im Besitz des Thüring.-Sächs. Vereins in Halle; ein 20 Z. tief ausgehöhltes achteckiges Prisma mit biblischen Reliefs von äusserster Rohheit; nur 2¼ F. hoch bei 4 F. Durchmesser), in der Vorhalle des Doms zu Merseburg [7]) (aus der dortigen Neumarktskirche; ebenfalls achteckig prismatisch, bei 4½ F. Höhe bis auf etwa 1½ F. tief halbkugelig ausgehöhlt, mit den Reliefs der Propheten und Apostel unter Säulenarkaden), zu Halle a. d. S. (im Besitz des Thüring.-Sächs. Vereins im Hofe der Residenz aus der Kirche zu Trotha; ebenfalls prismatisch, aber nur klein und ohne Fuss, mit den Bildern der Apostel), in der Kirche zu Flötz bei Barby (cylindrisch, 4 F. Durchmesser), zu Gröningen bei Halberstadt (gleichfalls rund), in der Kirche zu Nicolausberg bei Göttingen (cylindrisch, roh und schmucklos). Von den vorgenannten Sandsteintaufen weicht der aus der Kirche zu Gleissbach bei Nossen stammende, aus Porphyr gearbeitete Taufstein im Museum des Grossen Gartens zu Dresden [8]) völlig ab: er ist rund aber bauchig und mit mancherlei willkürlichen Ornamenten versehen. Die Sandstein-

---

1) Abbild. bei Heideloff, Ornamentik Heft 7 Taf. 7.

2) Abbild. bei Sighart, Gesch. der bild. Künste in Bayern S. 185. — In der That aus romanischer Zeit?

3) Abbild. bei Heideloff a. a. O. Heft 20 Taf. 1.

4) Ebd. Heft 8 Taf. 5. 5) Ebd. Heft 14 Taf. 4.

6) Abbild. in den N. Mittheil. des Thüring.-Sächs. Vereins VIII. 2 Taf. II zu S. 125 ff. — Die jetzigen zierlichen Säulenfüsschen sind modern.

7) Abbild. bei Puttrich, Denkmale etc. Abth. II. Serie Merseburg Bl. 4 u. 10.

8) Abbild. bei Bösigk, Fz. L., Führer durch das Museum im Palais des grossen Gartens S. 31.

taufe in der Klosterkirche zu Vessera [1]) bei Schleusingen hat die Form einer auf stark verjüngter Mittelsäule ruhenden Schale. — Der frühgothischen Zeit gehören die Taufsteine in den Domen zu Halberstadt [2]) und Magdeburg an (beide völlig schmucklos; ersterer aus Marmor, pocalförmig und auf vier Löwen ruhend, letzterer aus polirtem Porphyr, schalenförmig). Gewöhnliche mit Maasswerk verzierte gothische Sandstein-

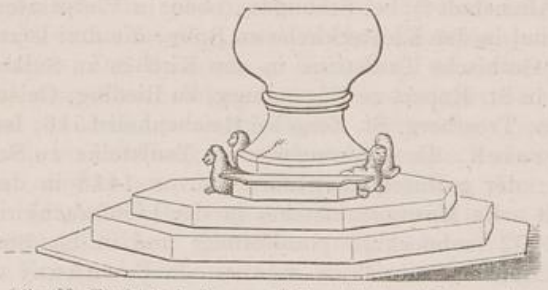


Fig. 89. Taufstein im Dom zu Halberstadt (nach Lucanus).

taufen sind häufig: in der Nicolaikirche zu Jüterbog und in den Kirchen der nahen Dörfer Pechüle und Bocho, in der Kirche zu Dobristroh bei Altdöbern, auf dem Pfarrhofe zu Wedlitz bei Nienburg a. d. S., in der Stadtkirche zu Freiburg a. d. U. (sechseckig), in der Severikirche zu Erfurt [3]) (mit hohem Tabernakeldeckel), in Langenweddingen bei Magdeburg 1510, in der Archidiaconatskirche zu Mandelsloh 1512, in der Schlosskirche zu Dessau, Johanneskirche zu Chemnitz, Annakirche zu Annaberg: die fünf letzteren im spätestgothischen Geschmack.

In den Brandenburgischen Marken finden sich romanische Taufsteine in den Kirchen zu Redekin bei Jerichow und zu Schönhausen bei Tangermünde; ein achteckiger gothischer in der Wallfahrtskirche zu Wilsnack und im Dom zu Brandenburg. [4]) — In Meklenburg [5]) kommen unter der mundartlichen Benennung Fünt, Fönte, Fünte (von *fons*) viele alte Taufsteine vor, grösstentheils aus Granit und zuweilen mit Reliefs versehen: in Altgaarz, Altkalen, Belitz, Bernitz, Hohenvicheln, Pokrent, Steffenshagen (mit Reliefs), Teterow, Vietlübbe. Der Fünt zu Eixen ist halbkugelig und am viereckigen Fusse mit Widder- und Menschenköpfen verziert, der zu Sülten mit Gesichtern am Sockel; der Taufstein zu Zarrentin hat die Form eines Doppelbechers und der zu Dobbersen eines achteckigen Pocals. Zu Witzin besteht die Taufe aus einem äusserlich unbehauen gebliebenen Granitblock. Anderweitig kommt bei sonst wesentlich gleicher Behandlung als Material auch Kalkstein vor: in der

1) Abbild. im Anzeiger des german. Museums 1861 Sp. 317.
2) Abbild. bei Lucanus, der Dom zu Halberst. Taf. V.
3) Abbild. bei Puttrich a. a. O. Serie Erfurt Bl. 9.
4) Abbild. bei Adler, F., Mittelalterl. Backsteinbauwerke etc. Heft II. Taf. XX. 12.
5) Vgl. Jahrbücher (u. Jahresberichte) des Vereins für Meklenb. Gesch. und Alterthumskunde, von G. C. F. Lisch, in den verschiedenen Jahrgängen.

Nicolaikirche zu Röbel, in Lübchin, Thelkow, Proseken, Büchen (Pocal in Vierpassform). Der Taufstein zu Tarnow ist oben aus Kalkstein, mit rundem Fuss aus Granit. — Auch in Holstein und Schleswig kommen Granittaufsteine vor: zu Vonsbäk bei Hadersleben und zu Hammelev bei Hadersleben. — Zu Hamberge bei Lübeck ein romanischer, und zu Schlutup bei Lübeck ein pocalförmiger Taufstein aus Kalkstein. — Der romanische Taufstein zu Heiligenfelde [1]) bei Bremen ist napfförmig rund.

Bei den Taufsteinen in Pommern [2]) herrscht als Material der Kalkstein vor. Ziemlich roh gebildet, in Form eines colossalen Bechers, schmucklos oder mit einfachen Zierden versehen, tragen diese Taufbrunnen kaum charakteristische Kennzeichen zur näheren Bestimmung ihrer Entstehungszeit an sich; doch scheinen die einfachen Formen vieler auf das XIII. Jahrh. zu deuten: in den Jacobikirchen zu Greifswald und Stralsund, in den Kirchen zu Gollnow, Greiffenberg, Stolp, Freienwalde, Kloster Colbatz. Der Taufstein zu Garz auf Rügen (vor der Kirchthür liegend) war an der unteren Wölbung der Schale mit massenhaftem Flechtwerk verziert; der zu Altenkirchen ist mit vier menschlichen Köpfen geschmückt. Späterer Zeit entstammen den gothischen Ornamenten zufolge die Taufsteine in der Nicolaikirche zu Stralsund, in der Johanneskirche zu Stargard und im Dom zu Cammin. Der Taufstein in der Petrikirche zu Treptow a. d. T. ist aus Granit und mit rohen figürlichen und anderen Ornamenten versehen. Auch die achteckigen Taufsteine im Dom zu Marienwerder und in der Kirche zu Graudenz sind aus Granit und mit Reliefs geschmückt. Sonst ist über mittelalterliche Taufsteine in Preussen wenig bekannt: die Johanneskirche zu Marienburg hat einen reich spätgothischen Taufstein.

Eine eigenthümliche Gattung bilden die aus Metall (selten aus Kupfer oder Zinn, gewöhnlich aus den Legirungen dieser Metalle, Bronze oder Messing) gegossenen Taufgefässe, die insgemein als Taufkessel oder Taufbecken bezeichnet zu werden pflegen. In ganz Deutschland sporadisch vorkommend, waren sie während der gothischen Periode namentlich in dem nördlichen Flachlande beliebt, wo es an einem zu feinerer Ausarbeitung tauglichen Steinmaterial fehlte, und wurden hier von Grapen- und Topfgiessern in der Form grosser, tiefer, von vier oder drei hohen Füssen getragener Kessel (die in kleinerer Form im häuslichen Gebrauche in den betreffenden Gegenden noch allgemein unter dem Namen Grapen gebräuchlich sind) meist in handwerksmässiger Weise verfertigt. Die Träger dieser Taufgrapen bestehen gewöhnlich aus hockenden oder liegenden Löwen, oder aus stehenden oder knieenden, nur halb bekleideten männlichen Figuren [3]), welche für heidnische Slaven zu erklären man sich versucht fühlen möchte, wenn man nicht vorzieht, darin eine Remi-

1) Abbild. bei Moller a. a. O. I. Taf. 13.

2) Vgl. Kugler, Kl. Schriften 1, 783 f.

3) Die unter dem Namen des Püstrich von Sondershausen bekannte, früher für ein Götzenbild gehaltene eherne Figur (von welcher sich ein Gypsabguss im Museum des Thüring.-Sächs. Vereins zu Halle befindet) war sehr wahrscheinlich ursprünglich ein Träger an einem mittelalterlichen Taufkessel. Vgl. Rabe, M. F., der Püstrich zu Sondershausen. 1852.

niscenz an die personificirten Paradiesesflüsse zu erkennen; anderweitig kommen statt derselben auch Thierbeine vor. Die Ausstattung des Kessels selbst mit figürlichen Reliefs schliesst sich der bei den Steintaufen hergebrachten Weise an. Wenngleich die Taufkessel, besonders aus gothischer Zeit selten von künstlerischem Werthe sind, so gewähren sie doch ein besonderes archäologisches Interesse dadurch, dass Donator, Verfertiger und Datum schon seit dem XII. und XIII. Jahrhundert fast regelmässig inschriftlich genannt sind. Das älteste Gefäss der ganzen Gattung ist das aus Kloster Orval stammende (wie das eherne Meer Salomo's 1 Kön. 7, 25), von zwölf Rindern getragene, mit biblischen Taufscenen geschmückte runde Becken in der Bartholomäikirche zu Lüttich [1]), nach späterer chronistischer Angabe gegossen 1112 von Lambert Patras aus Dinant. Diesem schliessen sich an, die kupfernen Taufkessel vom J. 1149 aus Thienen im Museum zu Brüssel (mit rohen Reliefs) und im Dom zu Osnabrück (in Form eines auf drei Füssen ruhenden, sich nach unten verjüngenden, mit Flachreliefs unter Arkaden geschmückten Cylinders), verfertigt von Gerardus, vielleicht noch im XII. Jahrhundert. Sodann folgt der durch die sinnige Auswahl der bildlichen Darstellungen, durch sehr gelungene Modellirung und sichere Ausführung im Guss künstlerisch bedeutende Taufkessel im Dom zu Hildesheim [2]): ein von vier knieenden Flussgöttern getragenes, nach unten stark verjüngtes cylindrisches Gefäss mit seinem kegelförmigen Deckel gegen 6 F. hoch und ganz mit biblischen und allegorischen Reliefs bedeckt. Während dieser etwa der Mitte des XIII. Jahrh. angehörige Taufkessel theilweise schon gothisirende Motive zeigt, befolgt das auf vier liegenden Löwen ruhende runde Taufbecken von 1321 im Dome zu Salzburg [3]) noch völlig den romanischen Typus in den sechzehn Bischofsfiguren unter Rundarkaden, mit denen es geschmückt ist. Ausser vorstehend genannten sind noch anzuführen ein Taufkessel in der Stiftskirche zu Berchtesgaden [4]), welcher der frühromanischen Periode zugeschrieben wird: er hat die Form eines grossen Trinkglases und zeigt oben herum unter Rundbogenstellungen die Brustbilder Christi, der Apostel und Johannes des Täufers, unten ausser den Paradiesesflüssen einige andere noch nicht erklärte Gestalten; ferner der spätromanische Taufkessel im Dome zu Bremen [5]), in der Form eines nach unten etwas verjüngten cylindrischen Beckens, welches in zwei Arkadenreihen über einander mit vielen Figuren decorirt ist und von vier auf Löwen sitzenden Männern getragen wird;

---

1) Abbild. bei Didron, Annales archéol. 5, 21 u. 8, 330.

2) Vgl. Organ für christl. Kunst 1862 S. 280—284, nebst Abbild. auf der artist. Beilage zu No. 23. — Kratz, der Dom zu Hildesh. 2, 195 u. Abbild. Taf. 12 Fig. 2. — Schnaase, Kunstgesch. 5, 797.

3) Abbild. in Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates, herausgegeb. von Heider etc. Taf. XXVII zu Bd. 1, 166—170.

4) Vgl. Sighart, die mittelalterl. Kunst in der Erzdiöcese München-Freising S. 211; neuerlich bezeichnet jedoch derselbe Verf. (Gesch. d. bild. Künste in Bayern 1, 121) diese Taufe als Weihwassergefäss.

5) Vgl. Müller, H. A., der Dom zu Bremen S. 31. Nach der motivirten Ansicht des Verf. soll der Fuss bedeutend älter sein als der Kessel.

endlich als eines der edelsten Denkmäler der ganzen Gattung das der Uebergangsperiode angehörige pocalförmige Taufbecken in der Godehardikirche zu Brandenburg [1]), dessen Fuss aus einer schlanken Glocke besteht, als Träger des eine gestürzte niedrige Glocke bildenden Beckens, das mit einem schönen Blätterbande geschmückt und an dem mit Thierköpfen besetzten Rande von den auf Blumenkelchen stehenden vier Evangelisten gestützt ist. — Die übrigen bekannten Taufkessel zeigen deutlich gothische Formen; wir nennen aus dem XIII. Jahrhundert: die Taufen im Dome zu Würzburg [2]), 1279 von Meister Eckart von Worms (mit reichem gothisch constructivem Apparat und acht das Leben Christi darstellenden Reliefs), und in der Kirche des holstein. Dorfes Büsum [3])

Fig. 90. Taufkessel zu Büsum (nach v. Zahn).

an der Nordsee (ohne architektonische Formen, getragen von vier rohen Figuren, mit gutem Relief des thronenden Christus), den Buchstabenformen der Inschrift zufolge noch aus diesem Jahrh., welchem auch der Taufkessel in der Petri-Paulikirche zu Liegnitz zugeschrieben wird. —

1) Abbild. bei Adler a. a. O. Fig. 10. — Die Inschrift um den unteren Saum des Beckens bezieht sich wohl auf die Donatrix und scheint »*Obiit Elisabeth XI. Kal. Septembr.*« gedeutet werden zu können.

2) Abbild. bei Becker und v. Hefner, Kunstwerke etc. Bd. I. Taf. 19; vgl. Niedermayer, Kunstgesch. der Stadt Wirzburg S. 145 ff.

3) Abbild. bei Zahn, A. v., in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 2, 230.

Aus dem XIV. Jahrhundert, meist nur handwerksmässige Arbeiten der Grapengiesser: im Dome zu Mainz [1]) 1328, gegossen von Johannes; in der Marienkirche zu Lübeck 1337, von Hans Apengheter; in der Nicolaikirche zu Kiel [2]) 1340, von demselben; in der Kirche zu Wittenburg 1342, von Meister Wilkinus; in den Marienkirchen zu Colberg 1355 und zu Parchim (von Meister Hermann) 1365; in der Ulrichskirche zu Sangerhausen 1369, von *»erbeit der heyse endner vn. hevne bechere«*; in der Marienkirche zu Frankfurt a. O. 1376 von Meister Arnold (ein ursprünlich auf den Evangelistenzeichen ruhendes Zwölfeck von sechs langen und sechs kurzen Seiten mit pyramidalem, 12 F. hohem Deckel und vielen biblischen Reliefs); in der Nicolaikirche zu Elbing 1387, von Meister Bernhuser (achteckig, auf acht liegenden Löwen ruhend, reich architek-

Fig. 91. Taufkessel zu Angermünde (nach Lösener).

tonisch gebildet, mit Prophetenfiguren rings um den Fuss und biblischen Reliefs am Becken); in der Blasiuskirche zu Münden [3]) 1392, von Meister Nicolaus von Stettin (Träger des mit vielen Heiligenfiguren unter Wimbergen geschmückten Beckens sind vier auf fliegenden Drachen sitzende Männer über vier liegenden Löwen). Nicht datirt, aber dem Stile und den Buchstaben der Inschriften nach aus dem XIV. Jahrh. sind ein Taufkessel aus der Liebfrauenkirche zu Halberstadt im Dome daselbst (cylindrisch, nach unten verjüngt mit Reliefs aus dem Jugendalter Christi), der glocken-

1) Abbild. bei Moller a. a. O. Taf. 13.
2) Abbild. bei Statz und Ungewitter, Goth. Musterbuch Taf. 195 u. 199 Fig. 1—5; vgl. Nitzsch, C. W., das Taufbecken in der Kieler Nicolaik. 1857.
3) Abbild. bei Statz und Ungewitter a. a. O. Taf. 196 u. 199 Fig. 6—9.

förmige, von drei Männern getragene mit rohen Figuren verzierte Taufgrapen in der Marienkirche zu Angermünde [1]) (mit nicht sicher erklärten Inschriften); die Taufbecken in der Magdalenenkirche zu Neustadt-Eberswalde [2]) (pocalförmig), in der Jacobi- und in der Marienkirche zu Prenzlau [3]), in der Nicolai- und in der Petrikirche zu Rostock, in der Kirche zu Siek [4]) in Holstein, von Meister A. Gherardus. — Aus dem XV. Jahrhundert Arbeiten von verschiedenem, aber nicht ausgezeichnetem Werthe: in der Katharinenkirche zu Salzwedel 1421 von Ludolf (nicht Ludwig), Grapengiesser, wohnhaft zu Braunschweig, der sich auch mit seinem Sohne Heinrich an den beiden (einander gleichen) Taufkesseln von 1430 in der Marien- und in der Ulrichskirche zu Halle als Verfertiger nennt; ferner die Taufen in Gettorf [5]) bei Kiel von »*Wlf de Aleveldt van Aneveld*« 1424, in der Petrikirche zu Nordhausen 1429, Marienkirche zu

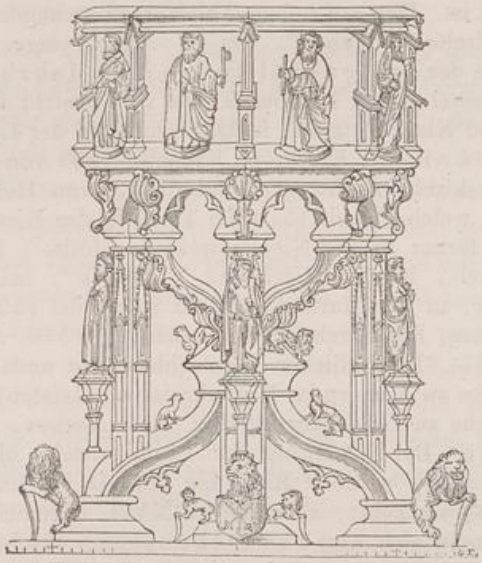


Fig. 92. Taufständer von 1457 zu Wittenberg (nach Schadow).

Berlin 1434, Katharinenkirche zu Brandenburg [6]) 1440 (mit reichem Tabernakeldeckel) von Titrich Molner aus Erfurt, in der Martinikirche zu Braunschweig 1441, Wenzelskirche zu Naumburg a. d. S. 1441, Nicolaikirche zu Osterburg i. d. Altmark 1446 von Meister Volker von Mundt,

1) Vgl. Lösener, Beschreib. . . . . eines Taufsteins in der Marienk. zu Neu-Angermünde in den Märk. Forschungen I., nebst Abbild.

2) Vgl. Bellermann, J. J., Neust.-Eberswalde 1829 S. 140; Minutoli, A. v. Denkm. mittelalterl. Kunst in den Brandenb. Marken S. 29.

3) Vgl. v. Minutoli ebd.

4) Abbild. bei Milde, C. J., die Kirchen der Herzogth. Holstein u. Lauenburg, in den Jahrb. für die Landeskunde von Schleswig etc. Bd. I. Hft. 3.

5) Vgl. Lotz, Kunst-Topographie 1, 239.

6) Abbild. bei Adler a. a. O. S. 20.

in der Kirche zu Segeberg in Holstein 1447 von Ghert Klinghe, in der Aegidienkirche zu Hannover [1]) 1450, im Dome zu Lübeck [2]) 1455 von Laurens Groven, in der Stadtkirche zu Wittenberg [3]) 1457 von Hermann Vischer zu Nürnberg, in der Marienkirche zu Stendal 1464, Jacobikirche zu Lübeck 1466, Reinoldikirche zu Dortmund 1469 von Johann Winnenbrock daselbst, Stiftskirche zu Bützow 1474 (ohne Fuss und Deckel), Katharinenkirche zu Lenzen 1483 von Heinrich Grawere von Braunschweig, Johanneskirche zu Werben [4]) 1489 von Hermann Bonstede, in der Nicolaikirche zu Spandau 1498. Ausserdem undatirt die Taufkessel in der Elisabethkirche zu Breslau, in der Heil. Kreuzkirche zu Hannover [5]), in der Marktkirche daselbst und im Dom zu Münster. — In Böhmen kommen mehrfach zinnerne Taufkessel vor, unter welchen der von 1414 in der Teynkirche zu Prag für den ältesten gilt, indem die angebliche Datirung der Taufe in der Dechanteikirche zu Benatek von 1289 sehr zweifelhaft ist. Den auf hohen Thierfüssen stehenden Taufgrapen in der Dechanteikirche zu Tabor [6]) von 14.. goss »*mgr. smon*« (Meister Simon). — Aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts befinden sich Taufkessel in der Lambertikirche zu Koesfeld 1504 von Reinolt Widenbrock und Klaes Potgeiter in Dortmund, in der Lambertikirche zu Hildesheim 1504, in der Kirche zu Kröpelin 1508 von Andreas Riwen, in der Stephanskirche zu Tangermünde 1508 von Heinrich Mente zu Braunschweig, welcher auch 1510 die Taufe in der Kirche zu Nordheim gegossen hat; ferner in der Nicolaikirche zu Mölln [7]) 1509 (mit kegelförmigem Deckel), in der Kirche zu Flintbeck [8]) bei Kiel 1515 von Meister Reumer, in der Marienkirche zu Salzwedel 1520 von Hans von Köln zu Nürnberg, Petrikirche zu Braunschweig 1530, Andreaskirche zu Hildesheim 1547. Im südlichen Deutschland die undatirten Taufen in der Martinskirche zu Amberg im Regenkreis von Meister Paul in Amberg; in der Stiftskirche zu Heinsberg im Reg.-Bez. Aachen.

Anmerkung. Bei Ertheilung der Taufe mittelst blosser Benetzung (*adspersio*) des Kopfes, welcher Ritus hie und da bereits im XV. Jahrh. vorgekommen zu sein scheint, aber erst im XVII. allgemein geworden sein dürfte, bediente man sich der Taufschüsseln, welche auf den Taufstein etc. gesetzt wurden, und deren sich in den Kirchen weit und breit viele vorfinden, die aus Messing getrieben sind, vermuthlich von Beckenschlägern in Nürnberg, Augsburg, Braunschweig etc. fabrikmässig gefertigt und durch den Handel bis in ausserdeutsche Länder verbreitet wurden. Sie kommen in runder und ovaler Form in verschiedenen Grössen vor; die kleinsten oft nur mit einer Granatäpfelverzierung in der Mitte, die grösseren

---

1) Abbild. bei Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgesch. Abth. I. Taf. 9. 10.
2) Abbild. bei Statz u. Ungewitter a. a. O. Taf. 197 u. 199 Fig. 10. 11.
3) Abbild. bei Schadow, Wittenbergs Denkmäler Taf. A.
4) Vgl. Sotzmann, in den Märk. Forschungen 2, 30; nebst Abbild. der Inschr.
5) Abbild. bei Mithoff a. a. O. Taf. 8. 10.
6) Abbild. in Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1856. 1, 210.
7) Abbild. in Jahrb. für die Landeskunde von Schleswig etc. I. Fig. 1 a u. b.
8) Vgl. Lotz a. a. O. S. 208.

mit einem Relief aus der biblischen Geschichte oder Legende: der Sündenfall, ein im Wasser stehender Hirsch (nach Ps. 42, 1), die Verkündigung, der Kampf des heil. Georg mit dem Drachen etc.; alle aber mit Inschriften auf dem Rande, deren Deutung viel zu schaffen gemacht hat. [1]) — Bei dem Uebergiessungsritus bediente sich der Täufer statt der Hand anscheinend schon frühzeitig auch eines geeigneten Giessgefässes, in Uebereinstimmung mit den Beschlüssen der Synode zu Lüttich vom J. 1287 c. 2: »*Sacerdos super verticem pueri ter infundat aquam cum pelvi, vel alio mundo vase et honesto, tenens puerum nihilominus una manu discrete*« und der Synode zu Cambray von 1300: »*Baptizans . . . . . infundat aquam cum bachino, vel alio mundo vase et honesto.*« [2]) Im National-Museum zu München befindet sich ein höchst eigenthümliches Gefäss dieser Art: es ist der obere Theil eines ursprünglichen Jagdhornes aus Elfenbein mit einem oberen und unteren Metallrande, deren eingegrabene Inschriften die Bestimmung für die Taufhandlung beweisen. [3])

50. Die erste Orgel [4]) (*organon*) kam um die Mitte des VIII. Jahrhunderts ins Frankenreich, und zwar als ein Geschenk von Byzanz aus an Pipin, der sie in Compiegne aufstellte. [5]) Eine andere bauten die Künstler Karls des Grossen, die es den Griechen abgesehen hatten, für das Münster zu Aachen [6]), wo sie zuerst in kirchlichem Gebrauche erscheint und bei aller Unvollkommenheit dennoch so grossen Beifall fand, dass vom X. Jahrhundert ab in den bischöflichen Kathedralen und in manchen Klosterkirchen in und ausser Deutschland Orgeln gebräuchlich wurden. Im Allgemeinen war die Verbreitung derselben zwar nur eine langsame; dennoch befanden sich seit dem Ende des XIII. Jahrhunderts, und nachdem die Kunst des Orgelbaues wesentlich fortgeschritten war, in grösseren Kirchen gewöhnlich zwei Orgeln, eine grössere, welche auf einer Empore am westlichen Ende des Mittelschiffes, und eine kleinere, welche auf dem Lettner (S. 39) ihre Stelle erhielt. — In ihrer seit dem XV. Jahrhundert vervollkommneten Einrichtung gilt die Orgel für eine Erfindung der Deutschen.

---

1) Vgl. unten Abschnitt III. A. b. Inschriften auf Taufbecken.

2) Vgl. Augusti, Denkwürdigkeiten 7, 234 f.

3) Vgl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1861. 6, 113.

4) Vgl. Chrysander, W. C. Just., Histor. Nachricht von Kirchenorgeln. Rinteln 1755. — Antony, F. Jos., Geschichtl. Darstellung der Entsteh. u. Vervollkomm. der Orgel. Münster 1832. — Rettberg, R. v., zur Gesch. der Musikinstrumente, im Anzeiger des german. Museums 1860 in No. 5—9 (Notizen über die Orgel: Sp. 160. 205. 240. 242. 282 u. 319). — Organ für christl. Kunst 1861 No. 20 S. 229 f. — Vgl. auch Coussemaker, E. de, Histoire des instruments de musique au moyen-âge. Paris 1859, besonders abgedruckt aus den Annales archéol. Vol. III sqq.

5) Einhardi Annal. ad a. 757. 1, 10 bei Pertz, M. G., 1, 141; vgl. Rettberg, F., Kirchengeschichte Deutschlands 2, 778.

6) Ermold Nigell. III. 639 bei Pertz 2, 513; vgl. Rettberg a. a. O.

In Byzanz bediente man sich der Orgel bei öffentlichen Lustbarkeiten: die erste Einführung derselben in die Kirche geschah zu Aachen, und der Mönch von St. Gallen (2, 7. p. 751) beschreibt ihren Bau aus Bälgen von Rindsleder und ehernen Pfeifen und vergleicht ihren Ton an Stärke dem Donner, an Lieblichkeit der Lyra oder Cymbel; dennoch war ihre Einrichtung noch 200 Jahr später eine unglaublich mangelhafte, und die Wirkung kann keine besonders angenehme oder würdige gewesen sein, so sehr dieselbe auch das Erstaunen der Zeitgenossen erregte. Unter den Miniaturen eines Psalteriums aus der Zeit der sächsischen Kaiser in der Königl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart (Ms. bibl. in 4. n. 23) befindet sich zu Ps. 150 die Abbildung einer Orgel [1]: es ist ein einfaches Holzgestell, auf dem die Windlade steht, und über dieser eine von zwei Querhölzern gehaltene Reihe dicht gestellter und gleich grosser Pfeifen, deren Labien angegeben sind; vor der Windlade befindet sich anscheinend die Claviatur, die aus neun in zwei Abtheilungen (links drei, rechts sechs) getheilten Tasten besteht. Der Blasebalg, aus welchem drei Windleitungen in die Orgel gehen, ist ein seitwärts auf dem Fussboden liegender Schlauch, den drei Männer niedertreten, deren einer ihn mit einer Handhabe wieder aufzieht. — Auf einer Miniatur in dem Psalter Edwins in

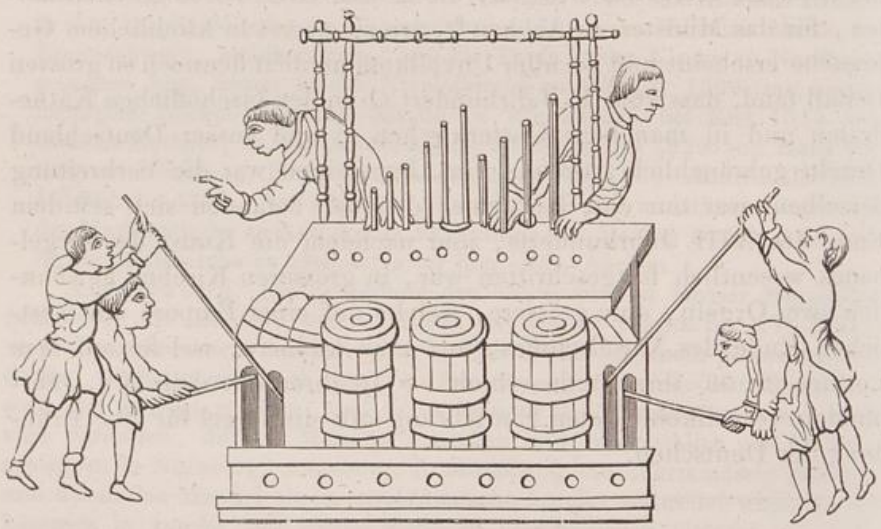


Fig. 93. Orgel aus dem Psalter Edwin's zu Cambridge, 12tes Jahrhundert (nach Coussemaker).

der Bibliothek zu Cambridge aus dem XII. Jahrh. erscheint die Orgel [2] als eine Art Tisch, aus dem in zwei Registern zehn Pfeifen (sechs einfache und vier doppelte) von symmetrisch wachsender Länge hervorragen. Zwei Mönche als Organisten, jeder ein Register dirigirend, stehen hinter

1) Abbild. bei Hefner-Alteneck, J. v., Trachten des christl. M. A. Abth. I. Taf. 53.

2) Abbild. bei Coussemaker, in den Annales archéol. 4, 31.

dem Tische und ertheilen ihre Weisungen an die zu beiden Seiten paarweise aufgestellten vier Calcanten, welche angestrengt beschäftigt sind, die vor dem Tische in einem besonderen Kasten befindlichen Blasebälge mit langen Stangen aufzuziehen und niederzudrücken. Vor dem Gehäuse der Bälge sieht man drei starke, wohl verwahrte Cylinder: offenbar Behälter zur Ansammlung des Windes behufs gleichmässiger Vertheilung desselben in den Pfeifen. — Bei weitem unvollkommener in der Windzuführung als dieses englische Orgelwerk erscheint die in der (aus Kloster Scheyern stammenden) *Mater verborum* aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrh. auf der Hofbibliothek zu München (cod. Schir. 3, pict. 7 c) abgebildete Orgel: ein hoch-viereckiger Kasten, aus welchem vorn lange Züge hervor-, oben mehrere Pfeifen emporstehen, und wobei hinten ein Gehilfe an ein kleines Loch des Kastens einen genau mit der Spitze hineinpassenden Blasbalg einsetzt. [1] — Gegen Ende des XIII. Jahrh. führt der jüngere Titurel in der Beschreibung des prachtvollen Gralstempels bereits zwei Orgeln an, eine kleinere im Chore [2], eine grössere [3] hoch über dem Westportale: erstere zum Intoniren des Priestergesanges, letztere zur Verherrlichung feierlicher Hochämter. Der Dichter vergleicht die Orgel einem Baume aus rothem Golde mit vielen belaubten Zweigen, die Pfeifen mit Vögeln, die in den Zweigen sassen und durch den von Bälgen künstlich hineingeleiteten Wind mit süsser Stimme sangen, hoch und niedrig, wie es der Meister nach Anleitung der verschiedenen Schlüssel bestimmte. Zu den Seiten der Orgel standen vier auf goldenen Hörnern blasende, an das jüngste Gericht mahnende Engel. Die Bälge waren draussen angebracht und wurden von Windmühlen getrieben. [4]

Die ältesten Orgelmacher waren Geistliche: im J. 826 meldete sich bei Ludwig dem Frommen ein Priester aus Venedig, Namens Georg, welcher verspricht eine Orgel nach griechischer Art zu bauen und freundlichst empfangen wird, da er etwas biete, was zuvor im fränkischen Reiche nicht im Gebrauch gewesen wäre. [5] Dagegen erbat sich etwa funfzig Jahr später Papst Johann VIII. bereits einen deutschen Orgelbauer aus Freising. [6] — Nach der unverbürgten Angabe eines Schriftstellers aus dem XVII. Jahrh. [7] sollen sich bereits im XI. Jahrh. in Erfurt, Magdeburg und Halberstadt Orgeln befunden haben, von denen er noch Ueberreste mit Inschriften gesehen haben will. Sicher ist, dass noch um das Jahr 1700 eine sehr alte Orgel im Halberstädter Dome vorhanden war: bei einer Breite von etwa drei Fuss hatte sie nur wenige sehr grosse bleierne Pfeifen und neun Tasten von Handbreite, die man nur mit der Faust oder dem Elnbogen niederdrücken konnte. Sie hatte viele kleine

1) Vgl. Rettberg, R. v., a. a. O. Sp. 205.
2) Str. 81. 82, in den Abhandl. der philosoph.-philolog. Klasse der Bayerischen Akad. der Wissensch. Bd. 1. 1835 S. 372.
3) Str. 96—102, ebd. S. 380.
4) Str. 102: »*Windmül von aussen ferne mit bälgen da den bradem gebten.*«
5) Anon. vita Hludow. imp. 40 u. Einhardi Annal. ad a. 826 bei Pertz 1, 215; Rettberg, R. v., a. a. O. Sp. 161.
6) Kreuser, Kirchenbau 1, 152.
7) Praetorius († 1621), Synteigma music. 2, 3.

Blasbälge, und es waren an derselben drei singende Mönche abgemalt. [1]) — Im Münster zu Freising ging die alte Orgel 1159 durch Feuer zu Grunde. — Gleiches Schicksal hatte im J. 1200 die Orgel in der Klosterkirche auf dem Petersberge bei Halle a. d. S.: bis 1207 vollendete der Kellermeister Tidericus eine neue. — Während in Cöln schon 1250 der Laie Johannes als »*factor organorum*« vorkommt [2]), wird der Dominicaner Ulrich Engelbrecht, ein Schüler des Albertus Magnus, um 1260 als Verfertiger der ersten Orgel für das Strassburger Münster genannt; wie denn bis zum Ausgange des M. A. sich einzelne Mönche mit dem Orgelbau beschäftigten. — In Nördlingen soll es schon im XIII. Jahrh. einen besoldeten Organisten gegeben haben. — Im J. 1312 erbaut ein Deutscher eine Orgel in Venedig, und bei der Oberkirche zu Frankfurt a. O. hat sich vom J. 1330 eine Instruction für den Organisten erhalten: »*wy eyn orgeniste syn ding halden sal.*« Darin heisst es, wer der Orgel vorsteht, der soll zu den Zeiten, wo man auf den Orgeln singen soll, in den Chor zu dem Schulmeister gehen und ihn um einen Treter bitten, zugleich sich mit ihm besprechen, was man singen solle, damit Chor und Orgel übereinstimmen, und nicht eine Confusion entstehe. [3]) — Im J. 1388 wird die Orgel in der Martinikirche zu Braunschweig erwähnt. — Um 1400 lebt der Orgelmeister Jörg zu Wien, welcher die grosse Orgel zu St. Stephan daselbst und auch viele andere in dem ganzen Lande zu Oesterreich machte und verbesserte. [4]) — Im Laufe des XV. Jahrh. vervollkommnete sich der Orgelbau wesentlich. Auf dem Genter Altare der Gebrüder van Eyck von 1432 im Museum zu Berlin ist die heil. Caecilie vor einem grossen tragbaren Positive dargestellt, dessen im Prospect stehende Metallpfeifen völlig den noch jetzt üblichen gleichen; auch hat dieses Werk bereits eine chromatisch geordnete Claviatur und anscheinend zwei Registerzüge; die Art und Weise, wie die Heilige die Tasten niederdrückt, setzt eine schwere Spielart voraus. — Ein wichtiger Fortschritt war die Erfindung des Pedals, welche dem Heinrich Drassdorf (Traxdorf) zu Nürnberg 1444, oder einem Deutschen, Namens Bernhard, in Venedig um 1470, oder endlich erst dem Joachim Strunck, Organisten der Petrikirche zu Braunschweig, 1589 zugeschrieben wird. — Die noch in der Renaissance übliche Disposition der im Prospect stehenden Pfeifen erscheint schon mindestens seit der Mitte des XV. Jahrh. gewöhnlich: der Orgelmacher Meister Stephan Kaschendorf baut 1460 die Orgel in der Elisabethkirche zu Breslau, »*mit zweien Ausladungen und Türmen*«. [5]) Namen von Orgelbauern sind besonders seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrh. vielfach auf uns gekommen; dem geistlichen Stande gehörten an: der Priester Michael Gerlach von Lipss (Leipzig?), welcher mit Hilfe von Peter

1) Zeiler, Topogr. Sax. inf. S. 119.
2) Fahne, Ant., Diplomat. Beiträge zur Gesch. der Baumeister des Cölner Domes S. 38.
3) Spieker, Ch. W., Beschreib. u. Gesch. der Marien- oder Oberkirche zu Frankfurt a. O. S. 30. — Abbild. von Orgeln aus dem XIV. Jahrh. in Wagner, Trachtenbuch des M. A. Hft. 5 Bl. 7 Fig. 10 u. 12.
4) Vgl. Schneegans, L., im Anzeiger des german. Museums 1857 Sp. 177 ff.
5) Schmeidler, die evangel. Haupt- u. Pfarrk. zu St. Elisabet S. 91.

Generis (oder Gereis) von St. Pölten in Oesterreich 1433 die Orgel im Münster zu Strassburg neu erbaute [1]; der Mönch Johannes erhielt 1507 für die kleine neue Orgel in der Oberkirche zu Frankfurt a. O. 26 Fl. und im folgenden Jahre wiederum eine Zahlung für das Stimmen dieses Positivs [2]; Jakob Kunigsschwerd, Frater des Klosters Zwetl, erneuerte 1544 die Orgel bei der untern Sacristei in St. Stephan zu Wien, und war

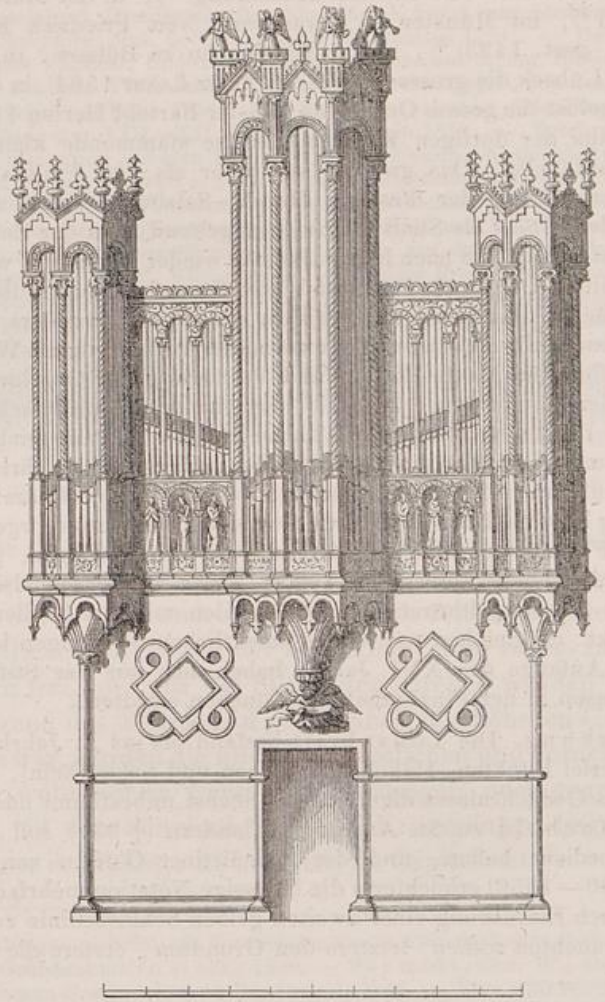


Fig. 94. Orgel im Uebergangsstil, nach einem Entwurfe von v. Quast für den Lettner des Doms in Naumburg.

ein so berühmter Künstler, dass ihn König Ferdinand nach Prag berief, um dort eine neue Orgel zu verfertigen. [3] — Um 1500 galten die Orgeln

1) Schneegans a. a. O. Sp. 178. 2) Spieker a. a. O. S. 31.
3) Tschischka, Fz., die Metropolitank. zu St. Stephan in Wien. 2. Ausg. S. 108.

in der Barfüsserkirche zu Nürnberg (von Konrad Rotenburg um 1495) und in der Capitelskirche zu Bamberg als die besten, und die Orgel im Dome zu Braunschweig (von Heinrich Kranz 1499) für die grösste in Deutschland.

Erhalten haben sich nur wenige mittelalterliche Orgeln, und diese gehören dem Ende des XV. und dem XVI. Jahrh. an: in der Karmeliterkirche zu Kiederich (die mittlere Ausladung) [1], in der Marienkirche zu Dortmund [2], im Münster zu Strassburg (von Friedrich Krebser von Anspach, gest. 1493) [3], in der Stiftskirche zu Bützow, in der Jacobikirche zu Lübeck die grosse Orgel (von Peter Lasur 1504), in der Marienkirche daselbst die grosse Orgel (von Meister Bartold Hering 1516—18) [4] und die aus der dortigen Katharinenkirche stammende kleine über der Todtentanzkapelle. Das grosse, aus mehr als 200 Pfeifen bestehende Orgelwalzwerk auf der Festung Hohen-Salzburg (unter dem Namen »*Horn*« oder »*Stier*« als Stadtwahrzeichen geltend) aus der Zeit von 1495—1519 ist im J. 1858 nach langem Verfall wieder hergestellt worden. [5] — Die genannten Orgeln in Dortmund und Strassburg haben ihre Stelle an der (nördlichen) Langseite des Schiffes: eine öfter, besonders in Preussen vorkommende Abweichung von der normalen Aufstellung am Westende. — Die künstlerische Ausgestaltung und Verzierung der Orgelgehäuse folgt dem in der Architektur der Zeit herrschenden Geschmack: das van Eyck'sche Positiv ist am unteren Theile des Kastens mit reichem Maasswerk schön geschmückt; die Orgel in Kiederich zeigt an ihren Thürmen den Zinnenkranz; die in Dortmund hat vegetabilischen Charakter; die in Strassburg lässt die Horizontallinie überwiegen; die grosse Orgel in Lübeck (über 72 F. rhl. hoch und halb so breit) ist ein mächtiger, pflanzenhaft behandelter Tabernakelbau mit einer Figur der Himmelskönigin im Wipfel. — Die Orgelthüren wurden zuweilen mit werthvollen Malereien geschmückt: dergleichen mit neutestamentlichen Vorgängen bemalte Tafeln vom Anfange des XVI. Jahrh. haben sich aus der Stiftskirche zu Wettenhausen in der Pinakothek zu München erhalten.

Anmerkung. Die Tonschrift bestand bis ins X. Jahrh. aus Neumen (mancherlei Punkten, Häkchen, Strichen und Schnörkeln), die nur zur Nachhilfe des Gedächtnisses dienten und höchst unbestimmt und vieldeutig waren. [6] Hucbald zu St. Amand in Flandern († 930) soll sich zuerst der Linien bedient haben, und der Benedictiner Guido von Arezzo in Toscana (1000—1050) erleichterte die bisherige Notation mehrfach, namentlich auch durch Einführung einer zweiten gelben Schlüssellinie zu der schon vor ihm gebrauchten rothen: letztere den Grundton, erstere die Quinte be-

1) Abbild. von v. Quast in der Zeitschr. für Bauwesen 1853 Bl. 9 Fig. 2.
2) Abbild. ebd. Fig. 3.
3) Abbild. bei Gailhabaud, Denkm. Lief. CXXXI. — Schmidt, Ch. W., der Aufriss zu der Orgel des Münsters zu Strassburg.
4) Abbild. bei Förster, E., Denkm. Baukunst Bd. VI. Taf. zu S. 31.
5) Vgl. Jahrbuch der k. k. Central-Commission etc. 3, XVII; Anzeiger des german. Museums 1858 Sp. 288.
6) Hucbald Elnon. (bei Gerbert, SS. 1, 117): »*Incerto enim semper videntem ducunt vestigio.*«

zeichnend. Die vermuthlich von einem Laien ausgegangene eigentliche Notenschrift (Zirkel, Vierecke und Punkte auf einem Liniensysteme) blieb zuerst von der Kirche ganz unbeachtet, indem für den kirchlichen Gesang im XII. Jahrhundert noch lange die Neumen beibehalten wurden. — Auf Pergament geschriebene Chorbücher, namentlich des späteren M. A., kommen noch häufig vor und sind oft mit Miniaturen geschmückt.

Mittelalterl. Quellenschriften über Musik findet man gesammelt bei Gerbert, Scriptores eccl. de musica sacra (St. Blasien 1784). — Der älteste und wichtigste musikal. Codex ist das Antiphonarium in der Bibliothek zu St. Gallen aus dem VIII. Jahrh. (in Facsimile herausgegeb. von dem Jesuiten L. Lambillotte. Paris 1851); vgl. Schubiger, Ans., die Sängerschule von St. Gallen vom VIII—XII. Jahrh. Einsiedeln 1858. — Belehrend über die Möglichkeit einer sicheren Entzifferung der Neumen u. mittelalterl. Noten ist die von Lambillotte a. a. O. gegebene Zusammenstellung eines und desselben Gesanges (des Graduale der dritten Weihnachtsmesse: Viderunt omnes fines terrae etc.) in Tonschrift des VIII—XIV und XVII. Jahrhunderts aus Antiphonarien der betreffenden Zeit (abgedr. auf der Musikbeilage zu No. 10 des Organs für christl. Kunst 1855). — Andere Proben von Musikschrift aus verschiedenen Jahrhunderten bei Gerbert, de cantu et musica sacra 2, 61 sqq.; in Walther, J. L., Lexicon dipl. 2 zugleich mit Auflösung in moderne Notenschrift; auch bei Anthes, F. C., die Tonkunst im evangel. Cultus 1846. Beil. 1—3. — T. O. Weigel in Leipzig besitzt eine Sammlung von Facsimiles spätmittelalterlicher Musikschriftproben (von Varges aus Nordhausen), zum Theil mit Miniaturen. — Ueber die alten musikal. Bezeichnungen: Revue archéol. 1850. 12. livr. — Ueber Gesch. der mittelalterl. Musik: Neumaier, J., Gesch. der christl. Kunst, der Poesie, Tonkunst etc. 1856. Bd. 1 (Abth. 2); vgl. auch Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche S. 164—223.

51. Die Sitte, Verstorbene, besonders geistlichen und adeligen Standes, in den Kirchen und deren Nebenräumen zu begraben und die Stätten mit Grabdenkmälern [1]) zu bezeichnen, geht durch das ganze christliche Mittelalter; der hohe Chor blieb indess in der Regel von Gräbern frei, und nur die Stifter der Kirchen wurden hier beigesetzt. Während das Mittelschiff gewöhnlich der höheren Geistlichkeit vorbehalten war, wurden die niederen Geistlichen und vornehme Laien, diese meist wohl nur in Folge von Stiftungen oder gegen sonstige Bezahlung, in den Seitenschiffen und Kreuzgängen begraben; die Würdenträger der Klöster nicht selten im Capitelsaal. [2]) — Die Grab-

1) Sammlungen mittelalterl. Grabdenkmäler in künstlerischen Abbild.: Dorst, J. G. Leon., Grabdenkmäler. (1842.) 1846. — Schmidt, Chr. W., Grabdenkmäler des Hauses Nassau-Saarbrücken zu St. Arnual. 1846. — Eine sehr reichhaltige chronolog. Uebersicht von Grabmälern im Conversat.-Lex. für bild. Kunst. VII. S. 364—440 und die betr. Literatur ebend. S. 440 ff.

2) Die »*Consuetudines*« der bischöflichen Kirche zu Merseburg aus der Zeit um 1323 besagen: »*Nullus nisi episcopus aut prepositus in navi Ecclesie, Canonicus in lateribus in ecclesia, et vicarius et alia membra in ambitu, layci foris sanctum michaelem, nisi essent insignes, in ambitu* (d. h. in dem sog. kleinen Kreuzgange bei der Michaeliskapelle) *sepelientur et non in ecclesia.*« Vgl. N. Mittheil. des Thüring.-Sächs. Vereins 2, 232. — Anderwärts galten andere Gebräuche: so befinden sich z. B. die Gräber der Bischöfe von Freising fast alle in den Seitenschiffen.

denkmäler sind der Form nach entweder liegende oder stehende; letztere gehören, mit einigen Ausnahmen aus dem früheren Mittelalter, erst späteren Zeiten an.

Ursprünglich war das Begraben von Todten in den Kirchen zwar strenge verboten, und diese sollten ausser den Heiligenleibern und den Reliquien in den Altären keine sterblichen Ueberreste umschliessen: indess selbst wiederholte Verbote drangen nicht durch gegen die allgemeine Sehnsucht der Gläubigen, dem Leibe in Erwartung der künftigen Auferstehung eine Ruhestätte innerhalb der geweihten Mauern des Gotteshauses zu bereiten. Auch musste man es gerechtfertigt finden, für hochverdiente Kirchen- und Klostervorstände, wie auch für besonders ausgezeichnete Wohlthäter der Kirchen einen Grabraum in denselben zuzulassen, wodurch allmählich das ursprüngliche Verbot in Vergessenheit gerieth, und das Begraben der Todten in den Kirchen zur Sitte wurde. [1] Am längsten wurde noch von den Cisterziensern das Gesetz aufrecht erhalten, dass in ihren Klöstern Frauen, sei es lebend oder todt, nicht eingelassen werden durften, und ein Abt dieses Ordens, der das Begräbniss einer Frau in seiner Kirche erlaubt hatte, wurde von dem General-Capitel im J. 1193 hart bestraft. [2] Die Bestattung von Königen, Königinnen und Bischöfen war dagegen überall in den Kirchen gestattet, und den Stiftern derselben gestand man selbst ein Grab in der Mitte des hohen Chores zu. Bischöfe wurden regelmässig in ihren Kathedralen begraben; es sei denn, dass sie eine andere Kirche gestiftet hatten, in welcher sie denn auch ihr Grab bestimmten. So z. B. wurde Erzbischof Bruno von Cöln im J. 965 in der von ihm erbauten Kirche St. Pantaleon begraben, Bischof Werner von Merseburg in der Kirche des von ihm gestifteten dortigen Petriklosters 1093 und Erzbischof Werner von Magdeburg 1078 in der von ihm erneuerten Marienkirche daselbst. Letztere wurde auch die Ruhestätte seines Nachfolgers Heinrich 1107, weil dieser wahrscheinlich den Bau weiter geführt hatte. Mit derselben Kirche, die er abermals erneuerte, verband Erzbischof Norbert ein Prämonstratenserkloster, galt deshalb als neuer Stifter der Kirche und wählte auch sein Grab in ihr. — Aehnlich verhielt es sich auch mit den Stiftern und Wohlthätern von Messaltären, welche häufig vor denselben begraben wurden, z. B. der Merseburger Bischof Heinrich von Stolberg 1366 vor dem von ihm in der Kathedrale gegründeten Altare des heil. Kilian, sein Nachfolger Friedrich von Hoym (gest. 1382 als Erzb. von Magdeburg in Merseburg) vor dem von ihm im Dome gegründeten Altare der heil. Barbara etc. — Im Capitelsaal am Dome zu Magdeburg befindet sich das Grab eines Dechanten aus dem XIV. Jahrhundert, und nach den Statuten der Cisterzienser konnten die Aebte, wenn sie es wünschten, im Capitelsaale bestattet werden; im Capitelsaale des Cisterzienserklosters Maulbronn waren nicht bloss mehrere Aebte begraben, sondern ausser einigen auswärtigen Stiftsherren selbst zwei

1) Vgl. Mittheil. der k. k. Central-Commission etc. 1856. 1, 57.
2) Vgl. Feil, in den Mittelalterl. Kunstdenkm. des Oesterreichischen Kaiserstaates 1, 9.

»*sorores*« (1276) und eine Bürgerin von Speier (1345).[1] Im Capitelsaale des Klosters Bebenhausen liegen mehrere Glieder des Geschlechts der Pfalzgrafen von Tübingen aus dem XIII. und XIV. Jahrh. mit Frauen und Kindern begraben[2], und der Capitelsaal galt hier als die ehrenvollste Begräbnisstätte. Vgl. oben S. 80. — Nach einer Festsetzung des Kirchenpatrons von 1513 mussten für ein Begräbniss im Münster zu Freiburg i. B. 20 rhein. Gulden zum Kirchenbau »*umb Gottes Willen*« entrichtet werden, und zwar mit Rücksicht darauf, dass Papst Leo X. das Begraben der Todten in und bei den Kirchen der Stadt wegen der häufigen Pestläufte verboten und die Errichtung eines neuen Gottesackers ausserhalb der Stadt befohlen hatte.[3]

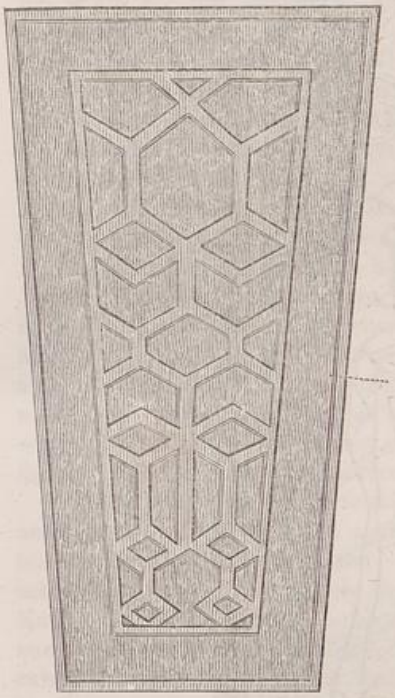


Fig. 95. Grabstein in St. Maria auf dem Capitol in Cöln (nach de Caumont).

Liegende Grabdenkmäler: Leichensteine, als einfache Bedeckung des Grabes. Die Form derselben war in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten verschieden; insbesondere gilt dies von dem Verhältniss der Länge zur Breite, welches z. B. im Magdeburgischen in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. wie 5 : 2 ist, um 1400 dagegen oft wie 5 : 4. Ueberhaupt sind wohl überall die älteren Grabsteine auffallend schmal.[4] Während sonst das Rechteck die gewöhnliche Form ist, kommt zu Cöln in St. Maria auf dem Capitol (unter der Orgel) eine ganze Reihe von Grabsteinen aus rothem Sandstein vor (ein ähnlicher auch in St. Pantaleon), die zu Häupten etwa um $\frac{1}{6}$ breiter sind als zu den Füssen, und das Verhältniss der unteren Breite zu der etwa 7 F. betragenden Länge ist wie 1 : 3. Höchst eigenthümlich ist die Verzierung derselben mit einem flach erhobenen Stabwerk, welches sich theils kreuzförmig durchschneidet, theils durch Rundungen eine grössere Abwechslung hervorbringt; auf einzelnen finden sich Kreuzstäbe, auch, wie es scheint, Bischofstäbe angedeutet, und einige sind im Spätmittelalter nochmals benutzt worden und dem entsprechend mit Inschriften etc. versehen. Data über das

1) Vgl. Klunzinger, C., Artist. Beschreib. der Abtei Maulbronn. 3. Aufl. S. 38 ff.

2) Pfalzgraf Rudolf († 1219) war Stifter dieses Klosters; vgl. Klunzinger, Artist. Beschreib. der Abtei Bebenhausen S. 24.

3) (Schreiber) Denkm. deutscher Baukunst am Oberrhein, Beil. zum 2. Textheft S. 22.

4) Wiggert in den N. Mittheil. des Thüring.-Sächs. Vereins VI. 2, 29.

eigentliche Alter dieser Steine fehlen ganz; die Annahme ihres Ursprungs aus fränkischer Zeit hat das Vorkommen eines den Cölnischen völlig verwandten, mit drei Krummstäben bezeichneten Grabsteines im Dome zu Bremen durchaus gegen sich, was vielmehr frühestens auf das XI. Jahrh.

Fig. 96. Leichenstein von 1125 zu St. Moritz in Naumburg (nach Lepsius).

zu deuten scheint. [1]) Auch die mit einer auf Erzbischof Adalbert [2]) († 980) bezogenen Relieffigur geschmückte Grabplatte in Bronzeguss im Dome zu Magdeburg ist am oberen Ende breiter als unten. — Sehr selten, und dann jedenfalls älterer Zeit angehörig, sind wohl solche Leichen-

1) Abbild. der Cölner Grabsteine bei Kugler, Kl. Schriften 2, 252 und bei de Caumont, Abécédaire 4. éd. 1, 274. Der Bremer Stein ist abgeb. bei Müller, H. A., der Dom zu Bremen S. 32.

2) Abbild. bei Rosenthal, der Dom zu Magdeb. Lief. V. Taf. VI. 3.

steine, die den römischen entsprechend an der oberen Schmalseite giebelartig zusammenlaufen, wie der Grabstein des Bischofs Richwinus von Naumburg († 1125) zu St. Moritz daselbst. [1]) — Während in Bronze gegossene Grabplatten bereits früher vorkommen (z. B. im Dome zu Merseburg mit der Relieffigur des Gegenkaisers Rudolf von Schwaben, gest. 1080), werden seit dem XIII. Jahrh., besonders in Norddeutschland, Metallgrabplatten (Messing, Bronze) häufig, die aus mehreren Tafeln zusammengesetzt zu sein pflegen und mit geschnittenen oder gravirten Darstellungen versehen sind: die älteste bis jetzt bekannte Platte (von $6\frac{1}{3} \times 2\frac{1}{3}$ F.) mit gravirter Zeichnung des Verstorbenen (Bischofs Yso von Verden, gest. 1231) befindet sich in der von demselben gegründeten Andreaskirche daselbst. [2]) — Die ältesten Grabsteine mit dem Bilde des Verstorbenen zeigen dieses ebenfalls nur in vertieften Umrissen, die zuweilen mit schwarzem oder rothem Kitt ausgefüllt sind: Reliefbilder wurden Anfangs vermieden, um den Fussboden nicht uneben zu machen [3]); sie gehören erst späterer Zeit an, wenn auch einzelne bereits im XIII. Jahrh. vorkommen, z. B. der Grabstein eines Ritters, dem Wappen nach eines Herrn v. Hahn, im kleinen Kreuzgang am Dome zu Merseburg. [4]) — Eine eigenthümliche Gattung bilden mehrere Grabplatten aus dem XIV. Jahrh. in der Klosterkirche zu Doberan, welche, im Anschluss an das in Norddeutschland vorherrschende Backsteinmaterial, aus einer Mosaik kleiner Ziegelplättchen (4—500 zu einem Leichensteine von c. $6\frac{3}{4} \times 3\frac{1}{4}$ F.) zusammengesetzt sind, die in quadratischer Form gebildet ein Schachmuster von abwechselnd rother und dunkler Farbe darstellen, und theilweise, wie die zur Beplattung der Fussböden (s. oben S. 72) dienenden figurirten Ziegel, mit Thierbildern oder Ornamentmustern versehen sind. [5])

Tumben: aufgemauerte mit einer Stein- oder Metallplatte bedeckte, auch ganz aus Metallplatten zusammengestellte, über den Fussboden erhobene Gräber oder Grabmäler. — Die älteren sind nur niedrig und umschliessen zuweilen wirklich den Leichnam. Dahin gehört das Grab Kaiser Otto's des Grossen in der Mitte des hohen Chores in dem von ihm zuerst gestifteten Dom zu Magdeburg: unter einer schlichten Marmorplatte ruhen die Gebeine über der Erde innerhalb eines aus Mörtelguss bestehenden, an manchen Stellen nur einen Zoll dicken Kastens, in einer nicht ganz so grossen, roh aus starken Brettern gearbeiteten Holzkiste. [6]) — Die mit der bereits erwähnten Gussplatte bedeckte ebenfalls ganz niedrige Tumba Rudolfs von Schwaben in der Vierung des Doms von Merseburg ist massiver Stein, an den Seiten mit schlichter Täfelung gegliedert. —

1) Abbild. bei Lepsius, C. P., Gesch. des Moritzkl. zu Naumburg Taf. III. 1. zu S. 122.

2) Abbild. im Correspondenzbl. des Gesammtvereins etc. 1853. 1, 19.

3) Das Generalcapitel der Cisterzienser von 1194 verordnete wegen der Grabsteine: »*Coaequentur terrae, ne sint offendiculo transeuntium.*« Vgl. Feil a. a. O.

4) Abbild. bei Puttrich, Denkm. II. Serie Merseburg Bl. VIII. 4 u. 5.

5) Vgl. Jahrbücher des Vereins für meklenb. Gesch. u. Alterthumskunde 9, 428; 19, 388; Abbild. in der Zeitschr. für christ. Archäol. u. Kunst Bd. II. Taf. 2 zu S. 28 ff.

6) Dieses wohl aus dem XIII. Jahrh. herrührende (also nicht das ursprüngliche) Grab musste am 22. Nov. 1844 wegen Schadhaftigkeit geöffnet werden.

Seit dem XIII. Jahrh. kommen Tumben in Form eines Altares vor, z. B. ein Hochgrab von 1241 in der Gruft der Stiftskirche zu Oehringen mit vier

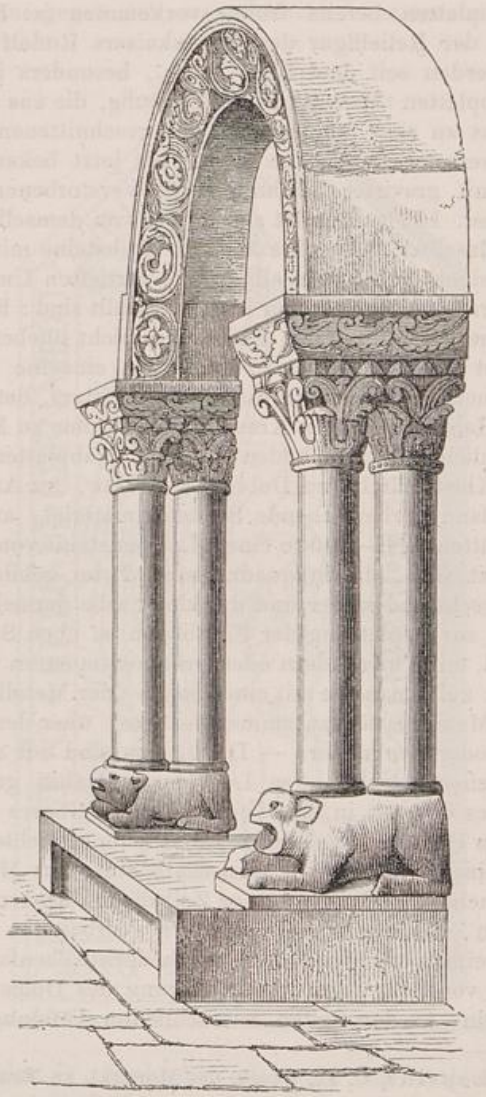


Fig. 97. Sarkophagnische Ivo's († 1142) im Dom zu Trier (nach de Caumont).

Ecksäulen. — Zuweilen, namentlich im Rheinlande, stehen die Tumben nicht frei, sondern sind mit einer Seite an die Wand gerückt und nischenförmig überbaut; wie die niedrigen Sarkophage des Cardinals Ivo (gest. 1142) [1]) und eines Erzbischofs (Hillin, gest. 1169, oder Arnold, gest.

1) Abbild. bei de Caumont a. a. O. S. 266.

1183) [1]) im Dome zu Trier, und die höheren, gothischen der Erzbischöfe Cuno von Falkenstein (gest. 1388) [2]) und Werner (gest. 1418) [3]) in der Castorkirche zu Coblenz: beide letztere mit den Reliefbildern der Verstorbenen. — Auch die aus vier gegossenen Bronzeplatten zusammengestellte Tumba Bischofs Thilo von Trotha (gest. 1514) im Dome zu Merseburg steht an der Wand, aber ohne Ueberbau. — Auf Füssen ruhende, bahrenartige Stein- oder Metallgrabmäler kommen in Deutsch-

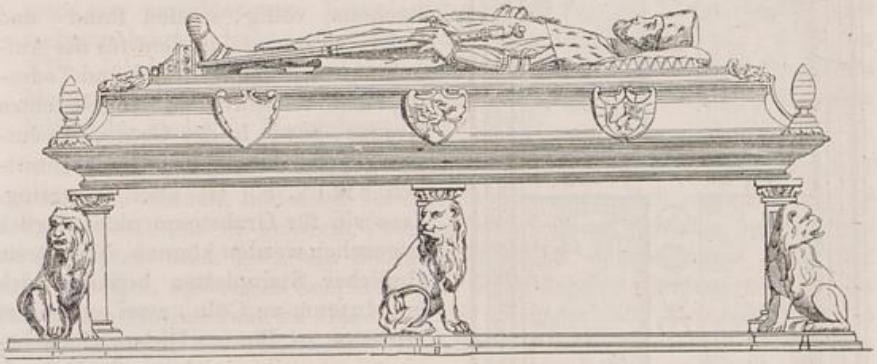


Fig. 98. Grabmal des Kurfürsten Johann Cicero von 1530 im Dom zu Berlin (nach Rabe).

land anscheinend erst gegen den Ausgang des M. A. vor. — Seit dem XIII. Jahrh. tragen alle Hochgräber ein Bild des Verstorbenen und auch die Seitenwände sind mit Reliefs oder mit Inschriften versehen; vgl. unten III. C. Historische Bilder.

Stehende Grabdenkmäler: sog. Epitaphien im engeren Sinne, zum Gedächtnisse Verstorbener an den Wänden und Pfeilern der Kirchen, Kreuzgänge etc., gern in der Nähe der Grabstätte selbst angebrachte Denkmäler der verschiedensten Art, als Inschrifttafeln, Reliefs in Metall und Stein, Gemälde, Statuen etc., wohin auch Waffen, Rüstungs- und Kostümstücke, Trauerfahnen und Wappenschilder zu rechnen sind. — Während seit dem XV. und XVI. Jahrh. die Epitaphien der mannichfaltigsten Formen in den Kirchen überhand nahmen, scheint anderweitig nur jene frühe Zeit, wo Leichenbestattungen in den Kirchen noch zur Ausnahme gehörten, und selbst Geistliche niederen Standes auf zuweilen abgelegenen Gottesäckern begraben wurden, die Sitte der Gedächtnisstafeln gekannt zu haben, wovon einige, noch erhaltene, in archäologischer Beziehung sehr interessante Denkmäler Kunde geben. Es befinden sich nämlich im Münster zu Bonn unter den Pfeilersockeln im ältesten aus der Mitte des XI. Jahrh. stammenden Theile der Krypta mehrere Inschriftensteine [4]), deren hohes Alter aus dem Umstande zu folgern ist,

1) Abbild. bei Gailhabaud, Denkm. Liefg. CXIII. Taf. 11.
2) Abbild. bei Moller, Denkm. I. Taf. 46. 3) Ebd. Taf. 55.
4) Von den 5 unter den Pfeilern liegenden Inschriftplatten sind auf Veranlassung des Herrn Prof. aus'm Weerth neuerlichst zwei ausgegraben und neben einer ähnlichen bereits im Kreuzgange befindlichen eingemauert worden. Die in Figur 99

dass dieselben schon in so früher Zeit als Baumaterial behandelt wurden, mithin also bereits damals aus irgendwelchen Gründen ihre Bedeutsamkeit verloren haben mussten. Diese Steine, sammt einem im Kreuzgange in dessen westlicher Wand schon seit längerer Zeit eingemauert befindlichen, sind einander im Material (tertiärer dichter Kalkstein des Mainzer Beckens) völlig, in den Rand- und Eckverzierungen, in dem für die Aufnahme von Namen, Stand und Todestag des Verstorbenen angebrachten Kreuze, sowie in der Grösse wesentlich gleich; die letztere (durchschnittlich $3 \times 1\frac{1}{2}$ F.) ist aber so gering, dass sie für Grabsteine nicht füglich angesehen werden können. Vier Reste ähnlicher Steinplatten befinden sich im Museum zu Cöln, zwei andere im Museum zu Bonn. Diesen Gedächtnissteinen reihen sich an ein Epitaph des im J. 938 gest. Diaconus Meginbracht in der Krypta der Michaeliskirche zu Fulda und die Gedenktafel des 1048 gest. Wignandus in der Ostmauer des Kreuzganges von St. Stephan in Mainz. [1] — Als Epitaphium charakterisiren sich auch die Inschriften mit den Namen und Todestagen dreier Bischöfe von Merseburg aus dem XI. Jahrh. auf dem jetzt in der Vorhalle des dortigen Doms aufgestellten Decksteine einer aus drei kleinen Spitzarkaden gebildeten Nischenstellung, die sich ehemals zwischen der ursprünglich auf den hohen Chor führenden Doppeltreppe befand, in Schriftzügen des XIII. Jahrhunderts. — Manche andere Gedenktafeln auf im früheren M. A. Verstorbene (z. B. das Epitaphium der Fastradana, Gemahlin Karls des Grossen, gest. 794, im Dome zu Mainz) gehören erst einer viel späteren Zeit an.

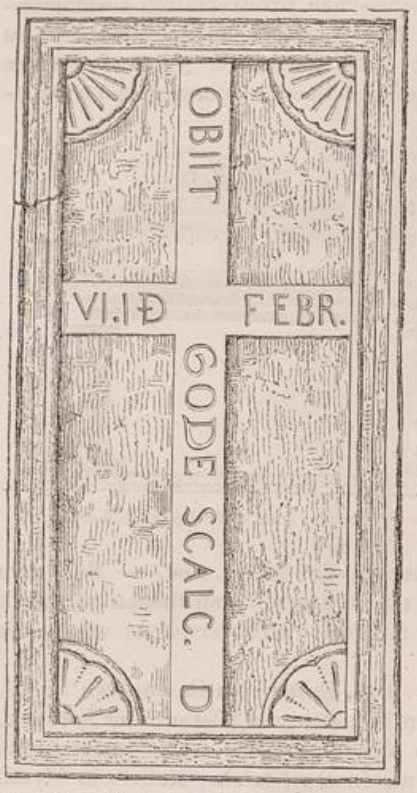


Fig. 99. Gedächtnisstein im Münster zu Bonn.

Die ältesten bekannten Wappenschilder, die ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäss zum Gedächtnisse Verstorbener in der Kirche sind aufgehängt worden, befinden sich in St. Elisabeth zu Marburg und stammen wohl aus der letzten Zeit des XIII. Jahrh. [2]

---

wiedergegebene Zeichnung der letzteren Steintafel verdanken wir der Güte des Herrn aus'm Weerth, welcher die Abbildung der gedachten drei Platten inzwischen in den Jahrb. des Vereins von Alterthumsfr. im Rheinlande XXXII. Tab. II. zu S. 114—120 publicirt hat.

1) Vgl. v. Quast, im Correspondenzbl. des Gesammtvereins 1853. 1, 37.

2) Abbild. bei v. Hefner-Alteneck, Trachten. Abth. I. Taf. 80 u. 82.

Kenotaphien sind Sarkophage zum Andenken an Verstorbene, die an einem anderen Orte, als wo man ihnen das Denkmal errichtete, begraben liegen.

Vornehme Prälaten des XIV—XVI. Jahrh. (z. B. die Erzbischöfe Engelbert III. von Cöln, Ernst von Magdeburg, die Bischöfe Heinrich III. von Bamberg, Thilo v. Trotha von Merseburg etc.), seltener weltliche Personen, liessen sich zuweilen schon bei ihren Lebzeiten prächtige Grabmäler errichten. Andrerseits finden sich aber auch Beispiele davon, dass man aus verschiedenen Veranlassungen berühmten Verstorbenen erst mehrere Jahrhunderte nach ihrem Tode neue Denkmäler setzte, z. B. im XIV. Jahrh. das Denkmal des heil. Bonifacius († 755) im Dome zu Mainz, im XVI. Jahrh. die Tumba der im J. 947 gestorbenen Kaiserin Editha im Dome zu Magdeburg.

Anmerkung 1. Vornehme Verstorbene pflegten in Steinsärgen [1]) begraben zu werden, und diese Sitte gehört der ersten Zeit nach Einführung des Christenthums in unserem Vaterlande an, findet sich aber (wenigstens bei Bischöfen) auch noch um die Mitte des XIV. Jahrhunderts. Ein sehr merkwürdiger, spätestens dem XII. oder XIII. Jahrhundert angehöriger, im Innern der Moritzkirche zu Halle a. d. S. ausgegrabener Steinsarg befindet sich im Museum des Thüringisch-Sächsischen Vereins daselbst: es ist eine starke Platte aus rothem Sandstein, in welche das Behältniss für den Leichnam, den körperlichen Verhältnissen genau entsprechend, eingehauen ist, und war mit einer zweiten schwachen Platte bedeckt; in der Mitte des Bodens befindet sich eine runde Oeffnung zum Ablaufen der Flüssigkeiten aus

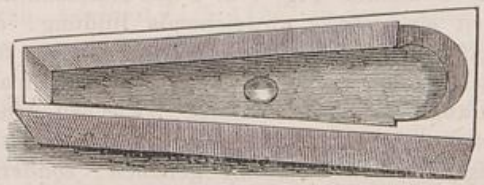


Fig. 100.

der Leiche. Ein ganz ähnlicher, aber nur kleiner und der Länge nach aus zwei Stücken zusammengesetzter Steinsarg wurde im J. 1844 im Petersklosster zu Merseburg ausgegraben und steht jetzt in der Vorhalle des dortigen Domes. In der Krypta des Braunschweiger Domes zeigt man den Steinsarg der Aeltermutter Heinrichs des Löwen, und zwanzig alte Steinsärge ähnlicher Art hat man im J. 1834 auf dem Domplatze zu Worms ausgegraben; in den meisten derselben fanden sich die Gerippe mehrerer Leichen bei einander. [2]) — Bei der im J. 1856 stattgehabten officiellen Aufgrabung der Gräber des Wettinischen Fürstenhauses [3]) aus der Zeit von 1146 bis

1) Vgl. Feydeau, E., Cercueils et inhumations au moyen-âge, in den Annales archéol. 1854. 14, 153—162. — 1855. 15, 30—50.

2) Lange, G., Gesch. u. Beschreib. der Stadt Worms. S. 155 ff.

3) Vgl. Köhler, Gust., das Kloster des heil. Petrus auf dem Lauterberge bei Halle und die ältesten Grabstätten des sächs. Fürstenhauses. Dresden 1857. — v. Quast, in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 2, 269—280, von wo wir

1217 in der Kirche auf dem Petersberge bei Halle fand man in der Mitte des Schiffes, hart unter dem Fussboden, zwei Reihen Särge aus Sandstein, in der Weise gegen einen Fuss tief ausgehöhlt, dass die Vertiefung am Fuss-

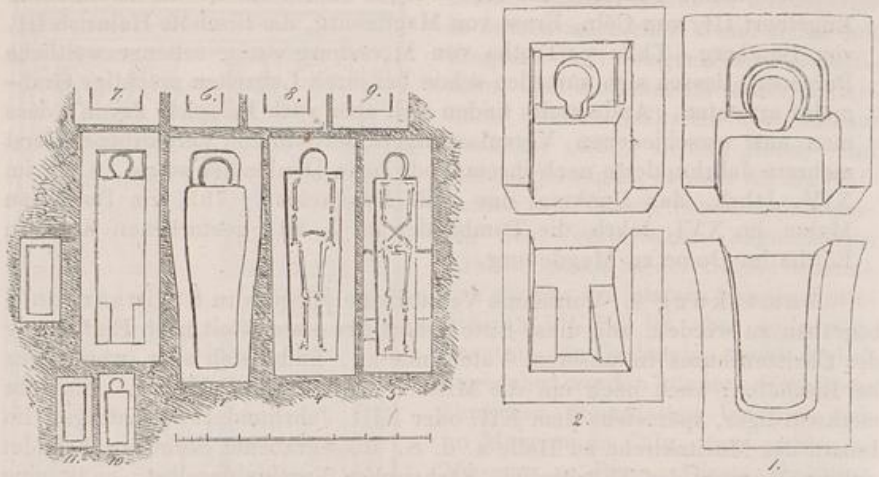


Fig. 101. Steinsärge der Wettiner auf dem Petersberge bei Halle.

ende am schmalsten, in der Gegend der Schultern, wo sich eine besondere flachere Aushöhlung für den Kopf anschliesst, am breitesten ist. Nur die beiden ältesten Särge mit der Asche des Stifters der Kirche, des Markgrafen Konrad und seiner Gemahlin (Fig. 1 u. 2 des Holzschnittes), zeigten bei sorgfältigerer Arbeit eine etwas abweichende Bildung: der Sarg Fig. 1 durch die geschweiften Linien der Aushöhlung, welcher folgend auch das Aeussere sich gestaltet, und der Sarg Fig. 2 durch zwei am unteren Ende ausgesparte, oben abgeschrägte Steinklötze, zwischen denen ein Raum für die Füsse eingetieft ist. Der Sarg Fig. 5, der eine Elle tiefer stand, war nicht wie die übrigen aus einem Steine gehauen, sondern aus mehreren Porphyr- und Sandsteinstücken zusammengesetzt mit einem Pflaster von in Kalk gelegten Porphyrstücken; am Kopfende befand sich hier noch ein Rest des ursprünglichen innen ausgehöhlten Steindeckels. Völlig verschieden von den übrigen ist der Sarg (Fig. 3) der Mechtildis, einer Schwester Markgraf Konrads; es ist eine kleine rechteckige Steinkiste, in welcher nur noch wenige Gebeine lagen, untermischt mit Resten von Zeugstoffen. Da Mechtildis in der Ferne (wahrscheinlich in Bayern) gestorben war, so werden vermuthlich die Gebeine nach damaliger Sitte ausgekocht und mit edlen Stoffen umwickelt nach der Familiengruft übertragen worden sein. Zu den Füssen des Sarges Fig. 2 befanden sich die beiden Kindersärge Fig. 10 und 11. — Die in mehreren der Särge vorgefundenen Reste von Holz und Nägeln scheinen dafür zu sprechen, dass die Leichen in Holzeinsätzen lagen. Die Steinsärge der gleichzeitigen im nördlichen Kreuzarme der Kirche beigesetzten Klosterpröpste fanden sich wesentlich gleichartig mit den be-

den obigen Holzschnitt entlehnt haben, der ausser der Reihenfolge der Gräber die beiden Särge No 1 u. 2 zugleich in grösserem Maasstabe gezeichnet darstellt.

schriebenen fürstlichen. Da fast alle Gräber sicher zu bestimmen waren, so ergab sich als Regel, dass bei mehreren in einer Reihe liegenden Gräbern eines Geschlechts die mittleren die ältesten sind, denen sich die jüngeren auf beiden Seiten anschliessen. Wenn die vordere, östliche Reihe voll war, wurde dahinter westlich eine neue eröffnet und dabei in derselben Weise verfahren. So liegen auch im Königschore des Domes zu Speier [1]) die Kaiser- und Königsgräber in zwei Reihen hinter einander. Die vordere Reihe enthält die Gräber des salischen Kaiserhauses und besteht aus fünf Gräbern, so dass die vier Kaiser dieses Geschlechts jeder ein besonderes Grab haben, während das fünfte den beiden Kaiserinnen Gisela und Bertha, Gemahlinnen Konrads II. und Heinrichs IV., gemeinsam war; in der zweiten Reihe hatten die Könige Philipp von Schwaben und Rudolf von Habsburg jeder ein eigenes Grab; die Leichen Adolfs von Nassau und Albrechts von Oesterreich dagegen wurden erst später in denjenigen beigesetzt, in denen vorher schon die Tochter Kaiser Friedrichs I., Agnes, und seine Gemahlin Beatrix bestattet waren. Jedes Grab bildet eine einzelne, etwa 8 F. tiefe und lange und 4 F. breite, unten mit Quadern, oben mit Ziegeln ausgemauerte Grube. — Ueber die Ergebnisse bei der Untersuchung der zahlreichen Grabstätten in der Münsterkirche zu Heilsbronn vgl. Stillfried, Rud. v., Alterthümer u. Kunstdenkm. des Erlauchten Hauses Hohenzollern. Neue Folge Lief. 4.

Anmerkung 2. In Särgen des XII. bis XVI. Jahrh. hat man zuweilen Bleitafeln vorgefunden mit eingegrabener oder eingeschlagener Schrift nekrologischen Inhalts, z. B. im Sarge der Gertrud, Aeltermutter Heinrichs des Löwen († 1117), in der Krypta des Domes in Braunschweig; im Grabe des Erzb. Adalbert I. († 1137) in der Gothardskapelle am Dome zu Mainz; im Sarge des Propstes Gerhard von Are († 1169) im Münster zu Bonn (unter der Orgel); im Grabe Friedrichs von Beichlingen, Erzb. von Magdeburg († 1464) im Dome daselbst [2]); im Grabe Kaiser Maximilians I. († 1519) in der Schlosskapelle zu Wiener Neustadt. — Dass man Geistlichen, die in Pontificalibus in das Grab gelegt wurden, einen Kelch mitgab, ist schon oben S. 163 bemerkt worden; im Grabe Otto's von Hessen, Erzbischofs von Magdeburg († 1361) stand der Kelch auf der Brust des Leichnams, und ausserdem lagen sechs bronzene Siegelstempel des Verstorbenen in dem Steinsarge, nach der im M. A. sehr gewöhnlichen Sitte, die Siegel eines Verstorbenen zu Verhütung von Missbrauch entweder mit der Leiche oder anderwärts zu vergraben. [3]) Wenn in den Gräbern von Fürsten und Rittern Waffen und sonstige Stücke des ritterlichen Kostüms häufig nicht gefunden werden, so erklärt sich dies daraus, dass sich weltliche Personen oft im Mönchskleide wenigstens begraben liessen, wenn sie nicht vor dem Tode noch selbst die Klostergelübde abgelegt hatten, um auf diese Weise der guten Werke des Ordens theilhaftig zu werden. — Die zuweilen in Gräbern

1) Vgl. Die Kaisergräber im Dom zu Speier. Carlsruhe 1856, u. v. Quast a. a. O. S. 94 ff.

2) Abbild. bei Rosenthal, Dom zu Magdeb. Lief. V. Taf. I. 22.

3) Vgl. Lepsius, C. P., in den N. Mittheil. des Thüring.-Sächs. Vereins VI. 3, 88 f.

befindlichen Thongefässe (oder doch wie in mehreren Särgen auf dem Petersberge — s. oben S. 240 — Scherben von solchen, und zwar links neben dem Kopfe) deuten auf den Gebrauch, den Todten Weihwasser oder Weihrauch mitzugeben. [1]) Ueber die in Bischofsgräbern vorkommenden Kämmes. unten §. 53.

Anmerkung 3. Die Separatbestattung der Eingeweide fürstlicher Personen und Prälaten ist eine bereits sehr frühzeitig vorkommende Sitte, und wie die ältesten bekannten Beispiele beweisen, zunächst dadurch veranlasst, dass wenn der Tod in der Fremde erfolgt war, die Section und Einbalsamirung des Leichnams zur besseren Erhaltung auf dem Conduct in die Heimath oder nach dem von dem Verstorbenen vorher bestimmten Begräbnissorte erforderlich wurde. Die herausgenommenen Intestina wurden dann gewöhnlich da begraben, wo der Tod erfolgt war, oder man brachte dieselben auch nach einem dritten Orte, zu welchem der Verstorbene im Leben in näherer Beziehung gestanden hatte. Die Leiche des heil. Bonifacius († 755) wurde von Dockum, wo er den Märtyrertod erduldet hatte, zuerst nach Utrecht und dann nach seiner Kathedralstadt Mainz geführt, wo das Herz im Alten Dome bestattet ward, der Leichnam sodann im Kloster Fulda, welches Bonifacius selbst schon bei der Gründung zu seinem Begräbnissorte bestimmt hatte. — In Memleben, wo K. Otto der Grosse 973 starb, wurden dessen Eingeweide begraben, der Leib in dem von ihm gegründeten Dome zu Magdeburg. Hier wurde auch die Leiche des 1012 in Giebichenstein verschiedenen Erzbischofs Waltherd bestattet, nachdem die Eingeweide an dem Sterbeorte, und zwar zwischen der Kirche und dem Sterbezimmer begraben waren. Bischof Godehard von Hildesheim starb 1033 auf dem von der Kathedralstadt ½ Stunde entfernten Moritzberge; sein Leib wurde drei Tage darauf im Dome begraben; die herausgenommenen Intestina wurden zum Andenken daran, dass er hier seinen Geist ausgehaucht, in einer Kapelle des Moritzklosters beigesetzt, die im Volksmunde den Namen »Kaldaunenkapelle« erhielt. Kaiser Konrad II. verschied 1039 zu Nymwegen; aber seine Eingeweide wurden nicht hier, sondern in Utrecht begraben, der einbalsamirte Leib in dem von ihm gegründeten und zu seiner Grabstätte bestimmten Dome zu Speier. — Im XII. Jahrh. war die Separatbestattung der Intestina an manchen Orten bereits zum stehenden Gebrauche geworden: so nahm das Cisterzienserkloster Ebrach von 1151—1573 die Herzen von 33 Würzburger Bischöfen in bleiernen Behältnissen auf, während die Eingeweide in die Burgkapelle, die Gebeine in den Dom kamen. [2])

---

1) »*Apponebatur quoque in monumentis aqua benedicta .... unde etiam reperiuntur in coemeteriis vasa vitrea et lutea, in dictum usum verisimiliter ibi accommodata.*« Casalius, de Christ. ritibus. p. 336.

2) Ebrachiana meo creverunt claustra favore,
Hinc cor diffecti continet illa domus.
Mos manet: haec uno tumulantur corpora templo,
Viscera mons, aedes maxima corpus habet.

Cf. Ludewig, Script. Wirceb. p. 366; Niedermayer, Kunstgesch. der Stadt Wirzburg S. 127.

52. Die Glocken[1] (*signum*, *tintinnabulum*, *nola*, *campana*), der geschichtlich nicht zu begründenden Ueberlieferung zufolge eine Erfindung des Bischofs Paulinus von Nola in Campanien um das Jahr 400, werden zuerst im VI. Jahrhundert unter der Bezeichnung »*signum*« in den Schriften des Gregor von Tours[2] erwähnt und mögen durch die irischen und britischen Missionare zuerst in Deutschland bekannt geworden sein, wo sie im VIII. Jahrhundert in Kirchen und Klöstern vorkommen; aber erst die Mitte des IX. Jahrhunderts kann als die Zeit der allgemeinen Verbreitung des kirchlichen Glockengebrauches bezeichnet werden. — Die ältesten Glocken waren nur klein und aus Blech geschmiedet; doch kommen schon gegen Ende des VIII. Jahrhunderts gegossene Glocken vor, grössere indess erst seit dem XI. und XII., die grössesten im XV. Jahrhundert.

Das Wort »*cloca*« kommt zuerst als lateinisches in der Briefsammlung des Bonifacius (ed. Würdtwein, ep. 124 p. 311) vor, als deutsches erscheint es (»*glogga*, *clocca*«) nicht vor dem IX. Jahrh. (vgl. Graff, Sprachschatz 4, 292) und kann etymologisch noch am ersten auf das althochdeutsche Thema CHLACHAN = *frangi*, *rumpi*, *clangere* bezogen werden. — Die Sage von der Erfindung der Glocken zu Nola (*nola* = Schelle) in Campanien (*campana* = Glocke) wird schon im IX. Jahrh. von Walafried Strabo mit dieser doppelten, indess nicht zweifellosen Etymologie[3] begründet, während der Name des als Erbauer und Beschreiber zweier Kirchen in Nola berühmt gewordenen Bischofs Paulinus in keinem älteren Zeugnisse damit in Verbindung gebracht wird. Es ist vielmehr wahrscheinlich, dass die bei den alten Römern als häusliche Weck-, wohl auch als öffentliche Versammlungszeichen üblichen Klingeln sich ohne eigentliche Unterbrechung aus dem Alterthume in die mittleren Zeiten fortgepflanzt haben und aus Gründen der Zweckmässigkeit zuerst etwa von einzelnen Klöstern aufgenommen wurden, bis allmählich der kirchliche Glockengebrauch zur allgemeinen Sitte wurde, so dass wie im Spätmittelalter aus den kleinen nach und nach die Riesenglocken hervorgingen, so in der Frühzeit aus den häuslichen Klingeln die ersten bescheidenen Glocken der Klöster und Kirchen.

---

1) Vgl. Otte, H., Glockenkunde. Leipzig 1858, woselbst die frühere Literatur S. 2 f. u. S. 102 angeführt ist; später sind erschienen: Ledebur, Leop. v., Beiträge zur Glockenkunde der Mittelmark, in den Märk. Forschungen Bd. VI. — Die Glockenkunde in Alt-Bayern, in der Augsb. Postzeitung 1858 No. 65. — Müller, F., zur älteren siebenbürg. Glockenkunde, im Archiv des Vereins für siebenbürg. Landeskunde. Neue Folge IV. 2. 1860. — Ueber Glocken, deren Alter, Form, Inschriften und Schicksale, bes. in Deutschland, in der Augsb. Postzeitung 1861 Beil. zu No. 40 u. 41. — Vgl. auch Unger, F. W., in den Jahrb. des Vereins von Alterthumsfr. im Rheinlande. XXIX u. XXX. S. 32—39. — Hitzinger, zur Gesch. alter Glocken in Krain, in den Mittheil. des histor. Vereines für Krain. Jahrg. 1862. — Straub, A., Nachlese zur Glockenkunde. Aus dem Elsass, im Organ für christl. Kunst. 1863 S. 64—67.

2) Vgl. Otte a. a. O. S. 3. 3) Ebd. S. 4.

Die auf den britischen Inseln sehr frühzeitig weit verbreiteten Glocken waren aus geschmiedeten Blechen zusammengesetzt, und von dem irischen Mönche Dagaeus, der 586 gestorben sein soll, heisst es, er sei nicht bloss ein ausgezeichneter Schreiber, sondern auch der vorzüglichste Arbeiter (*faber*) in Eisen und Erz im Kloster St. Kieran gewesen und habe 300 Glocken verfertigt. [1]) In Deutschland gab es nach dem Berichte des Reichenauer Abtes Walafried Strabo (de exord. et increment. rer. eccl. c. 5) in der ersten Hälfte des IX. Jahrh. zwei Arten von Glocken (*signa*): gegossene (*vasa fusilia*) und geschmiedete (*vasa productilia*), wie eine solche (Saufang genannt) von jedenfalls sehr hohem Alter, aus der Caecilienkirche in Cöln herstammend, im dortigen Städt. Museum bewahrt wird. Sie ist von der Form der sog. Kuhschellen, besteht aus drei mit kupfernen Nägeln zusammengenieteten Eisenplatten und soll in der Zeit des Erzbischofs Kunibert um 613 im Peterspfuhle von Schweinen ausgewühlt worden sein: ihre Weite beträgt am ovalen Rande $13\frac{3}{4}$ und $8\frac{3}{4}$ Z., ihre Höhe $15\frac{1}{2}$ Z. [2]) Nicht grösser als diese eiserne dürften auch die damaligen Bronzeglocken gewesen sein, und wenn Karl der Grosse zu einem Glockengusse statt des Zinns 100 Pfund Silber bewilligte [3]), so kann, falls das Zinn damals, wie jetzt, etwa ein Viertel der Legirung betrug, die Glocke selbst nur auf 400 Pfund berechnet gewesen sein. — Eine um die Mitte des XI. Jahrhunderts von Bischof Azelin für den Dom von Hildesheim beschaffte, im J. 1590 gesprungene Glocke, Cantabona genannt, soll schon 100 Ctr. gewogen haben. [4]) — Im J. 1206 wurde auf dem Petersberge bei Halle die Glocke Petronella geweiht, welche 50 Ctr. wog. [5]) — Die Glocke auf dem mittleren Domthurme zu Olmütz in Mähren von 358 Ctr. gilt als die grösseste in Deutschland; die grosse Glocke auf dem Dome zu Erfurt, Maria Gloriosa, von 1497, wiegt 275 Ctr., die grösseste Glocke des Cölner Domes (von 1448) 224 Ctr., der Elisabethkirche in Breslau (von 1507) 220 Ctr., der Petri-Paulikirche zu Görlitz 217 Ctr., des Domes zu Halberstadt (Dominica von 1457) 150 Ctr., der Marienkirche zu Danzig (Sigismundus von 1453) $121\frac{1}{2}$ Ctr. — Die grossen Glocken der Dome zu Wien (von 324 Ctr., mit Helm und Schwengel 402 Ctr.) und zu Magdeburg (von 266 Ctr.) stammen aus neuerer Zeit; letztere aber war früher schon in dieser Masse vorhanden. — Zuweilen kommt es vor, dass man die Peripherie grosser Glocken als Wahrzeichen an den Kirchengebäuden angebracht hat: z. B. war im Dome zu Cöln die Weite der zwei grössesten Glocken in die (jetzt hinweggenommenen) Steinplatten zwischen dem Pfeilerpaare zunächst dem Eingange des Glockenthurms eingehauen; an der Nordseite der Stadt-

Fig. 102. Blechglocke im Museum zu Cöln (nach Didron).

1) Kal. Cassel. in Actis S. S. Aug. III. 656, angeführt von Wattenbach, in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 1, 22.

2) v. Lassaulx in Klein's Rheinreise. S. 493; vgl. Didron in den Annales archéol. 4, 95.

3) Monachus Sangalensis, gesta Caroli M. 1, 29 (bei Pertz, M. G. 2, 744).

4) Hannöversche gelehrte Anzeigen vom J. 1754. Sp. 615.

5) Chron. Mont. seren. ad. a. 1206.

kirche in Weissenfels ist der Umkreis der Erfurter Glocke angemalt, und im Erfurter Dome selbst zeigt man ein Rundfenster, dessen Peripherie der früher dort vorhandenen Glocke (Susanna) entsprochen haben soll.

Anmerkung 1. Die Sitte, den Glocken bestimmte Namen beizulegen, von welcher sich die frühesten Spuren im X. Jahrhundert vorfinden, ist nur aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, unter mehreren [1]) vorhandenen jede einzelne mit Bestimmtheit bezeichnen zu können: man wählte die Namen nach den Stiftern oder Patronen, aber auch nach den Eigenschaften oder nach der Bestimmung der Glocke. Die Merseburger Domsturmglocke, die aus dem XII. Jahrh. zu stammen scheint, heisst Clinsa, die Klingerin; die beiden grössesten Glocken des Cölner Doms von 1448 und 1449 heissen Preciosa und Speciosa. — Der Merseburger Dom hat eine Quarta und eine Nona, beide von 1458. — Männliche Glockennamen, welche im Hochmittelalter die häufigeren gewesen zu sein scheinen, wichen später den weiblichen fast völlig.

Anmerkung 2. Die älteste bekannte datirte Glocke (von 3¼ F. rh. unterem Durchmesser) ist vom J. 1249 und befindet sich in der Burchardi-

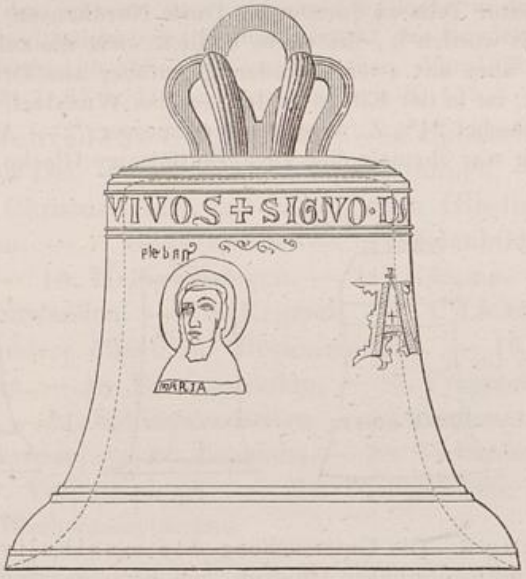


Fig. 103. Glocke zu Lühnde, vom J. 1278 (nach Kratz).

kirche zu Würzburg [2]), eine Glocke von 1251 auf dem Dome zu Minden, eine von 1261 auf dem Thurme der Peters-Pfarrkirche zu Aachen, zwei von

1) Carl Borromäus († 1584) setzte für seinen Mailänder Erzsprengel (de instructione fabricae 1, 25) für eine Kathedrale sieben oder mindestens fünf Glocken fest, für eine Collegiatkirche drei, für eine Pfarrkirche ebenfalls drei oder mindestens zwei Glocken. — Das Kloster Fulda hatte übrigens schon im J. 779 mehrere Glocken (Pertz, M. G. 2, 377). Die Kirchen der Cisterzienser durften nur kleine Glocken, die Bettelklöster eigentlich nur eine Glocke haben.

2) Vgl. Deutsches Kunstbl. 1854 S. 273.

1258 und 1281 sind auf dem Münster zu Freiburg i. B., sowie zwei vom J. 1268 auf dem Thurme der Georgskirche in Hagenau, und auf der Stadtkirche zu Markgröning sollen zwei Glocken vom J. 1272 befindlich sein. [1] Die Kirche zu Lühnde (zwischen Hildesheim und Lehrte) besass eine (1859 umgegossene) Glocke von 1278, 38 Ctr. 15 Pfd. schwer und unten 4 F. $2^3/_4$ Z. rh. weit. [2] Von einer kleinen Glocke zu Gilching in Oberbayern (von $17^1/_2$ Z. rh. Höhe und $15^3/_4$ Z. Weite) steht die Entstehungszeit durch den darauf stehenden Namen des Donators zwischen 1162 und 1194 fest. [3] Aelter datirte Glocken (die Datirung wird in Deutschland erst im XIV. Jahrhundert, allgemeiner jedoch nur im XV. und XVI. Jahrhundert üblich) sind in Deutschland bis jetzt nicht bekannt, aber aus der Form mancher undatirten Glocken kann auf ein zum Theil sehr hohes Alter derselben geschlossen werden. Wir geben die Abbildung von vier solchen älteren Glocken: die bienenkorbförmige aus der Kirche zu Diesdorf bei Magdeburg, welche aus der (im J. 1011 mit allen Glocken abgebrannten, bald darauf erneuerten) Stiftskirche von Walbeck stammt; die zweite sehr unschön profilirte, befindet sich zu Wolmirstedt [4], die dritte, völlig geradlinige und nicht mehr brauchbare Glocke von 11 Z. Höhe und überall $^1/_4$ Z. Dicke der Wandung ist von Hrn. Pastor Telle zu Lunow im Dorfe Nordhausen bei Königsberg i. d. N. entdeckt worden [5], die vierte endlich, wie die zuletzt angeführte ohne Inschrift, aber mit zwei einander gegenüber aus Draht eingelegten Kreuzen verziert, ist in der Kirche zu Idensen bei Wunstorf, und hat bis zur Krone 27 Z. Höhe bei $24^3/_4$ Z. unterem Durchmesser. [6] — Auch zu Tuttendorf bei Freiberg war ehemals eine zuckerhutförmige Glocke.

Fig. 104.

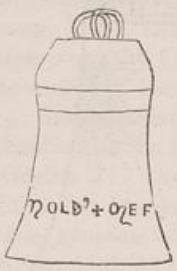


Fig. 105.

Fig. 106.

Fig. 107.

Anmerkung 3. Die Untersuchung der musikalischen Eigenschaften der mittelalterlichen Glocken, ein noch ganz unbebautes Feld, ist vom grössesten, auch für unsere Zeit praktischem Interesse. Auf Anregung der zuerst von Kreuser (Kirchenbau 1, 260) herausgehobenen

1) (Stälin) Denkm. des Alterth. im Königr. Württemberg S. 118.
2) Kratz, J. M., ein Beitrag zur Gesch. der Glocken, im Organ für christl. Kunst 1858 S. 64, nebst Abbild. auf der artist. Beil. zu No. 6.
3) Oberbayerisches Archiv 1, 149 ff.
4) Diese beiden Glocken entdeckt, beschrieben und abgebildet von Wiggert in den N. Mittheil. des Thür.-Sächs. Vereins VI. 2, 14 u. 36.
5) Nach freundlicher Mittheilung ihres Entdeckers.
6) Abbild. in den mittelalterl. Baudenkm. Niedersachsens. Heft 4. Bl. 32 Fig. 7.

Stelle des Vincentius von Beauvais [1]: »*Campana in tribus locis, si pulsetur* (d. i. wenn man z. B. mit dem Finger daran klopft), *tres habere sonos invenitur, in fundo mediocrem, in extremitate subtiliorem, in medio graviorem*« hat der Verf. dieses Handbuchs mehrere mittelalterliche Glocken aus dem XIV. und XV. Jahrhundert untersucht und dabei gefunden, dass dieselben, nach unserem Tonsysteme zu reden, in Dur- und in Mollglocken zu theilen sind, d. h. in solche, deren Mittelton zwischen beiden Octaven die grosse Terz, und andere, deren Mittelton die kleine Terz ist. — Die Glockengiesser von heute liefern anscheinend nur (Metall sparende) Durglocken, an denen sich der Diameter zur Höhe wie 5 : 4 verhält, während z. B. die grosse Erfurter Glocke, welche demnach eine Mollglocke sein dürfte, das Verhältniss von 6 : 5 ergiebt [2]; die Vereinigung mehrerer Durglocken in einem Geläute kann nur Ohr zerreissend wirken, mögen auch die verschiedenen Grundtöne für sich allein in schönster Harmonie getroffen sein.

Anmerkung 4. Das Gewicht einer Glocke, deren grösseste Weite sich zu der äusserlich in schräger, gerader Linie gemessenen Höhe bis zur Platte derselben wie 5 : 4 (oder annähernd gewöhnlich wie 14 : 11) verhält, lässt sich mit einiger Sicherheit ermitteln, wenn man das in Zollen ausgedrückte Maass des grössten Durchmessers der Glocke in den Cubus erhebt und mit $0,_{0213}$ multiplicirt; das Product drückt das Gewicht der Glocke in Pfunden aus, deren 100 auf einen Centner gehen. Vergl. Prechtl, Encyclopädie 1. Aufl. 7, 87 u. Hahn, Campanologie S. 115.

53. Verschiedene Gegenstände in alphabetischer Reihenfolge: 1. Agnus Dei. — 2. Betsäulen. — 3. Brunnen. — 4. Calvarienberge. — 5. Christusstatuen mit beweglichen Gliedmaassen. — 6. Goldene Rosen. — 7. Gotteskasten. — 8. Götzenbilder. — 9. Heilige Gräber. — 10. Heilige Stiegen. — 11. Kämme. — 12. Kreuze an den Kirchenwänden. — 13. Krippen. — 14. Lichtputzen. — 15. Maasse und andere öffentliche Bestimmungen. — 16. Oelberge. — 17. Opferstöcke. — 18. Passionssäulen. — 19. Processionsgeräthe. — 20. Raritäten. — 21. Schlosserarbeiten. — 22. Stationen. — 23. Steinkreuze (Mordkreuze). — 24. Teppiche. — 25. Todtenleuchten. — 26. Uhren. — 27. Votivgeschenke. — 28. Wahrzeichen. — 29. Wärmäpfel. — 30. Weihwasserbecken.

1. **Agnus Dei** sind vom Papste geweihte und am Sonnabend nach Ostern in Masse unter das Volk vertheilte, insgemein länglich runde Medaillen, aus Wachs von der vorjährigen Osterkerze unter Beimischung von Chrisma (auch aus Oblatenteig oder Metall) verfertigt, welche auf dem Avers das Gotteslamm, auf dem Revers irgend ein Heiligenbild dar-

1) Speculum naturale l. 4. c. 14 (Speculum quadruplum. Duaci 1624. I. p. 241).
2) Vgl. Kirchner, Musurgia. Romae 1650. 1, 522. Hier sind nicht bloss die Maasse anscheinend sehr genau mitgetheilt, sondern es wird auch bemerkt: *Sonus infimo D respondet, sonum eundem gratissimum reddit consonantia Tertiae, quae in eo commista percipitur et constituit intervallum D F.*

stellen (Naturalienkabinet des Waisenhauses zu Halle a. d. S.). Sie wurden den Neugetauften um den Hals gehängt, um dem Tragen heidnischer Amulete entgegen zu wirken. Vgl. Casalius, J. Bapt., de veterib. sacr. Christian. ritibus. (Francof. et Hannov. 1681.) p. 265. — Durandi Rationale l. 6 c. 79 n. 3.: »*Hi agni a fulgure et tempestate fideles et credentes defendunt propter virtutem consecrationis et benedictionis.*« — Papst Urban V. (1362—1370) schickte dem griechischen Kaiser mehrere Agnus Dei mit folgenden, deren Kräfte preisenden Versen:

Balsamus et munda cum cera chrismatis unda
Conficiunt agnum, quod munus do tibi magnum.
Fulgura desursum depellit et omne malignum,
Peccatum frangit, ut Christi sanguis, et angit.
Praegnans servatur, simul et partu liberatur.
Dona parat dignis, virtutem destruit ignis.
Portatus munde, de fluctibus eripit unde.

Cf. Sirmond in Ennodium p. 74, angeführt bei (Buddeus) Allgem. histor. Lexicon 3. Aufl. 1, 70. — Das Heiligthum des Domes zu Halle enthielt nach dem Verzeichniss von 1520 (Gang I. 4) »*Eyn helffenbeynen serchlen, darinne werden enthalten siebenhalbhundert Agnus dei vnd ein.*« Vgl. Dreyhaupt, J. Christoph v., Beschr. des Saal-Creyses 1, 854.

2. **Betsäulen**, in Oesterreich Denksäulen genannt (wahrscheinlich mit Rücksicht auf deren fromme Stifter), in Bayern Marksteine (weil sie oft auf Wegscheiden und Grenzen der Feldmarken und Weichbilder stehen) oder Feldkreuze, sind auf den kleinsten Raum zurückgeführte Feldkapellen, weshalb sie auch in manchen Gegenden vom Volke Kapellen genannt werden. Sie wurden häufig ex voto errichtet (daher Votivkreuze) und bestehen insgemein aus einem Steinpfeiler, der ein Tabernakel mit einem Heiligenbilde oder eine Tafel mit einem biblischen oder legendarischen Relief trägt (daher Bildstöcke) und zuweilen unten mit einem Altärchen versehen ist. Viele dieser Betsäulen werden im Volksmunde mit localen Namen bezeichnet, die gewöhnlich von äusseren Umständen hergenommen sind, und die oft wiederkehrende Bezeichnung Kreuz lässt sich entweder auf das Kreuz zurückführen, worin die Tabernakelkrönung auszulaufen pflegt, oder beruht insofern auf Uebertragung, als die Betsäulen häufig aus einem Crucifixus bestehen. Zu den ältesten nachgewiesenen gehören die romanische (restaurirte) Predigersäule vor dem Petersthor in Regensburg und das frühgothische Rastkreuz (so genannt von den Steinbänken, womit diese Bildsäule umgeben war) bei Oedenburg (Abbild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission 1857. 2, 321 Fig. 1); zu den weithin bekanntesten und künstlerisch ausgezeichnetsten das (restaurirte) mit dem Stufenuntersatze gegen 32 F. hohe Hochkreuz bei Godesberg unweit Bonn vom J. 1333 (Abbild. bei Quaglio, Dom., Samml. merkwürd. Gebäude des M. A. II. 2 Bl. 2, und mehrfach anderwärts z. B. bei Kugler, Gesch. der Baukunst 3, 227) und die Spinnerin[1] am Kreuz bei Wiener-Neustadt, ein stattlicher 65 F. hoher Tabernakelpfeiler von Michael Meinwurm († vor 1418) in

1) Spinnerin, provinziell = Spinne.

Wien. — Spätgothische Betsäulen sind in dem katholischen Theile Deutschlands, namentlich wo der Steinbau herrscht, fast überall häufig und von sehr verschiedenem Werthe; wir nennen die Denksäule (Tabernakelpfeiler) auf dem Wiener Berge; die Votivsäule vor dem Jacobsthor in Regensburg (mit vielen Statuetten und Reliefs; restaurirt); einen Markstein in Erlstätt bei Traunstein (sehr roh, aber originell); Abbildungen von Betsäulen in den Thür.-Sächs. Ländern bei Puttrich, Denkmale I. Serie Reuss Bl. 8 u. II. Serie Pforta Bl. 8, Serie Halle Bl. 5 a, Serie Erfurt (das Sibyllenthürmchen) Bl. 12.

3. **Brunnen** (*putei sacri*) kommen öfter in Kirchen vor und dienten zum Schöpfen des zu den kirchlichen Handlungen erforderlichen Wassers, scheinen indess zum Theil früher vorhanden gewesen zu sein, als das gottesdienstliche Gebäude, in welchem sie sich befinden; der Quell des (jetzt verschütteten) Brunnens im Münster zu Strassburg z. B. soll ur-

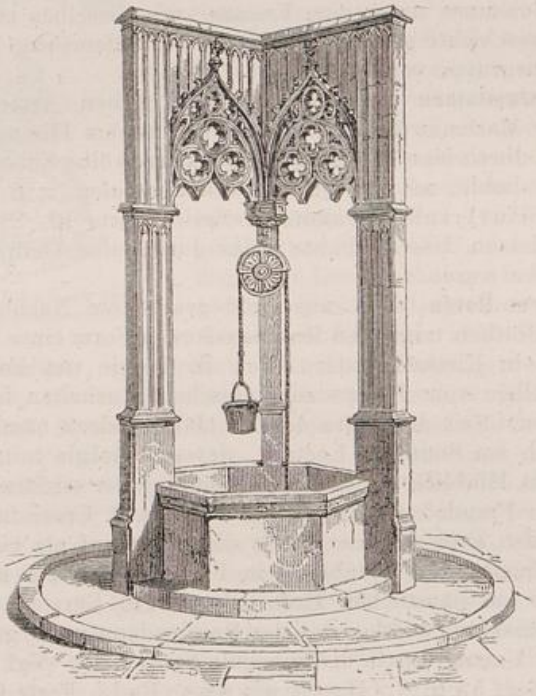


Fig. 108. Brunnen (ehemals) im Münster zu Strassburg (nach Gailhabaud).

sprünglich zu einem römisch-heidnischen Tempel gehört und zum Waschen der Opferthiere gedient haben, und der Brunnen im Regensburger Dom soll schon das Wasser bei Erbauung des Domes selbst geliefert haben. Gewiss ist, dass dem Wasser der Kirchenbrunnen (z. B. dem Brunnen des heil. Kilian in der Krypta des Neumünsters zu Würzburg) oft Wunderkräfte zugeschrieben wurden. — Bei tief stehendem Wasser ist ausser der Einfriedigung des Brunnens durch einen Steinschrein (*margella*) noch

ein tabernakelartiger Ueberbau mit einer Rolle errichtet, um welche sich das Seil mit den Schöpfeimern schlingt, und der aus dem XV. Jahrh. datirende Brunnenbau im Dome zu Regensburg (Abbild. bei Gailhabaud, die Baukunst des V. bis XVI. Jahrh. Bd. III. Taf. 17), geschmückt mit den Statuen Christi und der Samariterin, ist künstlerisch ausgezeichnet; der Brunnen im Strassburger Münster war von einfacherer Construction (Abbild. a. a. O., dem Texte eingedruckt). — Brunnen befinden sich im Chorumgang des Münsters zu Freiburg i. Br. von 1511 und in der Krypta der Petri-Paulikirche zu Görlitz; unter dem Dome zu Paderborn entspringt ein Arm der Pader etc. — Ob die als Taufstein bezeichnete Margella in der Krypta des Domes zu Speier etwa von einem Brunnen herrühren möchte, mag dahin gestellt bleiben: Taufsteine kommen sonst in Krypten nicht vor.

4. **Calvarienberge** (*mons calvariae* = Schädelstätte) sind statuarische Darstellungen des zwischen den Schächern gekreuzigten Erlösers, mit Maria und Johannes unter dem Kreuze, wie dieselben zu den Stationen der Leidensgeschichte gehören; z. B. der Jerusalemsberg bei Lübeck mit einer Passionsgruppe von 1468.

5. **Christusstatuen** aus Holz mit beweglichen Armen und Beinen (z. B. in der Marienkirche zu Danzig), welche am Himmelfahrtsfeste in den Kirchen durch eine Oeffnung im Deckengewölbe hinaufgezogen wurden; andere, hohle, mit fünf offenen Wundenmalen (z. B. in Pforta, abgebildet bei Puttrich, Denkm. II. Serie Pforta Bl. 8), aus welchen man Blut fliessen lassen konnte, das durch eine Oeffnung im Kopfe hineingegossen wurde.

6. **Goldene Rosen**, d. h. aus Gold gearbeitete Nachbildungen eines Blätter und Blüthen tragenden Rosenstockes in Form eines Tafelaufsatzes, kamen öfter in Kirchenschätzen vor, in die sie von hohen Personen, welche dieselben vom Papste zum Geschenke erhalten hatten, niedergelegt wurden. Seit der Mitte des XI. Jahrhunderts nämlich weihte der Papst jährlich am Sonntage Laetare, dessen Liturgie mitten in der Zeit der Trauer im Hinblick auf den endlichen Sieg der streitenden Kirche die Gemeinde zur Freude erweckt, in der Basilika S. Croce in Gerusalemme nach der Messe eine goldene Rose, die er darauf als ein Zeichen der geistlichen Freude den Gläubigen in Procession zeigte und demnächst einem gerade am päpstlichen Hofe anwesenden Fürsten zum Ehrengeschenke übermachte, welcher mit der Rose sodann unter grossem Reitergefolge einen Umzug durch die jubelnde Stadt hielt. Vgl. Durandus, Rationale l. 6 c. 53 n. 8; Hospinianus, Rud., Festa Christianorum. Tiguri 1593. Fol. 43; Ughelli, Ital. Sacr. I. 1, 297; (Buddeus) Allgem. histor. Lexicon 4, 154; Texier, Dictionnaire d'orfévrerie p. 1335. [1] — Wenn am Sonntage Laetare kein dieser Ehre würdiger Fürst

1) Die Uebersetzung Luther's von Micha 4, 8, wo er, abweichend von allen alten Versionen, das hebr. עדר (ad te) in Folge einer unrichtigen Punctation = ornatus tuus nahm und völlig willkürlich durch »*deine güldene Rose*« wiedergegeben hat, kann nach dem Contexte wohl nur als beziehungsreiche Anspielung auf die Liturgie des Sonntags Laetare erklärt werden. Vgl. Schmieder im Volksbl. für Stadt u. Land 1854 Sp. 237 ff.

in Rom zugegen war, pflegten die Päpste die goldene Rose nach ausserhalb zu verschenken: an Fürsten, Städte oder Kirchen. Alexander III. verehrte goldene Rosen an König Ludwig VII. von Frankreich und an den Dogen von Venedig; Urban V. beschenkte damit die Königin Johanna von Sicilien, Pius II. seine Geburtsstadt Siena, Sixtus IV. im J. 1408 den Kurfürsten Ernst von Sachsen, Leo X. 1519 den Kurfürsten Friedrich den Weisen und den Cardinal Albrecht von Mainz »*zcu besunder Ere*« der löblichen Stiftskirche zu Halle, deren Heiligthumsbuch (Gang I. 1) eine Abbildung der goldenen Rose enthält (verkleinert wiedergegeben Fig. 109). Auch der Dom zu Basel besass nach No. 21 des Schatzverzeichnisses von 1511 (Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterth. in Basel IX, 21) eine »*Rosa aurea, cum triginta octo foliis, quinque parvis rosis, duobus nodis et tribus clipeis*« aus geschlagenem Golde. — Davon, ob sich irgendwo eine goldene Rose aus dem M. A. bis auf unsere Zeit erhalten habe, verlautet nichts; ein Exemplar, angeblich aus dem XVII. Jahrh., dem Herzoge von Lucca gehörig, befand sich im J. 1855 bei einem Goldarbeiter in Dresden (Deutsches Kunstbl. 1855 S. 119 u. 166).

Fig. 109. Goldene Rose (nach dem Hallischen Heiligthumsbuche).

7. **Gotteskasten**, gewöhnlich mit Eisen beschlagene, ausgehöhlte Eichenstämme, hie und da Tezelskasten genannt, z. B. in den Domen von Magdeburg, Naumburg und Ulm, in den Nicolaikirchen zu Jüterbog und Beelitz bei Potsdam etc.

8. **Götzenbilder** wurden zuweilen in solchen Kirchen, die an dem Ort zerstörter heidnischer Heiligthümer errichtet wurden (s. oben S. 14), entweder in den Fundamenten, oder über der Erde sichtbar in umgestürzter Stellung als Siegeszeichen eingemauert: ein Suantevitsbild in der Kirche von Altenkirchen auf Rügen, ein metallener wendischer Götze von dem Abteigebäude zu Colbatz im vaterländischen Museum zu Berlin. [1] — Im Museum zu Trier befindet sich der antike Marmortorso einer Diana oder Venus, welcher ehedem, neben der Klosterk. zu St. Matthias auf einer rohen Steinbasis aufgepflanzt und später auf dem angrenzenden Kirchhofe in Ketten aufgehängt, zur Zielscheibe für die Steinwürfe der Wallfahrer diente. [2] — Dagegen haben die in Niedersachsen in den Kirchen vor-

1) Ueber heidnische Bildwerke in christl. Kirchen: Piper, Mythologie der christl. Kunst. 1, 48 ff.

2) Florencourt, W. Ch. v., der gesteinigte Venustorso zu St. Matthias bei Trier (nebst Abbild.) in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XIII. S. 128—140.

kommenden sog. Götzenkammern mit dem Heidenthume durchaus nichts gemein, und heissen im Volksmunde nur deshalb so, weil die in diesen kirchlichen Rumpelkammern zusammengeworfenen Heiligen- etc. Figuren von zerstörten alten Denkmälern dem evangelischen Volke als Ueberbleibsel der mittelalterlichen Bilderverehrung galten und wegen ihrer zum Theil monströsen Formen hin und wieder selbst für heidnische Götzenbilder gehalten werden, wie dies z. B. zutrifft bei den in der Marienkirche zu Berlin befindlichen geschnitzten Evangelistenstatuetten aus dem XV. Jahrh., denen statt menschlicher Köpfe die ihrer aus dem Thierreiche entnommenen Symbole (Löwe, Stier und Adler) gegeben sind.

9. **Heilige Gräber**, statuarische Gruppen, die Grablegung Christi darstellend, welche in den drei letzten Tagen der Charwoche in Trauer ausgestattet wurden; entweder in den Kirchen selbst (Maria auf dem Capitol in Cöln; St. Gangolf in Trier; St. Martin in Münstermaifeld; Pfarrkirche zu Andernach; Kathol. Kirche zu Remagen; Kirche zu St. Wendel; Liebfrauenkirche in Trier vom J. 1530; Dom zu Mainz, abgebild. in Photogr. bei Emden u. Wetter, der Dom zu Mainz Taf. 25; Münster zu Freiburg i. Br.; Marienkirche zu Reutlingen, abgebild. in den Jahresheften des würtemb. Alterthumsvereins IV. Bl. 3; aus der Stadtkirche in Chemnitz von 1480 im Museum des Grossen Gartens in Dresden und in der Frauenkirche zu Zwickau von 1507 (beide letztere in Schnitzwerk, sämmtlich spätgothisch) oder in besonderen Heil. Grabkapellen (zu Schlettstadt; auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg von 1507, abgebild. bei Wolff, Nürnbergs Gedenkbuch Taf. 89; vgl. oben S. 18). Das heilige Grab zu Görlitz von 1489 (Abbild. bei Puttrich, Denkm. II. Serie Görlitz Bl. 5) ist eine Nachbildung des Originals zu Jerusalem als Kenotaphium ohne statuarische Ausstattung. — Vgl. über die heiligen Gräber der Charwoche, im Kirchenschmuck (1862) VI. 5, 1 ff.

10. **Heilige Stiegen**, wohl erst seit dem Ausgange des M. A. besonders an Wallfahrtsorten vorkommende Nachbildungen der aus 28 Marmorstufen bestehenden *Scala santa* beim Lateran in Rom, welche aus jener Treppe erbaut sein soll, die in Jerusalem zu dem Richthause des Pilatus hinaufführte. Die Stufen sind mit einem Kreuze bezeichnet und werden von den Gläubigen auf den Knieen unter Gebeten erstiegen; oben ist eine Passionsdarstellung angebracht (in der Kirche zu Graupen in Böhmen z. B. die Ausstellung Christi, in vielen lebensgrossen bemalten, in Holz geschnitzten und auf drei Altanen aufgestellten Figuren), und eine zweite Treppe führt wieder hinab.

11. **Kämme**, aus Elfenbein geschnitzt, wurden im früheren M. A. bis ins XIII. Jahrh. in den Kirchen gebraucht, um das Haar des pontificirenden Geistlichen vor der Messe zu ordnen, und nach dem Schatzverzeichnisse der Ecclesia Sarum in England vom J. 1222, wo es heisst: »*Pectines eburneae V. exceptis his quae sunt ad altaria*,« gewinnt es den Anschein, als ob zu jedem Altare ein solcher Kamm als Inventarienstück gehört habe. Auch bei der Consecration der Bischöfe kam ein reich verzierter Elfenbeinkamm in Anwendung, um nach der Salbung des Hauptes mit Chrisam das Haar wieder zu ordnen. Dieser Consecrationskamm verblieb den Bischöfen als Eigenthum und wurde ihnen nach ihrem Ab-

leben mit ins Grab gelegt, wie dergleichen Kämme auch in deutschen Bischofsgräbern gefunden worden sind: der Kamm Erzbischofs Anno von Cöln († 1075) in der Abteikirche zu Siegburg (jetzt aufbewahrt in der Stadtpfarrkirche daselbst); der Kamm Bischofs Benno von Osnabrück († 1088) in der Abteikirche zu Iburg. Anderweitig scheinen auch die Kämme ausgezeichneter Personen nach deren Tode zu ihrem Andenken in den Kirchenschätzen aufbewahrt worden zu sein; es haben sich erhalten ein angeblich von Karl dem Grossen herrührender Kamm im Dome zu Osnabrück, der sog. Bartkamm König Heinrich's I. im Zither der Schlosskirche zu Quedlinburg (abgebild. bei Kugler, Kl. Schriften 1, 633), der Kamm des heil. Ulrich († 973) in der Kirche St. Ulrich und Afra in Augsburg (abgebild. bei Sighart, Gesch. der bild. Künste 1, 108), der Kamm der heil. Kunigunde im Domschatze zu Bamberg (abgebild. bei Becker und v. Hefner-Alteneck, Kunstw. u. Geräthschaften Bd. 1 Taf. 28), der Kamm der heil. Hildegard († 1179; abgebild. bei v. Hefner-Alteneck, Trachten etc. I. Taf. 38). — Abbildungen von zwei Elfenbeinkämmen im Städt. Museum zu Cöln bei Bock, das heil. Köln. Taf. XLIII. 121 u. XLIV. 122; andere spätere bei Becker und v. Hefner a. a. O. Bd. 3 Taf. 13 u. 33. — Diese Kämme, stets mehr hoch als breit, haben entweder nur eine oder zwei Reihen lange, enger oder weitläufiger gestellte Zähne. Bei den Doppelkämmen ist das Mittelstück, bei den einfachen der obere, gewöhnlich lyraförmig doppeltgehörnte Griff mit antikisch-agonistischen, biblischen oder erotischen Flachreliefs, zuweilen auch nur mit Ornamenten geschmückt: der Quedlinburger Kamm ist am Griff mit ausgeschnitztem naturalisirendem Ranken- und Blätterwerk und Einfassungen von Gold und Edelsteinen reich verziert und viel jünger als die Zeit Heinrichs I. — Vgl. Bock, Fz., das heilige Köln zu No. 121 u. 122. — Bretagne, Recherches sur les peignes liturgiques im Bulletin monumental (3. Série. T. 6) Vol. 27 No. 4.

Fig. 110. Der sog. Bartkamm K. Heinrichs I. in Quedlinburg (nach Kugler).

12. **Kreuze** von vier gleichen Schenkeln, in einen Kreis gezeichnet, in bunten Farben innerlich an die Wände der Kirchen angemalt und von decorativem Charakter, sind die Zeichen der bischöflichen Weihe; vergl. oben S. 130. — Eine farbige Abbild. der in der Marienkirche zu Röbel im Meklenburgischen befindlichen stilisirten Weihekreuze aus dem XIII. Jahrh. (hochroth auf weissen Scheiben mit rothen und blauen Blattverzierungen) s. in der Zeitschr. für Bauwesen (1852) Jahrg. II. Bl. 55. Fig. III.

13. **Krippen**, in Hochrelief geschnitzte und bemalte Darstellungen der Geburt Jesu, der Anbetung der Hirten und der Weisen, welche in

der Weihnachtszeit ausgestellt wurden; ein Krippchen (6 F. hoch, 4 F. breit) in der Klosterkirche zu Berlin beschreibt Bellermann, J. Joach., das graue Kloster in Berlin 1, 43 ff., und in der Klosterkirche zu Marienfeld bei Gütersloh befindet sich ein solches in Metallguss.

14. **Lichtputzen** werden von Durandus (Rationale l. 1 c. 3 n. 28. 29) unter den kirchlichen Geräthschaften erwähnt: »*Emunctoria sive forcipes, quorum gemino dente componitur ignis, ad emungendum lychnum,*« und als dazu gehörig: »*Vasa, in quibus emuncti lychni extinguuntur*«.

15. **Maasse** und andere öffentliche Bestimmungen finden sich zuweilen figürlich an den Kirchengebäuden verzeichnet und durch Inschriften erläutert; z. B. sind an der Vorhalle des Münsters zu Freiburg i. Br. die Brotmaasse von 1270, 1317 und 1320, sowie Normalmaasse der Elle, der Klafter, der Kohlen, der Ziegel und ein Jahrmarktsverzeichniss eingegraben und an der Kirche zu Engen im Badischen ebenfalls verschiedene Normalmaasse: »*der stat bůt, der stat klafter,*« auch an der Ostseite der Pfarrkirche zu Culm in Preussen.

16. **Oelberge** d. h. Christi Leiden, in Gruppen oft lebensgrosser Steinbilder, von Gethsemane an bis zur Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung; gewöhnlich in Nebenräumen oder ausserhalb der Kirchen, und zwar, soweit bekannt, sämmtlich aus dem XV. und XVI. Jahrhundert. Bewundert waren die nicht mehr vorhandenen Oelberge auf dem Münsterplatze zu Ulm von 1474 (erweitert 1516—1518; in den letzten Resten 1807 weggeräumt) und in der Mitte des Kreuzgartens am Dome zu Speier von 1509: beide mit architektonischem Beiwerk. Erhalten haben sich die Oelberge zu Xanten (auf dem Hofraume bei St. Victor 1536; abgebild. bei aus'm Weerth, Kunstdenkm. I. Taf. XIX. 4—8), Worms (in der Sacristei des Domes einzelne Figuren), Warburg (zwischen zwei Strebepfeilern am Chor der Johanneskirche), Donauwörth (nördlich neben dem Thurm der Hauptkirche), Landshut (am Aeussern der Martinskirche zwei Reliefs), Wasserburg, Wang bei Moosburg (von 1478), Regensburg (im Dom, St. Emmeram und Obermünster), Klosterneuburg (Holzsculpturen in der Stiftskirche), Knittelfeld (am Chor der Pfarrkirche, ebenfalls in Schnitzwerk), Nürnberg (neben der Brautthür der Lorenzkirche); seltener in Norddeutschland: in Wittenberg oben am östlichen Giebel der Stadtkirche), Merseburg (in der Vorhalle des Domes, nur noch der Berg) etc. — Oelberge gehören wie die Calvarienberge und die heil. Gräber auch zu den Stationen; s. diese.

17. **Opferstöcke**, eine Art von verschlossenen Kästen oben mit einer Oeffnung zum Einlegen von Almosen, vor den Thüren der Kirchen, Hospitäler etc. Oft ist es nur ein ausgehöhlter, oben mit Eisen beschlagener in die Erde gegrabener Baumstamm oder Pfahl; zuweilen jedoch sind die Opferstöcke auch aus Stein und künstlerisch ornamentirt z. B. in der Sacristei der Frauenkirche zu Jüterbog, in der Klosterkirche zu Eschau bei Strassburg, beide aus dem XVI. Jahrhundert.

18. **Passionssäulen** sind Darstellungen der Säule, an welcher Christus gegeisselt wurde: der Schaft ist mit den Marterwerkzeugen und sonstigen Emblemen des Leidens Jesu verziert, und oben auf der Säule sitzt insge-

mein der Hahn Petri. Eine Passionssäule in bemaltem Schnitzwerk in der Krypta des Doms von Braunschweig, abgebild. bei Görges, Beschreib. vom St. Blasius-Dom in Braunschweig Taf. IV.

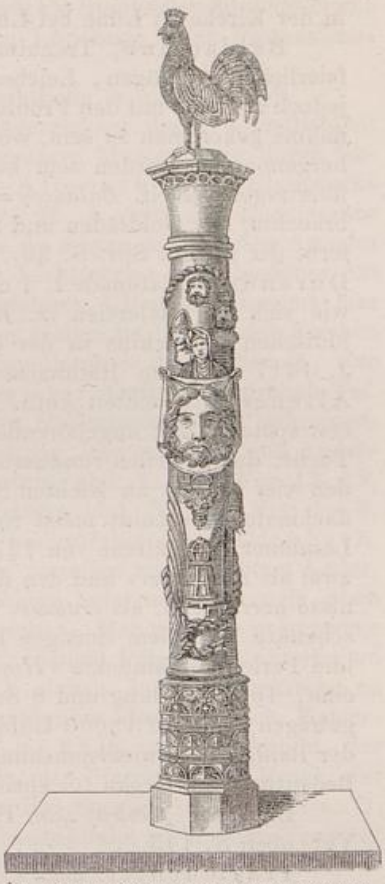


Fig. 111. Passionssäule im Dome zu Braunschweig (nach Görges).

19. **Processionsgeräthe** verschiedener Art: Vortragekreuze (*cruces processionales*) [1], welche auf einer hohen, oben in einem Knauf endenden verzierten Stange (*hasta, hastile*) befestigt, den Processionen vorangetragen werden. Durandus, Rationale l. 4 c. 6 n. 18: »*Crux ergo quasi regale vexillum et triumphale signum in processionibus praemittitur.*« — Die ältesten und kostbarsten Exemplare aus dem X. u. XI. Jahrh. befinden sich im Schatze der Münsterkirche zu Essen und sind bei aus'm Weerth, Kunstdenkm. II. Taf. XXIV—XXVI. in grossem Maasstabe in Farbendruck abgebildet (s. oben S. 117 Fig. 44); andere etwas jüngere in der Reliquienkammer auf dem Schlosse zu Hannover. Abbildungen von Processionskreuzen des XII—XVI. Jahrhunderts aus verschiedenen Kirchen Cölns bei Bock, das heil. Köln Taf. III. 11, IX. 35. 37, XX. 77, XXVI. 104, XXXIX. 109, XL. 113.

Fahnen (*vexilla*). — Der Gebrauch von Fahnen bei den Bittgängen wird von Durandus (l. c. l. 6 c. 102 n. 8) auf das Labarum Constantins des Grossen zurückgeführt: »*Quod vero cruces et vexilla portantur, a Constantino sumpsit ecclesia, qui cum in somnis crucis signum vidisset, eique dictum fuisset: Vinces in hoc signo, jussit cruces in vexillis bellicis insigniri.*« — Die Kirchenfahnen entsprechen der Form nach im Wesentlichen der Beschreibung, welche Eusebius (de vita Constantini l. 1 c. 31) von dem Labarum gegeben hat: an einem langen Stabe ist eine Querstange befestigt, von welcher das viereckige (unten in drei Spitzen ausgezackte) Fahnentuch herabhängt; letzteres ist mit einem gestickten oder gemalten Kreuze oder Heiligenbilde geschmückt. Der Gebrauch dreieckiger oder solcher Fahnen, die wie die Kriegsfahnen nicht an einem Querstabe, sondern an der Fahnenstange selbst befestigt sind, ist im römischen Rituale unter-

1) Ueber die Verwendung der Vortragekreuze als Altarkreuze s. oben S. 114.

sagt; vgl. Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche S. 160. — Einige bemalte Processionsfahnen aus Penig, der Zeit um 1500 angehörig, befinden sich im Museum des Grossen Gartens in Dresden; andere ältere in der Kirche zu Lüne bei Lüneburg.

Baldachine, Traghimmel, wenn auch wohl schon viel früher bei feierlichen Aufzügen, Leichenbegängnissen etc. vorkommend, scheinen jedoch zugleich mit den Fronleichnamsprocessionen erst in allgemeine Aufnahme gekommen zu sein, wobei die leitende Idee von den Ciborienaltären hergenommen worden sein könnte. Der Name Baldachin (*baudekynus*), übertragen vom it. *Baldacco* = Bagdad, woher ursprünglich der dazu gebrauchte, aus Goldfäden und Seide gewebte Stoff kam (vgl. Diez, Wörterb. der roman. Spr. S. 39). — Die mittelalterlichen Traghimmel, wie Durandus, Rationale l. 4 c. 6 n. 11. 12 [1]) dieselben beschreibt, und wie sich aus Malereien (z. B. aus der colorirten Federzeichnung eines jüdischen Baldachins in der Chronik des Ulrich von Reichenthaler vom J. 1417 auf dem Rathhause zu Constanz; Abbild. bei v. Hefner-Alteneck, Trachten Abth. II. Taf. 23) ergiebt, bestanden (ohne das erst späterer Zeit angehörende feste Gestell) nur aus einem viereckigen Tuche, das zuweilen rundherum mit herabhängenden Zotteln besetzt, mit den vier Zipfeln an leichten Stangen befestigt war. Die Farbe des Baldachinstoffes scheint meist roth gewesen zu sein: das Inventarium der Londoner Paulskirche von 1275 führt drei Traghimmel an, von denen es zwei als »*purpurei*« und den dritten, obwohl von einem Leichenbegängnisse herrührend, als »*rubeus*« bezeichnet. — Cardinal Albrecht von Mainz schenkte 1540 dem dortigen Dome drei reich gestickte, mit Edelsteinen und Perlen geschmückte »*Himmel*« aus rothem Goldstoff, von denen der eine, 10 Schuh lang und 9 Schuh breit, von sechs vergoldeten Stangen getragen, und auf 18000 Gulden geschätzt wurde. — Vgl. Bock, Fz., der Baldachin (Processionshimmel) in seinem Ursprung, seiner Form und Bedeutung, im Organ für christl. Kunst 1862 No. 19. 21—23.

Bahren (*feretra*) zum Tragen der Reliquiensärge und Gnadenbilder. Vgl. oben S. 145.

Tragleuchter, nach Cölner Mundart Tortschen (ital. *torcia* = Fackel), Stäbe, oben mit Lichtteller und Kerzenstachel, zuweilen in bemaltem Schnitzwerk ausgeführt: ein $4^1/_4$ F. hoher Processionsleuchter, an dessen sechseckigem mit Zinnen und Mauerthürmen (s. oben S. 125) geschmücktem Obertheil aus Blech zwei Engel schweben mit Kreuz und Dornenkrone, in der Abteikirche zu Gladbach; ein anderer, grösserer mit Tabernakelaufsatz, in welchem ein Marienbild, in der heil. Geistkapelle zu Wismar — beide abgebildet im Organ für christl. Kunst 1856, artist. Beil. zu No. 3. — Zwei gegen 6 F. hohe, zierlich geschnitzte, bemalte und vergoldete Kerzenhalter (XV. Jahrh.) aus Penig im Museum des Grossen Gartens zu Dresden; ebendaselbst auch ein, eine gewundene

---

1) »*Quatuor ministri super pontificem mappulam ferunt in summitatibus quatuor baculorum colligata, et inde ipsi ministri mappularii nuncupantur: mappula illa diversis figurata est imaginibus. — In summitatibus baculorum imagines quatuor evangelistarum collocantur.*«

Säule bildender, oben eine Heiligenstatue tragender Wallfahrtstab aus der Kirche in Roda bei Frohburg vom Ende des XV. Jahrhunderts. Aehnliche zum Theil mit Bildwerk geschmückte Stangenleuchter im Dome zu Lübeck und in der Johanniskirche zu Lüneburg, vier Processionsstangen auch in der Stadtkirche zu Jena.

20. **Raritäten,** besonders naturgeschichtliche, s. oben S. 160.

21. **Schlosserarbeiten,** oft gleich ausgezeichnet durch Künstlichkeit der Arbeit, durch geschmackvolle, stilgemässe Muster, wie durch Bemalung und Vergoldung. Vgl. Hefner-Alteneck, J. v., Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des M. A. und der Renaissance 1861 etc., auch Amé, E., Ferronnerie du moyen-âge, in den Annales archéol. (1854) 14, 304 sqq. — Ausser Lichtträgern verschiedener Art (s. oben S. 119—122 und 130) und anderen Utensilien kommt hier namentlich in Betracht das Gitterwerk vor Hallen im Innern der Kirchen (z. B. im Dome zu Magdeburg vor der Kapelle unter den Thürmen, vom J. 1498; Abbild. bei Statz und Ungewitter, Goth. Musterbuch Taf. 57 u. 58) und von Thüren an kirchlichen Nebenräumen und Schreinen. (Vgl. die Abbild. von Gitterwerken aus Fritzlar, Immenhausen und Andernach ebd. Taf. 55 Fig. 11—18, aus Marburg ebd. Taf. 12 Fig. 12. 13, vom Sacramenthäuschen im Dome zu Meissen ebd. Taf. 56 Fig. 1—8, vom Sacramenthäuschen im Dome zu Fürstenwalde bei Kallenbach, Chronologie etc. 2. Taf. 21). Ferner die zuweilen mit gefärbtem Leder, Tuch, Papier etc. unterlegten Eisenbeschläge hölzerner Thüren (s. oben S. 67), welche die letzteren oft ganz überziehen. Man sehe die polychrome Abbild. des abwechselnd mit rothem und blauem Pergament unterlegten Beschlages der Sacristeithür aus dem XV. Jahrh. in der Pfarrkirche zu Bruck a. d. Mur in den Mittelalterl. Kunstdenkm. des österreich. Kaiserstaates Bd. 1 (S. 150 Fig. 4) Taf. XXI. u. XXII. und die Abbild. der Beschläge an Thüren der Kirche zu Collin, der Pfarrkirche zu Bruck, der Friedhofskapelle und eines Schrankes in der Sacristei daselbst a. a. O. S. 148 ff.; an einer Thurmthür der Liebfrauenkirche zu Wiener-Neustadt a. a. O. Bd. 2 S. 188; mehrere Thürbeschläge aus Oesterreich u. d. Enns u. Steiermark in den Mittheil. der k. k. Central-Commission (1859) 4, 104 u. 137, aus Krakau ebd. (1857) 2, 305. Die Hauptthür der Pfarrkirche zu Boppard ist bei der Restauration im J. 1841 vernichtet und durch moderne Tischlerei ersetzt; eine Abbild. des ehemaligen romanischen Beschlages bei Moller, Denkm. Bd. III. Taf. 21. — Im Dome zu Magdeburg ein Wandschrank, dessen Thür über einem Ueberzug aus rothem Pergament ganz mit schön gezeichnetem Laubwerk überkleidet ist; s. den aus der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst 1, 233 entnommenen Holzschnitt Fig. 112. — Abbildungen von Thürbeschlägen von St. Elisabeth in Marburg bei Statz und Ungewitter a. a. O. Taf. 51 u. 52 Fig. 1—6, von der Schlosskapelle daselbst Taf. 49 Fig. 1 u. Taf. 53 Fig. 1—3, vom Dome zu Erfurt Taf. 11 Fig. 1—3 u. Taf. 52 Fig. 7—9, aus St. Severi daselbst Taf. 10 Fig. 4. 5. 10, von mehreren Kirchen in Mühlhausen Taf. 49 Fig. 6—8 u. Taf. 53 Fig. 7 u. 9, von der Kirche in Schmalkalden Taf. 10 Fig. 3, von einem Schrein in Andernach Taf. 53 Fig. 5 u. 6, von verschiedenen hessischen Werken

Taf. 11 Fig. 8, Taf. 12 Fig. 1—7. 9—11, Taf. 49 Fig. 2—4, Taf. 53 Fig. 1—4, Taf. 54, aus Fulda Taf. 55 Fig. 8. 9, aus dem Dome in Magdeburg Taf. 50 Fig. 1 u. Taf. 53 Fig. 8, aus dem Dome in Meissen

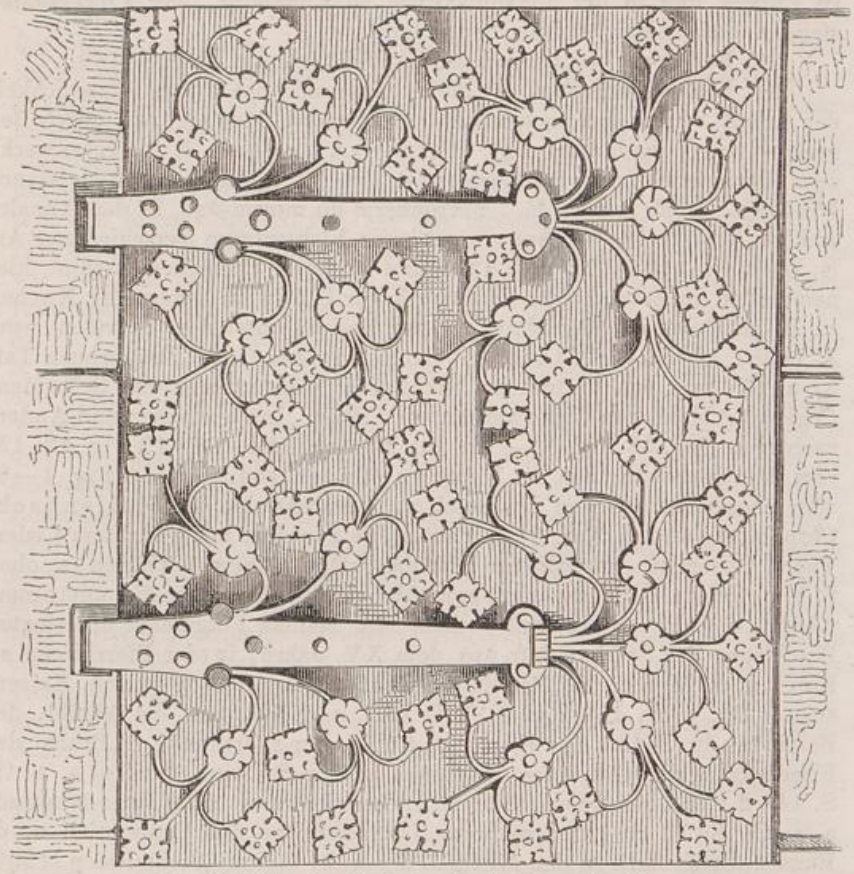


Fig. 112. Thür eines Wandschrankes im Dom zu Magdeburg.

Taf. 49 Fig. 5, Taf. 50 Fig. 2—5, aus der Wiesenkirche in Soest Taf. 10 Fig. 6. 7; Kastenbeschläge aus St. Elisabeth in Marburg Taf. 59 Fig. 1 (kupferne ebd. Fig. 2) und verschiedene Schlosserarbeiten Taf. 7—9, Taf. 55 Fig. 1—7 u. 10. — Beschläge von dem Tabernakelschrein in der Kirche zu Bernau bei Kugler, Kleine Schriften 1, 116. — Ein Schlüssel von Bronze aus dem XII. Jahrh., mit drei männlichen Gestalten verziert, hat sich in der Elisabethkirche zu Marburg erhalten und ist abgebildet bei Becker u. v. Hefner-Alteneck, Kunstwerke etc. I. Taf. 64.

22. **Stationen** d. i. Stillstandsorte der Wallfahrten und Processionen in abgemessenen Entfernungen, bezeichnet durch Bildwerke, welche einzelne Vorgänge aus dem Leben, namentlich aus der Leidensgeschichte Jesu zur Anschauung bringen; oft in Verbindung mit den Calvarienbergen

(s. oben No. 4). Die berühmtesten Stationen sind die in Nürnberg am Wege vom Thiergärtnerthor bis auf den Johanneskirchhof: sieben Standsäulen mit Reliefs von Adam Kraft um 1490, den Leidensweg Christi bezeichnend (restaurirt; vgl. die Abbild. bei Wolff, Nürnbergs Gedenkbuch Taf. 81—88).

23. **Steinkreuze** im freien Felde bezeichnen oft die Stelle, wo ein Mord verübt worden (oder jemand plötzlich verstorben) ist, und mussten von den Todtschlägern zur Sühne errichtet werden, z. B. vor dem westlichen Eingange der Marienkirche zu Berlin, wo 1335 der Propst Nicolaus von Bernau vom Volke erschlagen wurde. Viele Beispiele solcher Kreuze bis zum J. 1596 (das älteste datirte von 1350) bei Waldmann, H., über den thüring. Gott Stuffo (Heiligenstadt 1857) S. 99 ff; vgl. auch Bösigk, Fz. L., über Mordkreuze, in den Mittheil. des k. Sächs. Vereins für Erforsch. vaterländ. Alterth. 1857 Heft 10. — Walthierer, Steinkreuze, von Todtschlägern zur Sühne errichtet (Beispiele von 1436 und 1463), im Anzeiger des german. Museums 1860 Sp. 207. — Eine Abbild. des dem Herzog Friedrich von Braunschweig 1400 bei Fritzlar errichteten Kreuzes bei Steinruck, disqu. hist. de Frid. duce Brunsv. et Luneb. anno 1400 haud procul Fritzlaria caeso. Marb. 1743. — In den Gegenden, wo sich solche Kreuze finden (im Hohensteinischen, bei Wetzlar, in Westfalen, Franken, Oberpfalz, Altbayern, Schwaben) führen dieselben oft den Namen »*Schwedenkreuze*«, nach dem Volksglauben zur Bezeichnung solcher Stellen, wo im 30jährigen Kriege Gefallene ein gemeinsames Grab gefunden hätten. — In mitten der Vorstadt Neumarkt bei Jüterbog steht ein sehr altes (ursprünglich 3 Ellen hohes) Granitkreuz, der Localsage zufolge an einer Stelle, wo ehemals heidnische Sacra gefeiert wurden, und daselbst zum Andenken an die Einführung des Christenthums im XII. Jahrh. errichtet.

24. **Teppiche** fanden in den mittelalterlichen Kirchen ausgedehnte Anwendung, nicht bloss als Vorhänge vor Thüren (*vela januarum*) und Fenstern (*panni*; s. oben S. 68), als Rücklaken und Sitzkissen (*dorsalia, bancalia*; oben S. 198) in den Chorstühlen, oder statt der Scheidewände des Chores (»*velum inter clerum et populum*« bei Durandus, Rationale l. 1. c. 3 n. 35), zu beiden Seiten der Altäre (»*cortinae in utroque latere altaris*«, welche in manchen Kirchen während der Secreta in der Messe vorgezogen wurden, »*quae tunc extenduntur*« und den Priester »*quasi*« verhüllten; ebd. l. 4 c. 39 n. 1, vgl. oben S. 104), sondern auch zum Behängen der Wände und Pfeiler bei festlichen Gelegenheiten (»*cortinae in festivitatibus propter ornatum*«; ebd. l. 1 c. 3 n. 39) und in der Fastenzeit vor dem Sanctuarium (»*velum, quod sacrarium a clero dividet*«; ebd. n. 35) als Fastentücher (*cortinae quadragesimales*) zur Erinnerung an den Vorhang im Tempel zu Jerusalem. Ausserdem erwähnt Durandus (ebd. n. 23) auch der Fussdecken: »*Substratoria, quae pedibus substernuntur,*« und der Fusssteppiche: »*Tapetia sunt panni, qui pedibus substernuntur.*« — Im früheren M. A. bezog man die Teppiche aus dem Orient (*cortinae Alexandrinae, Tyriae; vela Byzantea, Syrica*), die dann später auch im Abendlande, in Palermo unter den Normannen zuerst durch sarazenische und byzantinische Arbeiter, nachgeahmt wurden: diese kost-

baren Seidengewebe waren oft mit symmetrisch (in kreisrunden Einfassungen, daher *pallia scutellata, rotata*) geordneten Thierfiguren gemustert (Elephanten, Löwen, Pfauen, Papageien, Adler, Einhörner, Greife; daher *vela leonata, aquilata etc.*). Seit dem Ende des X. Jahrh. wurden Teppiche in einzelnen (besonders französischen und niederländischen) Klöstern durch Laienbrüder, und später durch zünftige Handwerker, stets aber auch in den Nonnenklöstern (aus Seide, Wolle, Zwirn auf einem Aufzuge von starken Hanffäden) gewebt und zeigen figürliche Darstellungen biblischen, symbolischen und profanen Inhalts. Diesen Webereien schliessen sich die (auf grober Leinwand mit gezwirnter Wolle etc.) von Frauenhand gestickten Arbeiten an. Auf Leinwand mit Leimfarben gemalte Teppiche kommen frühestens erst seit dem XIV. Jahrh. vor. Fast regelmässig sind die Teppiche (die orientalischen mit arabischen) mit erläuternden oder anderen Inschriften versehen. — Ueber Gebrauch, Stoffe, Technik und Bezugsquellen der Teppiche vgl. Jubinal, Achille, Recherches sur l'usage et l'origine des tapisseries à personnages. Paris 1840. — Bock, Fz., Gesch. der liturg. Gewänder des M. A. 1856; auch desselben Catalogus pannulorum holosericorum textura et antiquitate memorabilium. Colon. (1859). — Springer, Ant., Teppiche als Bildmotive, in den Mittheil. der k. k. Central-Commission (1860) 5, 67 ff. 75 ff. — Schnaase, Kunstgesch. IV. 1, 341.

Wie aus der Vergänglichkeit und der oft schonungslosen Benutzungsweise der Teppiche erklärlich, ist aus dem früheren M. A. wenig erhalten, das meiste jedoch in niedersächsischen ehemaligen Nonnenklöstern: die romanischen (bereits oben S. 202 erwähnten) Rücklaken der Chorstühle des Domes zu Halberstadt (Christus und die Apostel, die Opferung Isaacs, zwei Enden von etwa 43 F. Länge bei ungefähr $3\frac{1}{2}$ F. Breite); ein aus verschiedenen Bruchstücken zusammengesetzter orientalischer Seidenteppich mit braunvioletten Thierfiguren und Palmetten auf gelbem Grund aus der Zeit der Kreuzzüge, früher im Kloster Wienhausen, jetzt »*im Privatbesitz*« (abgebildet bei Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgesch. Abth. II. Taf. 9. 10); Theile eines gewebten Teppichs aus der Zeit um 1200 mit der Vermählung des Mercurius und der Philologia nach dem Dichter Marcianus Capella (abgebildet bei Steuerwaldt und Virgin, Kunstschätze im Zittergewölbe zu Quedlinb. Taf. 36—40; vgl. Kugler, Kl. Schriften 1, 635 ff.) in der Stiftskirche zu Quedlinburg; ferner im Kloster Wienhausen ein gestickter Teppich von 13×7 F. mit der Geschichte von Tristram und Isolde nebst 37 Wappen, aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrh. (abgebild. bei Mithoff a. a. O. Taf. 6); zwei ebenfalls dem XIV. Jahrh. angehörige gestickte Teppiche, der eine mit Jagdscenen, der andere mit Prophetenfiguren (abgebild. a. a. O. Taf. 7), das Bruchstück eines aus derselben Zeit stammenden mit alttestamentlichen Scenen (abgebild. ebd. Taf. 2) und zwei gestickte Teppiche aus dem XV. Jahrh., der eine mit der Legende des Ap. Thomas (abgebild. ebd. Taf. 8), der andere mit der Geschichte der heil. Elisabeth (abgebildet ebd. Taf. 2). Auch finden sich noch Teppiche in den ehemaligen Klöstern Heiningen (XIII. oder XIV. Jahrh.), Ebsdorf (XV. und XVI. Jahrh.), Lüne (1505 und 1506), Weende und im Dome zu Halberstadt

(um 1500); über den Kanzelteppich in Eisleben s. oben S. 207. — Die Lorenzkirche in Nürnberg besitzt Teppiche aus dem XIV—XVI. Jahrh., die ältesten mit den Aposteln und der Legende der heil. Katharina; die dortige Sebaldskirche einen Teppich von 1497 mit der Geburt Christi und vier Heiligen; die Elisabethkirche zu Marburg einen Teppich mit der Geschichte des verlorenen Sohnes, aus der Zeit um 1400. — Der Katalog des Erzbischöfl. Museums in Cöln (vom J. 1855) führt an (No. 102. 105—109) gewebte Teppiche aus St. Johann zu Cöln (Bruchstücke aus dem Beginn des XVI. Jahrh.), ein Bruchstück mit der Fahrt der heil. Ursula und einen grösseren Altarteppich mit Thier- und Pflanzen-Ornament (beide aus dem XV. Jahrh. und Eigenthum des Museums), aus Maria-Lyskirchen in Cöln (XVI. Jahrh.), aus den Kirchen zu Niederwerth (XV. Jahrh.) und Kerpen (Stickerei aus dem XV. Jahrh.) — In der bischöflichen Residenz zu Gurk ein Behang der Fensterbrüstung des bischöflichen Oratoriums in der Schlosskapelle mit symbolischen Darstellungen, aus dem XVI. Jahrhundert. — Interessant ist ein Teppich aus dem XVI. Jahrh. im National-Museum zu München (mit der Anbetung der Könige) durch die kleine Darstellung einer Nonne, die einen Teppich webt, welcher vor ihr der Höhe nach ausgespannt ist. — Unter den bemalten Teppichen des späteren Mittelalters sind namentlich die Fastentücher hervorzuheben. Der grösseste bekannte Teppich dieser Art ist das Hungertuch, welches zum Andenken an eine überstandene Hungersnoth von dem Gewürzkrämer Jacob Gorteler zu Zittau in die dortige Johanneskirche gestiftet wurde und sich jetzt im Museum des Grossen Gartens zu Dresden befindet: eine grobe Leinwand mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte alten und neuen Testaments in 108 durch deutsche Reime erläuterten Bildern. Vgl. Bösigk, L., Führer durch das Museum etc. S. 35 ff. — Das Palmtuch in Güglingen von 25×15 F. aus dem XV. Jahrh., bemalt mit 60 biblischen Bildern; vgl. Kunstblatt 1847 S. 200. — Viel älter ist die noch im romanischen Stil mit dem Bilde der Maria und sechs Aposteln bemalte Leinwand in St. Aposteln zu Cöln, angeblich das von Richmondis von Aducht († 1350) gesponnene Bahrtuch derselben, vielleicht aber ein Fragment eines grösseren Fastentuches; vgl. Bock, das heil. Köln. St. Aposteln S. 8. — Auch im Münster zu Freiburg i. Br. ein Stück eines späteren Fastentuches.

25. **Todtenleuchten** sind hohle runde, vier- oder vieleckige Säulen in der Mitte eines Kirchhofes, deren (zuweilen auf einer Treppe zugänglicher) oberer laternenartiger und mit einem Spitzdach gekrönter Aufsatz zur Aufnahme eines »*Arme-Seelenlichtes*« diente, welches zu Ehren der Entschlafenen die ganze Nacht brennend erhalten wurde und den Friedhof erleuchtete. — Petrus Venerabilis, de miraculis l. 2: »*Obtinet medium cimeterii locum structura quaedam lapidea, habens in summitate sua quantitatem unius lampadis capacem, quae ob reverentiam fidelium ibi quiescentium totis noctibus fulgure suo locum illum sacratum illustrat. Sunt et gradus, per quos illuc ascenditur; supraque*« etc. Vgl. Lenoir, Architecture monastique 2, 441. — Braun, über Todtenleuchten, in den Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein. Hft. 8 (1860). — Riggenbach, Ch., über Todtenleuchten, Arme Seelen-Lampen, in den

Mittheil. der k. k. Central-Commission (1862) 7, 228. — Essenwein, A., über einige Todtenleuchten in Oesterreich, ebd. S. 317 bis 325. — Diese Kirchhofslaternen scheinen früher in manchen Gegenden ziemlich allgemein verbreitet gewesen zu sein und blieben bis ins XVI. Jahrh. beliebt, sind aber seitdem ausser Gebrauch gekommen und meist zu Grunde gegangen; die ältesten bekannten rühren aus dem XIII. Jahrh. her. Als ältester Ueberrest einer Todtenleuchte wird angeführt ein in der Mitte des Kreuzgartens am Dome zu Magdeburg befindlicher (vermuthlich aus dem 1207 abgebrannten Ottonischen Dome herrührender) 6 F. hoher Säulenschaft aus orientalischem Granit mit einer gegliederten sechseckigen Deckplatte aus Sandstein, welche bedeutend ausladet und das ehemalige Lichthäuschen trug, von dem nur noch die fialenartige Bedachung vorhanden ist. Todtenleuchten frühgothischen Stils auf dem Kirchhofe zu Schulpforta (abgebildet bei Puttrich, Denkmale II. Lief. Schulpforta Bl. 8) und neben dem Dome zu Regensburg; spätere mehrfach in Westfalen (auf dem Kirchhofe vor Paderborn, zu Salzkotten, Brakel, Delbrück, Schildesche, Oelde, Stromberg, Werl, Aplerbeck, beim Dome zu Münster, bei der Bartholomäikirche zu Ahlen); zu Mühlhausen in Th. bei der Georgskirche; zu Klosterneuburg vom J. 1381 (von einem Bürger nach einer Pest gestiftet und wohl das ausgezeichnetste Monument dieser Art; 30 F. hoch, mit sechs Hochreliefs aus der Leidensgeschichte; abgebild. in den Mittheil. der k. k. Central-Commission a. a. O. Taf. XV. zu S. 320), zu Hainburg auf dem Dechanthofe (15 F. hoch; XIV. Jahrh.), Gurk neben dem Dome (15 F. hoch; abgebild. bei Essenwein a. a. O. S. 320 Fig. 3), Brixen auf dem Domkirchhofe 1483 (10 F. hoch; ebd. Fig. 4), Schwaz bei Innsbruck (mit noch unterhaltenem ewigen Lichte), Freistadt in Oberösterreich 1488 (30 F. hoch, abgebild. a. a. O. S. 321 Fig. 5), Penzing nächst Wien (26 F. hoch; abgebild. ebd. S. 322 Fig. 6); ehemals im Kloster Klingenthal zu Basel 1520 (abgebildet bei Riggenbach a. a. O. S. 229 Fig. 1; vgl. oben S. 92). — Von eigenthümlicher Construction ist die Todtenleuchte auf dem Kirchhofe der Katharinenkirche zu Oppenheim (abgebild. ebd. Fig. 2), welche mit dem dortigen, im XV. Jahrh. erbauten Karner dergestalt erkerartig verbunden ist, dass das Tragsäulchen derselben, freistehend, auf einer Console ruht und die Krönung der Laterne ebenfalls eine Vorkragung bildet, während eine kleine Steintreppe im Innern der Kapelle zu einer Maueröffnung führt, durch welche man das Licht an seinen Ort setzen konnte. Dieselbe Einrichtung hat ein Lichtgehäuse an der Pfarr-

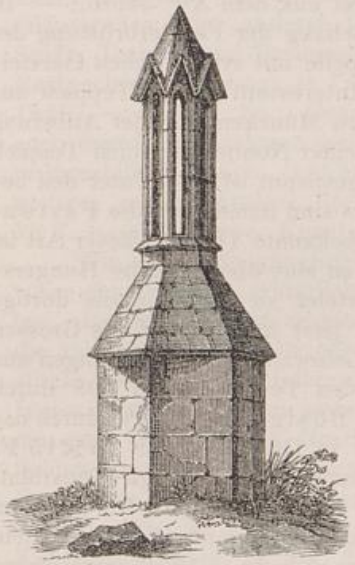


Fig. 113. Todtenleuchte zu Schulpforta (nach Puttrich).

kirche zu Botzen (abgebild. bei Essenwein a. a. O. S. 324 Fig. 13), welches indess keine öffentliche Kirchhofslaterne war, sondern eine Privatstiftung zu Ehren eines bestimmten einzelnen Grabes, wie dergleichen Lichthäuschen öfter als Angebäude an Kirchen vorkommen, z. B. mehrfach an St. Stephan in Wien (vgl. die Abbildungen ebd. S. 323 Fig. 11 u. 324 Fig. 12), an der Pfarrkirche zu Bingen (abgebildet bei Statz und Ungewitter, Goth. Musterbuch Taf. 141, 3—6) etc. — Ebenso sind auch die Betsäulen (s. oben No. 2) zuweilen mit einer Vorrichtung zur Aufnahme eines Lichtes verbunden.

26. **Uhren.** Zuweilen sind Sonnenuhren (*solaria*) an den Kirchen angebracht, z. B. am Dome zu Regensburg aus dem J. 1487, am Münster zu Strassburg, am Chor des Freiburger Münsters von 1502 u. a. m. — Im Domkreuzgang zu Regensburg befindet sich eine aus dem Conventgarten von St. Emmeram herstammende Säule von Granit mit einem Astrolabium aus dem XIII. Jahrh., womit wahrscheinlich eine Sonnenuhr verbunden war. Gleiche Bestimmung mag eine mit den personificirten Monaten des Jahres (in zweimal sechs Statuetten über einander) verzierte Sandsteinsäule aus dem XIV. Jahrh. gehabt haben, die bei der jüngsten Restauration der Klosterkirche zu Nienburg a. d. S. in der Erde liegend gefunden wurde und jetzt in der Sacristei aufgestellt ist. — Mechanische Uhren, welche durch ein Gewicht in Bewegung gesetzt werden, sollen von dem berühmten Gerbert († als Papst Sylvester II. 1003) erfunden worden sein. Schlaguhren werden zuerst erwähnt in den um 1120 zusammengetragenen Usages de l'ordre de Cîteaux, wo dem Sacristan aufgegeben wird, die Uhr so zu regeln, dass sie schlägt und ihn vor dem Frühgottesdienste weckt. Ausserdem wird vorgeschrieben, die Lectionen so lange fortzusetzen, bis die Uhr schlägt. Vgl. Pottier, Monuments français inédits 2, 29. Auch bei Joh. Beleth, divini officii explicatio c. 86, und nach ihm bei Durandus (Rationale l. 1 c. 1 n. 35) werden Schlaguhren in den Kirchen erwähnt: »*Horologia, per quae horae leguntur, id est colliguntur.*« Das Zifferblatt war bis ins XVI. Jahrh. in 24 Stunden getheilt; darum die ganze, auch die grosse Uhr genannt. (Ein solches, früher im Dome zu Magdeburg befindliches Zifferblatt ist seit dem Restaurationsbau nicht mehr vorhanden.) — Künstliche astronomische Uhren erhielten das Münster zu Strassburg 1352—54, die Marienkirche in Lübeck 1405 (an beiden Orten im XVI. Jahrh. durch neue Werke ersetzt), die Marienkirche zu Danzig 1464 (von Hans Düringer), die Klosterkirche zu Heilsbronn im XVI. Jahrh. (von Thomas Teichmann; vgl. die Abbild., nach einer alten Zeichnung, bei Stillfried, R. v., Alterth. u. Kunstdenkm. des Hauses Hohenzollern. Neue Folge. Lief. 4. Schlussvignette). Letztere, im Schiff der Kirche aufgestellte Uhr bildete einen Schrein mit spätgothischer Decoration und zierlicher Bekrönung. Auf einem Sockel vor dem Schrein stand die Figur eines Löwen, auf dem das Knochengerippe des Todes rittlings sass und stündlich mit einem Knochen auf das Haupt des Löwen schlug, der dann brüllend die Zeit angab. Ein noch complicirteres Werk solcher Art ist das weithin berühmte Männleinlaufen am Michelschörlein der Frauenkirche zu Nürnberg, verfertigt von dem Schlosser Georg Heuss mit in Kupfer getriebenen

Figuren von Sebastian Lindenast (1506—1509): Kaiser Karl IV. auf dem Throne und vor ihm stehend ein Herold. Mit dem Schlage der Stunde, die der Tod einläutete, setzten zwei Paar Hornbläser neben dem Throne ihre Hörner an, aus einer Thür traten die sieben Kurfürsten hervor, zogen sich verneigend vor dem Kaiser vorüber und verschwanden durch eine andere Thür. — Oeffentliche Thurmuhren wurden seit der Mitte des XIV. Jahrh. allmählich eingeführt, und der Dom zu Magdeburg erhielt eine solche 1396.

27. **Votivgeschenke.** Wie ehemals in den Tempeln heidnischer Götter, fand man bereits in den Märtyrerkirchen des christlichen Alterthums (Theodoret. Opp. 4, 922; vgl. Neander, Kirchengesch. 2, 481) Nachbildungen der Glieder, deren Heilung der Hilfe der Märtyrer verdankt worden, aus Gold oder Silber als Weihgeschenke aufgehängt, und die Sitte solche Votivgeschenke, häufiger aus Wachs als aus edlem Metall, bei Gnadenaltären aufzuhängen, hat sich bis heute in der katholischen Welt erhalten. Auf einem Flügelbilde des Sebaldialtars aus dem XVI. Jahrh. in der Kreuzkirche zu Schwäbisch-Gmünd sind zwei Altäre dargestellt, über denen an einer beweglichen Stange mehrere Füsse, ein Kopf und ganze Kinderfigürchen hängen (Abbild. bei Laib und Schwarz, Studien zur Gesch. des christl. Altars Taf. IX. 1. 2). Bekanntlich aber beschränkte und beschränkt sich die fromme Dankbarkeit nicht auf die Dedication von Modellen erkrankter und geheilter Körpertheile, sondern errichtet ex voto Kirchen und Kapellen, Altäre etc. und stattet die Gotteshäuser mit den verschiedensten Denkmälern und Schmuckgegenständen aus.

28. **Wahrzeichen** sind allerlei Denkmale und Curiosa etc. in oder an Kirchen und anderen öffentlichen Orten einer bestimmten Stadt, die jeder reisende Handwerker gesehen haben musste, um sich über den Besuch der betreffenden Stadt gehörig ausweisen zu können, z. B. die grosse Glocke auf dem Dome zu Erfurt, das Kauermännchen am Domkreuzgange zu Merseburg, den Grabstein mit dem auf dem Dudelsack spielenden Esel im ehemal. Dom (jetzt im Museum) zu Hamburg, die Riesenrippe in der Nicolaikirche zu Jüterbog, den auf Rosen gehenden Esel an der Marktkirche zu Halle a. d. S., die sechs Töpfe über dem Eingange zur Krypta der Petri-Paulikirche zu Görlitz (angeblich als Erinnerung an den früher an dieser Stelle abgehaltenen Topfmarkt), die oben (No. 26) erwähnten automatischen Kunstuhren zu Nürnberg u. Heilsbronn u. a. m. — Vgl. über Städte-Wahrzeichen, in der Illustrirten Zeitung 1857 No. 706 ff.

29. **Wärmäpfel** (*poma calefactoria*), zum Erwärmen der Hände beim Altardienste im Winter, sind hohle durchbrochene aus Metall verfertigte Aepfel, in welchen sich ein Einsatz mit glühenden Kohlen oder heissem Wasser oder einem glühenden Eisen befindet. Ein Inventarium von Laon aus dem J. 1502 führt an; »*Pomum argenteum, deauratum, foratum in plerisque locis, habens receptaculum etiam argenteum, in quo solet poni ferrum candens, ad calefaciendas manus sacerdotis celebrantis tempore hyemali.*« Vgl. De Laborde, Notice des émaux du musée du Louvre. (Paris 1853) 2, 456, woselbst aus fürstlichen Schatzverzeichnissen des XIV—XVI. Jahrh. noch mehrere Exemplare angeführt werden. Nach

Bock, die Goldschmiedekunst des M. A. S. 28 (Inhalt von Lief. IV. 24) besitzt der Dom zu Halberstadt ein Calefactorium aus dem XIV. Jahrh., und auf der archäolog. Ausstellung des Vereines Arcadia in Prag im J. 1861. (Katalog No. 94 u. 95) waren zwei aus der dortigen Valentinskirche stammende, zierlich aus Erz gearbeitete und theilweise vergoldete Wärmäpfel befindlich. — Eine andere Gattung von Calefactorien führt Durandus (Rationale l. 1 c. 3 n. 30) an: »*Scutra, id est vasa aequalis amplitudinis in fundo et in ore ad calefaciendum facta.*«

30. **Weihwasserbecken** aus Stein oder Metall, entweder in der Form der Taufsteine (nur kleiner) oder consolenartig aus der Wand hervortretend, an den Kirchthüren befindlich zur symbolischen Reinigung der Eintretenden, erinnern an die von Eusebius, Hist. eccl. l. 10 c. 4 n. 16 als Sinnbilder der heiligen Reinigung (*ἱερῶν καθαρσίων σύμβολα*) im Vorhofe der alten Kirche erwähnten Becken mit lebendigem Wasser (*χρῆναι*), in welchen sich die Eintretenden vor dem Betreten der Kirche die Füsse waschen mussten (*Οὐκ εὐθὺς ἐφῆκεν ἀνάγνοις καὶ ἀνίπτοις ποσὶ τῶν ἔνδον ἐπιβαίνειν ἁγίων.*). — Ueber die verschiedenen Benennungen der Weihwasserbecken vgl. Kreuser, Kirchenbau 1, 185. — Wir nennen die romanischen Weihwassersteine auf dem Kirchhofe zu Chammünster (aus Granit, mit figürlichen Reliefs), in der Kirche zu Wechselburg (s. die Abbild. oben S. 206 in Fig. 84), den wie eine Muschel geformten in der Klosterkirche zu Herrenalb (Fig. 114) und die gothischen im südlichen Kreuzarme des Cölner Domes (aus schwarzem Marmor), rings um den Fuss eines Pfeilers zwischen den Seitenschiffen zunächst der Sacristei des Münsters zu Ulm (abgebildet im V. Bericht des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben, Taf. 2 [VII.]), in der Klosterkirche zu Bebenhausen, neben dem oben S. 250 angeführten Brunnen im Regensburger Dom (abgebildet bei Gailhabaud, die Baukunst etc. Bd. III. auf Taf. 17) etc. — In Beziehung auf den eines Fusses entbehrenden Granitstein im Pfarrgarten zu Coeselitz bei Cammin in Pommern (abgebildet in der Zeitschr. für christl. Archäol. und Kunst 1, 85, woher wir den

Fig. 114. Weihwasserstein in der Klosterkirche zu Herrenalb.*)

*) Nach einer gütigst von Herrn Ferd. v. Quast mitgetheilten Zeichnung.

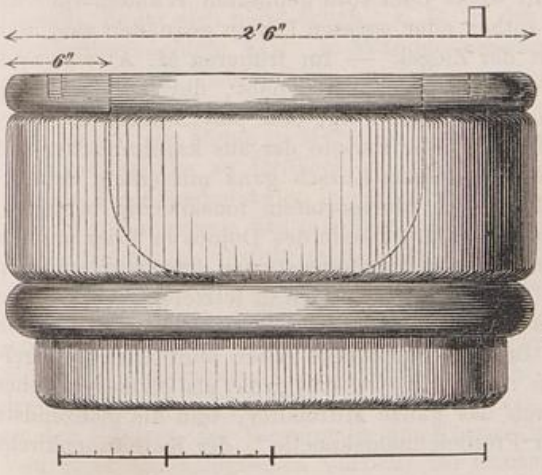


Fig. 115. Steinbecken bei Coeselitz.

Holzschnitt Fig. 115 entlehnt haben) mag es (wie in manchen ähnlichen Fällen) zweifelhaft sein, ob er als Tauf- oder Weihwasserbecken gedient hat; für letzteres scheinen die nicht bedeutenden Maasse zu sprechen.

Schlussbemerkung

über Polychromatie und Restauration der mittelalterlichen Kirchen.

Die nüchterne, einfarbige Tünche, womit das Innere der meisten alten Kirchen gegenwärtig überstrichen ist, war nicht der mittelalterliche Geschmack: Pfeiler und Bögen, überhaupt alle aus Werkstücken errichteten Theile blieben durchaus von Tünche befreit und zeigten den Stein in seiner natürlichen Farbe; nicht bloss das Blattwerk der Säulencapitäle wurde oft (z. B. in der Predigerkirche zu Basel [1]) vergoldet oder bunt gefärbt, sondern auch die Portale mit ihren Bildwerken erhielten den Farbenschmuck; die Wandflächen waren gewöhnlich mit Malereien geschmückt, die getäfelten Decken zuweilen bemalt (z. B. in St. Michael zu Hildesheim [2]) und reich gemustert. — Aehnlich verhielt es sich meist auch mit den aus gebrannten Steinen errichteten Gebäuden: die Ziegel behielten ihre natürliche Farbe (wie z. B. noch jetzt im Dome und in der Marienkirche zu Stendal, in der Wallfahrtskirche zu Wilsnack, in der Klosterkirche zu Doberan etc.), die Gewölberippen wurden polychromatisch gefärbt, nur die Kappen erhielten einen Ueberzug von Putz und wurden zuweilen, aber selten, mit Gemälden geschmückt (z. B. in den Marienkirchen zu Colberg und zu Herzberg a. d. Elster). Im Meklenburgischen kommen indess auch Kirchen (z. B. die Marienkirche zu Röbel [3]) mit weiss oder roth geputzten Wänden vor, die dann aber beziehendlich mit rothen oder weissen Linien gequadert sind, und zwar grösser als das Format der Ziegel. — Im früheren M. A. war auch die an byzantinische Vorbilder erinnernde Sitte beliebt, durch Verwendung verschiedenfarbiger Steine in wechselnder Folge eine polychromatische Wirkung hervorzubringen. So ist z. B. die Façade der aus karolingischer Zeit stammenden Durchgangshalle im Kloster Lorsch ganz mit einem Schachbrettmuster aus rothen und weissen Marmortafeln mosaikartig bekleidet. Auch die dem XI. Jahrh. angehörenden Theile des Domes in Trier und der Michaeliskirche in Hildesheim zeigen in den Bogenstirnen einen regelmässigen Wechsel rother und weisser Sandsteine, der sich in letzterer Kirche selbst bis auf die Säulen (mit weissen Basen und Capitälen, mit rothen Schaften und Kämpfern) erstreckt. — In Norddeutschland gehen bunt glasirte Ziegelsteine (Wechselsteine in roth, schwarz und grün) als eigenthümliches Ornament des Aeussern durch das ganze Mittelalter, und die glänzendste Wirkung wurde z. B. an der Fronleichnamskapelle [4]) der Katharinenkirche

---

1) Abbild. in Farbendruck in den Mittheil. der Gesellsch. für vaterländ. Alterth. in Basel VI. Taf. 6 u. 7.

2) Die Deckengemälde der St. Michaeliskirche in Hildesheim in Chromo-Lithographie, bei Storch u. Kramer in Berlin, mit Text von J. M. Kratz.

3) Abbild. in Farbendruck in der Zeitschr. für Bauwesen (1852) II. Bl. 55.

4) Ansicht in Farbendruck bei Adler, Mittelalterl. Backsteinbauwerke Heft II. Taf. 14.

zu Brandenburg (XV. Jahrh.) erzielt. — Anderweitig dienten zuweilen auch Malereien zum Schmucke des Aeusseren der Kirchenwände; in Norddeutschland z. B. am Chore des Domes zu Breslau, an der südlichen Vorhalle der Peterskirche zu Magdeburg etc. — Selbst die Dächer nahmen an der allgemeinen Farbenpracht Theil: das Chordach des Domes von Cöln, mit einem durchbrochenen Kamme auf dem Firste gekrönt, hatte eine Decke aus Blei, die vermittelst flacher Zinnlöthungen mit vielfachen vergoldeten Zierrathen und grossen Buchstaben, welche Verse auf die heil. drei Könige bildeten, damascirt war. — In Süddeutschland kamen sehr häufig bunt glasirte Dachziegel in Anwendung, z. B. an einem Theile von St. Stephan in Wien, in Botzen, Colmar und Basel, auf dessen Münster die Ziegel ein Rautenmuster bilden, das in grün, gelb, rothbraun und weiss abwechselt.

Wenn im M. A. Erweiterungen und Umgestaltungen älterer Gebäude vorgenommen wurden, behielt man gern so viel als möglich das alte Mauerwerk bei. So ist z. B. das gothische Schiff der Klosterkirche zu Schulpforta eine Umgestaltung einer älteren Kirche romanischen Stils, in der Klosterkirche zu Doberan enthält das südliche Seitenschiff noch Reste einer alten Rundbogenkirche, und in der Leonhardskirche zu Frankfurt a. M. erscheint das kleine ursprüngliche Gebäude in das spätere grössere wie in eine Schachtel eingeschoben. Als Beispiele geschickter mittelalterlichen Restaurationen sind zu nennen: die Abteikirche zu Deutz, St. Severin und St. Andreas zu Cöln. Eine der am häufigsten vorgenommenen Umänderungen ist die Vertauschung der ursprünglichen flachen Holzdecken mit Steinüberwölbungen, z. B. im Schiff von St. Maria auf dem Capitol zu Cöln, in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt (jetzt wieder mit Holzdecke) etc. Auch die Vergrösserung der ursprünglichen Fensteröffnungen, ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Baustil, findet sich nicht selten, z. B. in der Klosterkirche zu Echternach Oberlichter aus dem XIII., in Wänden aus dem XI. Jahrh.; minder häufig scheint man mit Thüren Umwandelungen vorgenommen zu haben, z. B. ein Portal aus dem XVI., in der Giebelwand des nördl. Kreuzarmes aus dem XIII. Jahrh. am Dome zu Merseburg. Als einzig in seiner Art ist der Umbau der Klosterkirche zu Drübeck zu bezeichnen, wo die vorhandenen Steincapitäle der Arkadensäulen in verändertem Geschmack zwar, aber ebenfalls noch in romanischem Stil mit Stuckblattwerk überzogen wurden. Bei theilweisen Neubauten verfuhr man in der Regel mit unbefangenster Rücksichtslosigkeit, indem man den Stil des Vorhandenen nicht weiter beachtete, sondern die neuen Anbauten etc. nach dem jeweiligen veränderten Zeitgeschmack ausführte. Zuweilen liess man selbst unfertige Details verschiedener Stilweisen unbekümmert auf einander stossen, wie sich deutliche Merkmale davon zeigen, z. B. im Westchor des Domes zu Naumburg a. d. S., oder an den Pfeilern der Vierung in der Klosterkirche zu Nienburg a. d. S. — Von einer archäologischen Vorliebe für Conservirung des Alten finden sich nur selten einzelne Spuren, z. B. die Nachbildung der ursprünglichen Säulencapitäle des abgebrannten Ottonischen Domes zu Magdeburg bei dem Neubau des Chores im XIII. Jahrh., oder die Wiederverwendung des romanischen Bogenfrieses an dem spätgothischen Langhause der Stadtkirche zu Freiburg a. d. U. — Am wenigsten Werth scheint man auf vorhandene ältere Wandmalereien gelegt zu haben: man übermalte dieselben bei Restau-

rationen mit neuen — besseren oder auch schlechteren. Am häufigsten wurden noch einzelne, mit merkwürdigen Bildwerken, Wahrzeichen etc. versehene Steine conservirt. So findet sich z. B. an einer Ecke der Georgskirche zu Tübingen ein Stein mit einem Löwen und einem Greif, und darüber die Inschrift: »*der stain lit an der dritten kirche uf diser hofstat*,« und im Treppenhause der Vorhalle an der Stadtkirche zu Freiburg a. d. U. eine alte mit Reliefs geschmückte Thürlünette etc. — Es ist daher erklärlich, dass die meisten grösseren Kirchen in Folge von Erweiterungen und theilweisen Neubauten verschiedene Baustile in ihren aus verschiedenen Zeiten herrührenden Theilen zeigen, wovon die Chorwände des Münsters zu Bonn, an denen man auf geringer Fläche die Reste aus mindestens drei verschiedenen Bauperioden neben und durch einander erblickt, eines der sprechendsten Beispiele darbieten (vgl. die Abbild. bei Otte, Gesch. der deutschen Baukunst S. 157), und da überdies die Erbauung grosser Kirchen oft Jahrhunderte hindurch dauerte (am Dome zu Regensburg z. B. wurde über 450 Jahre gebaut) [1]), während welcher Zeit sich der Geschmack vielfach änderte, so wurde der Fortbau selten nach dem ursprünglichen Plane, oder doch wenigstens im Geiste desselben, weiter geführt, was jedoch bei einigen der bedeutendsten Werke (Dome von Cöln, Magdeburg etc.) glücklicherweise der Fall war. — Wenn nun ihrer streng genommen heterogenen Bestandtheile ungeachtet die mittelalterl. Kirchengebäude dennoch meist einen einheitlichen und harmonischen Eindruck hervorbringen, so ist dies darin begründet, dass die verschiedenen Baustile des M. A. in genetischer Aufeinanderfolge von demselben kirchlichen Geiste durchdrungen waren, während die späteren zopfigen Zusätze und Veränderungen deshalb überall störend wirken, weil der aus ihnen sprechende Geist ein fremdartiger und unkirchlicher ist. — Noch mehr als in baulicher Beziehung sind die alten Kirchen durch ihre innere Ausstattung mit Denkmälern etc. ein Spiegel aller der seit ihrer ersten Vollendung an ihnen vorüber gegangenen Perioden, was bei den häufigen Restaurationen der Gegenwart stets sorgfältig beachtet werden sollte, damit nicht die ehrwürdigen Denkmale unserer Voreltern ihres geschichtlichen Charakters völlig entkleidet, und die Fäden zerrissen werden, die uns durch sie geschichtlich und gemüthlich mit der Vorzeit in organische Verbindung setzen.

Ueber die bei Restaurationen zu befolgenden Grundsätze: Vitet, L., in der Allgem. Bauzeit. 1852 Heft 11 u. 12. — v. Quast, in der Zeitschr. für christl. Archäol. u. Kunst die Rubrik »*Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler*« und im Correspondenzbl. des Gesammtvereines etc. (1858) VII. S. 29 ff. — Jahrbuch der k. k. Central-Commis. etc. in den verschiedenen Jahrgängen die »*Abtheilung I.*« — Reichensperger, Fingerzeige S. 29 ff. — Giefers, W. Engelb., Prakt. Erfahrungen die Erhaltung, Ausschmückung, Ausstattung der Kirchen betr. Paderborn 1858.

1) Um den gottesdienstlichen Bedürfnissen zu genügen, wurden die Kirchen vor ihrer gänzlichen Vollendung gewöhnlich schon theilweise geweiht und in Gebrauch genommen, und man führte zu diesem Zwecke Nothdächer auf, über denen man den Oberbau fortsetzte (Dom zu Halberstadt), oder schloss vollendete Theile durch einstweilige Scheidewände von den noch im Bau begriffenen ab (Dom zu Cöln).